This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H
1389

IOACH·WICHART VON MOELLENDORFF
GENERAL-LIEUTENANT DER INFANTERIE
GOUVERNEUR ZU BERLIN

Berliniſche Monatsſchrift.

Herausgegeben

von

F. Gedike und J. E. Bieſter.

Dritter Band.

Januar bis Junius 1784.

Berlin, 1784.

Bei Haude und Spener.

AP
30
.B48
v.3

11-29-55
95512

Inhalt des dritten Bandes.

Januar.

1. An die Kalliope. Aus dem Horaz. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 3
2. Ueber den Werth der Komplimente. Vom Hrn. Geheimen Juſtizrath Möſer. 13
3. Epiſtel an Herrn Hofrath Pfeffel in Kolmar. Vom Herrn Kanzleidirektor Gökingk. 17
4. Ueber die 39 Artikel der engliſchen Kirche und deren Beſchwörung zur Vertheidigung gegen Herrn Ritter Michaelis. Vom Herrn Moſes Mendelsſohn. 24
5. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortſetzung.) 46
6. Noch eine Anfrage an den ungenannten Zellerfelder; chriſtliche Bacchanalien in der Chriſtnacht betreffend. 56
7. Ueber die Kalender, beſonders über einen politiſchen für die vereinigten Niederlande. Von J. E. Bieſter. 62
8. Ueber den Urſprung der Weihnachtsgeſchenke. Von Fr. Gedike. 78
9. Auch etwas über die Folter. 88
10. Fernere Nachricht von dem Plan zu einer allgemeinen Reviſion des Erziehungsweſens. Vom Herrn Edukationsrath Campe. 94

Februar.

1. An die Lyce. Aus dem Horaz. Vom Herrn Profeſſor Ramler. Seite 97
2. Vorſchlag, wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen. Vom Herrn Geheimen Juſtizrath Möſer. 103
3. Maurerode beim Schluß des Jahrs 1783. 108
4. Von den Rechten der menſchlichen Handlungen. Vom Herrn Profeſſor Selle. 112
5. Ueber den Erfinder der fliegenden Luftmaſchinen. Vom Herrn Profeſſor Prevoſt. 129
6. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortſetzung.) 142
   Zuſatz der Herausgeber. 157
7. Brief an die Herausgeber, von dem Ehemann einer Sappho. 164
8. Auch etwas über die Folter. Beſchluß. 172
9. Falſche Toleranz einiger Märkiſchen und Pommerſchen Städte in Anſehung der Einräumung der proteſtantiſchen Kirchen zum katholiſchen Gottesdienſt. 180

März.

März.

1. Horaz und Lydia. Vom Herrn Prof. Ramler. Seite 195
2. Ueber den Urſprung und Gebrauch der Verwandelungen. Vom Herrn Prof. Schneider. 197
3. Dädalus und Ikarus. Nach dem Ovid. 214
4. Ueber die frühește Bildung junger Kinderſeelen. Ein Bruchſtük. Vom Herrn Edukationsrath Campe. 218
5. Einige Bemerkungen über die Herrenhuterkolonie zu Diedendorf und den Abbé Raynal. (Aus den Briefen eines Reiſenden.) 228
6. Ueber den Vorſchlag, die Geiſtlichen nicht mehr bei den Ehen zu bemühen. Vom Herrn Grafen von F—n. 236
7. Ueber die neue preußiſche Juſtizverfaſſung. Eine Erinnerung zu den Briefen über Berlin. 243
8. Von Verpachtung der Landgüter. Vom Herrn Hauptmann v. Winterfeld. 249
9. Andenken an den Herrn General Grafen von Anhalt. Vom Herrn Bibliothekar Daßdorf. 259
10. Wiederum ein Beiſpiel von trauriger Schwärmerei aus Aberglauben. Vom Herrn Schröder. 263
11. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortſetzung.) 268
12. Aus einem Briefe vom Vorgebürge der guten Hofnung. 282
13. Der vollſtändige Name des deutſchen Kaiſers. 286

 April.

April.

1. Katulls Abſchied von ſeiner Geliebten. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 289

2. Ueber Barrabas Loßlaſſung. Eine hiſtoriſch-politiſche Paſſionsbetrachtung. Vom Herrn Geheimen Juſtizrath Möſer. 291

3. Etwas über die Hexenproceſſe in Deutſchland. Vom Herrn Stadtſyndikus Voigt in Quedlinburg. 297

4. Ueber Denk- und Druckfreyheit. An Fürſten, Miniſter, und Schriftſteller. 314

5. Ueber die neue preußiſche Juſtizverfaſſung. Zweites Fragment. 330

6. Auch eine Hypotheſe über die Schöpfungsgeſchichte Moſis. Vom Herrn Prof. Moritz. 335

7. Ein Brief aus und über Bamberg. 346

8. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortſetzung.) 351

9. Auszug aus dem Teſtament des ſel. Arletius. Von J. E. Bieſter. 370

10. Ueber den allgemeinen europäiſchen Staatskalender eines Franzoſen. 381

Mai.

Mai.

1. An das römiſche Volk. Horazens ſiebente Ode des fünften Buchs. Vom Herrn Profeſſor Ramler. Seite 386

2. Ueber den Unterſchied einer chriſtlichen und bürgerlichen Ehe. Vom Herrn Geheimen Juſtizrath Möſer. 388

3. Von den Militärehen der Engländer. Von Ebendemſelben. 394

4. Die Bildſäule. Vom Herrn Prof. Engel. 396

5. Betrachtungen über die Hinrichtung mit dem Schwerdte. Vom Herrn Profeſſor Meiners. 408

6. Nachricht von der Ruppiniſchen Garniſonſchule. Vom Herrn Rektor Struve. 422

7. Auszüge aus einigen Hexenakten bei der Königl. Preuß. Erbvoigtei in Quedlinburg. Vom Herrn Stadtſyndikus Voigt. S. 430

8. Noch einige Bemerkungen über Hexenproceſſe und Folter. Von Ebendemſelben. 453

9. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortſetzung.) 463

10. Brief aus Boſton. 475

11. Litterariſche Anfrage. 479

Junius.

Junius.

1. Die Vergötterung. Horazens dritte Ode dritten Buchs. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 481

2. Ueber Muſefeld. Vom Herrn Prof. Eberhard. 497

3. Ueber den Glauben an den hundertjährigen Kalender. 508

4. Beitrag zur weiblichen Charakteriſtik. Vom Herrn Geheimen Sekretär Brömel. 516

5. Ueber die neue preußiſche Juſtizverfaſſung. 521

6. Schreiben eines Schleſiers an den Akatholikus Tolerans. 530

7. Anhang zu dem voranſtehenden Schreiben. 545

8. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortſetzung.) 558

9. Nachtrag zu der Nachricht von chriſtlichen Bakchanalien in der Chriſtnacht. Vom Hrn. Rektor Borhek. 561

10. Ueber einen Aufſatz im deutſchen Merkur, und einen andern in Schlözers Staatsanzeigen, beide die Berliniſche Monatsſchrift betreffend. Von den Herausgebern. 571

Ver-

Berliniſche Monatsſchrift.

1784.

Erſtes Stük. Januar.

1.

An die Kalliope.

Horazens vierte Ode des dritten Buchs.

v — v — v — v v — v v

v — v — v — v v — v v

v — v — v — v — v

— v v — v v — v — v

O! ſteig herab vom Himmel, Kalliope!
Stimm an die Flöte, Göttinn! wo nicht, ſo ſing'
Ein Jubellied mit ſüßer Stimme,
Oder beginn es auf Phöbus Saiten! —

Iſts? oder täuſcht ein Taumel der Wonne mich?
Schon hör' ich ſie, ſchon wall' ich durch ſelige
Luſthaine mit ihr, dort, wo ſtille
Bäche ſich wälzen und Weſte gaukeln;

Dort, wo mich Knaben, als ich von Spiel und Schlaf
Bezwungen da lag, außer der Vatererd'
Apuliens, an Vulturs Hange,
Dichtriſche Tauben mit Laub bedeckten:

Ein Wunder allen, die den Bantinerwald
Die heerdenvollen Auen des niedrigen
Ferents bewohnen, und das über-
hangende Felſenneſt Acherontiä,

Wie ſicher ich vor Ottern und Bären ſchlief,
Wie mich geweihte Lorbern umhülleten
Und dichte Myrten, mich, ein Kind, nicht
Ohne die Götter voll hohen Muthes.

Durch euch, Kamönen, leb' ich, mit euch beſteig'
Ich die Sabiner Hügel und Tiburs Flur,
Irr' in Präneſtens Hainen, ruhe
In dem durchwäſſerten Thale Bajens.

Mich, eurer Chör' und heiligen Quellen Freund,
Hat bey Philippi keine fatale Schlacht
Erlegt, kein fluchbeladner Baum, kein
Schiffe zerſchellender Palinurus.

Begleitet ihr mich, wag' ich den Bosporus
In einem Nachen ſonder Gefahr, und geh'
Mit einem Stabe durch den öden
Sand der Aſſyriſchen Ufer, ſuche

Den Britten auf, den Mörder der Fremdlinge,
Und die mit Blut der Roſſe ſich letzenden
Konkanen, der Gelonen Köcher,
Und an des Tanais Quell den Scythen.

Ihr laßt den großen Cäſar, ſo bald der Held
Das müde Kriegesheer in die Städte legt,
Und ſeiner Arbeit Ende wünſchet,
In den Aoniſchen Grotten ausruhn:

Ihr gebt gelinden Rath, ihr Holdſeligen!
Und freut euch eures Rathes. — Doch wiſſen wir,
Der frevelnden Titanen Rotte
Schlug er mit mächtigem Donner nieder,

Er, der den trägen Erdball, das wilde Meer,
Die Städte lenkt, den Reichen der Könige
Gebeut, und alle Götter, alle
Menſchen beherrſcht mit gerechtem Zepter.

Groß war ſein Schrecken, als die verſchworne Schaar
Der Brüder anhub, trotzend auf ihre Kraft
Und Arme, den ringsum bewachſnen
Pelion auf den Olymp zu wälzen.

Doch was vermag wohl Typhons und Mimas Wuth,
Und was der Rieſenkörper Porphyrions,
Was Rhötus, und mit ausgeriſſnen
Eichen Enceladus da, wo Pallas

Mit ihres Vaters Allmacht die donnernde
Aegide ſchüttelt? — Rüſtig ſtand hier Vulkan;
Hier Juno; hier, der auf der Schulter
Keinen unthätigen Bogen führet,

Den Delius ſein grünender Mutterhain,
Den Patareus der Lycier Strand begrüßt,
Der ſeines Hauptes goldne Locken
In die kaſtaliſchen Fluthen tauchet. —

Macht ohne Rath ſtürzt unter der eignen Laſt;
Mit Rath geführte Macht wird von Göttern ſelbſt
Noch mehr erhöht; verhaßt iſt ihnen
Alle Gewalt, die nach Unheil trachtet.

Bewährt der hunderthändige Gyas nicht
Den Spruch der Weisheit? lehrt ihn Orion nicht,
Der keuſchen Cynthia Verſucher,
Durch den jungfräulichen Pfeil gebändigt?

Noch ſeufzt die Erd', auf eigene Brut geſtürzt,
Klagt ihr Gezücht noch, welches der Donnerſtrahl
Zur Hölle ſchlug; den aufgelegten
Aetna durchfreſſen umſonſt die Flammen;

Der Aar, beſtellt zum Rächer der Schuld, verläßt
Des zügelloſen Tityos Leber nicht;
Und ewig drücken den verwegnen
Buhler Pirithous hundert Ketten.

Anmer-

Anmerkungen.

In dieſer Ode frohlockt der Dichter über den Schutz, den die Muſen und durch die Muſen Auguſtus ihm beſtändig gewährt haben. Er ruft die Kalliope beſonders an, weil dieſe heroiſche Muſe, dem Heſiodus zu Folge, die vornehmſte unter ihren Schweſtern iſt.

V. 10, 11. Außer der Vatererd' Apuliens, an Vulturs Hange.) Der Berg Vultur gehörte zu Lukanien und zu Apulien. Auf der Apuliſchen Seite lag Horazens Geburtsort. Er hatte ſich alſo weit von Hauſe verlaufen. Der Ort wird mit Fleiß ſo genau beſtimmt, damit der Leſer eine wahrhafte Begebenheit erwarten ſoll.

V. 12. Dichtriſche Tauben.) Tauben, wovon die Dichter vieles geſungen haben. Anakreon erzählt, daß ihn eine Taube, die er von der Venus zum Geſchenk bekommen, mit ihren Flügeln bedeckt habe. Vermuthlich hat dieſes den Horaz auf die anmuthige Idee gebracht, zu erdichten, daß ihn in ſeiner Kindheit Kalliope durch Tauben mit Lorbern und Myrten habe bedecken laſſen: eine Vorbedeutung, daß er einſt heroiſche Oden und Liebeslieder ſingen werde, und ein Wunder, wozu er eben ſo viel Recht hatte, als einige ältere Griechen vor ihm, deren Beredſamkeit oder angenehmer Geſang durch den Honig angekündiget worden war, den ein Bienenſchwarm auf ihren Mund getragen,

oder durch eine Nachtigall, die auf ihrem Munde geſungen hatte.

B. 13—16. **Ein Wunder allen, die den Bantinerwald, ꝛc.)** Die umſtändliche Anführung der benachbarten Oerter Bantia, Ferentum, Acheruntis verſtärkt die Wahrſcheinlichkeit der Geſchichte. Von dem letztern Orte ſagt Prokopius, daß er ein Kaſtell an den Grenzen Kalabriens ſey, und von den Römern Acherontis genannt werde. (bell. goth. III. 23.) Horaz nennt ihn Acherontia.

B. 20. **Nicht ohne die Götter voll hohen Muthes.)** Der Dichter iſt frühzeitig ein Freund der ſchönen Natur geweſen. Die Götter (Apollo und die Muſen) haben ihn ſchon von ſeiner Kindheit an ſo dreiſt gemacht, daß er ohne Furcht vor wilden Thieren Büſche und Berge beſucht hat.

B. 21—24. **Durch euch Kamönen leb' ich, mit euch beſteig' ich die Sabiner Hügel ꝛc.)** Horaz ſammelte ſeine poetiſchen Ideen in den ſchönſten Gegenden Italiens: auf ſeinem eigenen Sabiniſchen Landgute; auf Tiburs Bergflur, wo der Anio floß; in dem angenehmen Kampanien, wo beſonders zu Bajä die Römer, der warmen Bäder und der reinen Luft wegen, die herrlichſten Landſitze hatten; und an vielen andern Orten, wo ſeine Freunde Ländereyen beſaßen.

B. 25. 26. **Mich, eurer .... heiligen Quellen Freund, hat bey Philippi keine fatale Schlacht erlegt.)** Die Schlacht auf der Ebene

bey

bey Philippi in Macedonien, welche den Streit der Mörder und der Rächer Cäſars entſchied, und worin Auguſtus über den Brutus und Caſſius ſiegte, unter denen Horaz als Tribun des Heeres bei einer Legion kommandirt hatte. Er giebt zu verſtehen, daß ihm nur ſeine Dichtergabe bey dem Sieger Vergebung ausgewirkt habe. — Das Wort fatal, welches Horaz an andern Orten gebraucht, hat man, als ein vielfaſſendes Wort bereits aus ſeiner Niedrigkeit zu reißen geſucht. Milton, Thomſon und andre Engliſche Dichter und Redner gebrauchen es in ſeiner urſprünglichen edeln Bedeutung.

V. 27. Kein fluchbeladner Baum.) Der Poet verflucht den Baum, der ihn auf ſeinem Landgute beynahe erſchlagen hätte, in einer eigenen Ode.

V. 28. Palinurus,) ein Vorgebirge an der Küſte Italiens, Sicilien gegenüber. Es hatte von Aeneens Steuermann den Nahmen erhalten.

V. 29. Begleitet ihr mich, wag' ich den Bosporus:) die Thraciſche Meerenge, welche Europa und Aſien ſcheidet. Meerengen ſind gefährlicher zu beſchiffen, als große Meere.

V. 32. Sand der Aſſyriſchen Ufer.) Aſſyrien begreift bey den Alten oft Syrien, Chaldäa und Babylonien und alles in ſich, was einmahl unter Aſſyriſcher Botmäßigkeit geweſen iſt; daher ſprechen die Schriftſteller zuweilen vom Aſſyriſchen Meere, vom Aſſyriſchen Libanon, von Aſſyriſchen Purpurſchnecken.

V. 33. Den Britten, den Mörder der Fremdlinge.) Die Einwohner Britanniens hatten damahls vielleicht Urſache, die Fremden, die an ihrer Inſel landeten, für Kundſchafter zu halten: ſie kamen ihnen alſo zuvor, und räumten ſie aus dem Wege.

V. 35. Konkanen, Gelonen:) barbariſche Völker des weitläuftigen Scythenlandes.

V. 40. In den Aoniſchen Grotten.) Den Muſen waren viele Berge geheiligt, beſonders in Böotien, wovon ein Theil Aonien, und in Macedonien, wovon ein Theil Pierien hieß. Im Lateiniſchen ſteht pierio antro; Pieriſche oder Aoniſche Grotten ſagen einerley: Cäſar ruht bey den Muſen aus.

V. 41. Ihr gebt gelinden Rath . . . und freut euch eures Rathes:) nehmlich weil er befolgt wird. Man weiß, wie gelinde Auguſts ſpätere Regierung geweſen iſt. Dieſer Rath, gelinde zu regieren, kam vornehmlich von dem erklärten Freunde der Muſen, dem Mäcenas, her, der ſich ſo gar die Freyheit nahm, als Auguſtus einſt auf dem Richtſtuhl ſaß, und ſeine alte Strenge wieder ausüben wollte, ihm ein Blatt von der Schreibtafel auf den Schooß zu werfen, worauf er die Worte geſchrieben hatte: Stehe endlich auf, Blutrichter! welches einen ſo guten Erfolg hatte, daß er, ohne Widerwillen zu bezeugen, aufſtand, und allen verzieh, die er zum Tode zu verdammen beſchloſſen hatte.

V. 43.

V. 43. 44. Doch wiſſen wir: der frevelnden Titanen Rotte ſchlug er.) Hier ſcheint Horaz bloß die Rache Jupiters an den Rieſen zu erzählen, und meint im Grunde Auguſtus Rache an ſeinen Feinden. Auch drückte er ſich kurz vorher mit Fleiß allgemein aus: Ihr gebt gelinden Rath, gleichſam als ob die Muſen auch die Rathgeberinnen Jupiters geweſen wären. Hiedurch verſchaffte er ſich einen guten Uebergang zu der nachfolgenden Beſchreibung des Titanenkrieges, worin Jupiter keinen gelinden Rath annehmen konnte, ſondern die Strenge gebrauchen mußte.

V. 46. Er, . . . der Städte lenkt, den Reichen der Könige gebeut ꝛc.) Jupiter iſt das Vorbild des Auguſtus, unter deſſen Herrſchaft damahls, nach dem ſtolzen Ausdruck der Römer, Meer und Erde ſtand. "Sein Reich begriff in Eu"ropa Italien, Gallien, Spanien, Griechenland, "Illyrien, Dacien, Panonien, Britannien und "einen Theil von Deutſchland; in Aſien alle diejenigen Provinzen, die unter dem Namen Aſia mi"nor begriffen waren, nebſt Armenien, Syrien, "Judäa, Meſopotamien und Medien; in Afrika "faſt alle diejenigen Theile deſſelben, welche damahls "für bewohnbar gehalten wurden, nehmlich Aegyp"ten, Numidien, Mauritanien und Libyen." Goldſmiths Geſchichte der Römer, 2 Th. 87 u. 88 S. d. deutſch. Ueberſ.

V. 53. Doch was vermag wohl Typhons und Mimas Wuth? ꝛc.) Dieſe angeführten Giganten haben nur die allerentfernteſte Beziehung auf Auguſtus Feinde. Freilich hatte er damahls gerade fünf Bürgerkriege geführt, die uns Suetonius herrechnet; hat der geprieſene Sieger aber unſern Dichter ſo ausgelegt, daß er dieſe Feinde durch fünf Giganten habe andeuten wollen, ſo iſt er in der That ein ſehr ſpitzfündiger Ausleger geweſen.— Daß oben der Titanen erwähnt ward, und hier lauter Giganten mit Nahmen genennt werden, iſt eine den alten und neuern Poeten gewöhnliche Verwechſelung dieſer rebelliſchen Rieſen. Die Titanen waren eigentlich Söhne des Cölus und der Terra, welche Jupiter mit Hülfe ſeiner Brüder beſiegte und in den Tartarus ſtürzte. Eben dieſes widerfuhr den Söhnen der Terra, den Giganten, welche die Verſtoßung der Titanen am Jupiter rächen wollten, und, den Himmel zu erſteigen, Berge auf einander thürmten. Sie gehörten alſo zu Einem Geſchlecht, unternahmen einen gleichen Krieg, und erlitten eine gleiche Niederlage.

V. 58. Rüſtig ſtand hier Vulkan, hier Juno:) nemlich auf Jupiters Seite. Warum Horaz unter den mächtigen Göttern, die dem Jupiter in dem Rieſenkriege Beyſtand leiſteten, außer der ſchwer bewaffneten Minerva und dem Bogenſchützen Apollo, nur des Vulkans und der Juno erwähnt, kann eine verſteckte Allegorie zum Grunde

haben,

haben, die Auguſtus beſſer verſtanden haben wird, als wir. Der Feuergott Vulkan ſcheint ihm wirklich eben ſowohl beygeſtanden zu haben, als ehemals dem Jupiter. Man weiß, daß in der Schlacht bey Actium die Soldaten des Auguſtus Feuertöpfe in des Antonius Schiffe warfen, welche dagegen von ihren hochgethürmten Hintertheilen aus beſondern Maſchinen Pfeile ſchleuderten. Auch Horaz ſelbſt ſagt an einem andern Orte: Neptunius dux (ein Admiral einer Flotte von fünfhundert Schiffen) fugit uſtis navibus; imgleichen: Vix una ſoſpes navis ab ignibus. — Was die Iuno Matrona anbetrifft, ſo kann ein Liebhaber allegoriſcher Auslegungen die Livia darunter verſtehen, die der unrechtmäßigen Gemahlin des Antonius gewiſſer Maßen entgegengeſetzt und als eine Dame angeſehen wird, die manchen klugen Rath gegeben hat, weswegen ſie auch vom Kaligula Ulyſſes ſtolatus, ein Ulyſſes im Weiberrock, genannt ward. Doch verliert die Ode an ihrer Schönheit nichts, wenn auch die Allegorie für weniger ausführlicher gehalten wird.

V. 61. **Den Delius ſein grünender Mutterhain, den Patareus der Lycier Strand begrüßt.**) Auf der Inſel Delus war Apollo unter einem Oehlbaum und Palmbaum geboren worden, daher er den Nahmen führet; und in der Stadt Patara in Lycien an der aſiatiſchen Küſte des Mittelländiſchen Meeres, war eins ſeiner berühmteſten Orakel. Von beiden Oertern ſagt Virgil

Wie

Wie, wenn Apoll das Ufer des Xanthus und Lyciens kalte
Fluren verläßt, und wieder ſein mütterlich Delos beſuchet.

Aeneide, IV, 143.

Wobey Servius dieſe Anmerkung macht: Es iſt bekannt, daß Apollo in den ſechs Wintermonathen bey Patara, einer Stadt in Lycien, Orakel ertheilte, daher er der Patareiſche Apollo genannt wird, und in den ſechs Sommermonathen bey Delus.

V. 69. **Der hunderthändige Gyas.)** Die Centimanen oder hunderthändige Rieſen werden zum Geſchlechte der Titanen gerechnet. Sie heißen Gyas, (Gyges,) Briareus und Cöus.

V. 70. **Orion.)** Ein rieſenmäßiger Jäger, der für einen Sohn Neptuns gehalten ward, wollte der Diana Gewalt anthun, und ward von ihr mit einem Pfeile erſchoſſen.

V. 73. **Auf eigene Brut geſtürzt.)** Man ſehe die Anmerkung zum 53. Verſe.

V. 76. **Den aufgelegten Aetna.)** Den feuerſpeyenden Rieſen Typhon (Thyphoeus) ſchleuderte Jupiter mit ſeinen Blitzen zu Boden, und legte den Berg Aetna auf ihn.

V. 77. **Der Aar,)** im Lateiniſchen ales, der Vogel. Durch dieſen Vogel wird der Geyer gemeint, der zum Geſchlecht der Aaren oder großen Raubvögel gehört.

V. 7[illegible]

V. 78. Des zügelloſen Tityos Leber.) Dieſer unbändige Rieſe wollte Latonen Gewalt anthun, ward aber von ihren Kindern, der Diana und dem Apollo, mit Pfeilen erlegt, und vom Jupiter zur Hölle verdammt, wo er mit ſeinem ungeheuren Körper neun Morgen Landes bedeckt, und wo ihm ein Geyer die Leber wegfrißt, welche alle Monathe wiederwächſt. Wobey man bemerken muß, daß die Leber von den Alten für den Sitz der Leidenſchaften gehalten ward.

V. 80. Pirithous.) Dieſer wollte dem Pluto ſeine Gemahlinn, die Proſerpina, entführen, ward aber ergriffen und mit ſchweren Ketten belegt.

Ramler.

2.

Ueber den Werth der Komplimente.

Schreiben einer Wittwe.

O meine Liebe! närriſch ſollte man über die halbwitzigen Mannsköpfe werden. Geſtern, wie wir uns zu einer Promenade fertig machten, ſagte ich zu dem Herrn — ſeinen Namen errathen Sie leicht: Geben Sie mir ihren Arm, ich habe doch keine beſſere Stütze. Hierauf machte er mir ein

langes und breites Kompliment, ich muſte ihm Ehren halber antworten, und wir geriethen darüber zu aller Welt Wunder in einen höflichen Galimathias, wobei ich ſo roth ward wie Scharlach, er aber ſich die ſtolze Mine eines triumphirenden Komplimentirer's gab. Die ganze Geſellſchaft hatte, ehe ich es mir verſehen, Theil an unſerer Unterredung genommen, und was nach meiner Abſicht bloß ein vertrauliches Wort zur Aufmunterung eines Mannes von gewiſſen Verdienſten ſein ſollte, erhielt durch das Gepränge, womit er ſolches aufhob, eine Art von Gewicht, das mich ordentlich kränkte, und, in Beziehung auf verſchiedene andre von der Geſellſchaft, in eine wahre Verlegenheit ſezte. Wie iſt es aber möglich, daß ein Menſch ſo wenig geſundes Gefühl haben, und jede ſanfte Manier des Ausdruks, wodurch man Gefälligkeit, Aufmerkſamkeit und Empfindung in einer Geſellſchaft von Freunden zu erwekken ſucht, auf eine ſo rauhe Art behandeln kann?

Es iſt, wie Sie wiſſen, meine Gewohnheit, daß ich in Geſellſchaften entweder den geringſten oder denjenigen, auf den die andern am wenigſten achten, gern zu meiner Unterhaltung erwähle, und ihn oft zu ſeiner eigenen Verwunderung zum allerliebſten Manne mache. Dazu gehört nun mancher Blik der feinſten Aufmerkſamkeit, manches verbindliche Wort, und auch wohl ein unfreiwilliger Druk der Hand, der ſo weggleitet, ohne daß er förmlich

erwiedert werden ſoll. Wenn man aber alles dieſes in ein groſſes Licht ſetzen, mich wegen jeder Bewegung gleichſam zur Rechenſchaft fordern, und alle Schattirungen zu beſondern Farben heraus heben wollte, ſo würde man, ich weiß nicht was, aus mir machen können.

Bei dem Herrn *** iſt es jedoch nicht Mangel von Gefühl, ſondern bloß die Begierde, in fertigen und witzigen Antworten zu glänzen, die ihn zu einer ſolchen Unbeſonnenheit verführt. Er weiß wohl, daß ich eine entſchloſſene Witwe bin, die keinen Menſchen und am allerwenigſten ihn an ſich zu ziehen gedenket; er war überzeugt, daß dasjenige, was ich ihm ſagte, bloß Gutheit und keine aufs Fangen ausgelegte Lokkung war; aber demohngeachtet führte ihn das Glük, meine beſte Stütze zu ſein, zu einer ſolchen Schilderung ſeiner Schwachheit, daß ich, um dem Gezier ein Ende zu machen, in die nächſte Hekke griff, und, anſtatt ſeines Arms, den erſten Krüppelſtok in die Hand nahm.

Sie, meine Beſte, haben mir oft geklagt, daß es ein wahres Unglük für die Geſellſchaften ſei, auch ſelbſt einem Freunde nicht alles ſagen zu dürfen, was man für ihn fühlt. Ich habe aber die Wahrheit dieſer Klage niemals ſo lebhaft empfunden als damals. Wenn ein Freund nicht einmal die aufrichtigen Ergieſſungen der Freundſchaft von der Liebe unterſcheiden kann; wenn man auch gegen dieſen noch etwas von dem, was man ihm gern

ſagte,

ſagte, zurükhalten muß, um ſeine ruhende Eigen-liebe nicht aufzuwekken: wie ſehr wird man denn nicht gegen einen Gleichgültigen mit jeder Gefällig-keit auf ſeiner Hut ſein müſſen! Das männliche Geſchlecht muß einen eignen Grad von Selbſtgefäl-ligkeit beſitzen, um ſogleich jeden beifälligen Blik für einen verbuhlten Wink aufnehmen zu können!

Jedoch Ihren lieben Freund nehme ich davon aus; das verſteht ſich. Dieſen kann man ſogar mit der Wahrheit ſchmeicheln, ohne daß er ſich feierlich dagegeu verwahrt. Er fühlt, was man ihm ange-nehmes ſagt, mit Beſcheidenheit und Zärtlichkeit, und erwartet ſeine Gelegenheit, um uns eine eben ſo warme Empfindung abzulokken; oder er ſchmei-chelt in Thaten, und läßt von ſeiner Erkenntlich-keit noch immer mehr errathen als man davon ſieht. Von der Nothwendigkeit des gegenſeitigen Gefal-lens in den menſchlichen Geſellſchaft, überzeugt, legt er einem vertraulichen Drukke nicht mehr bei, als darin liegt; und weiß wohl, daß auch die ſanft getroffene Eigenliebe ſich unterweilen durch einen Blik verräth, den man der Liebe zuſchreiben könnte. Nie beläſtigt er dieſe ſüßen Ausbrüche der menſchli-chen Natur, dieſe für die Freundſchaft ſo wichtigen Schwächen, mit widrigen Vermuthungen; nie ſchrekt er unſer Herz durch eine witzige Antwort zu-rük, und wenn auch ein Zug von Liebe ſich mit ein-miſcht: ſo iſt man doch bei ihm wegen einer augen-bliklichen Empfindung über alle Auslegung ruhig.

Jedoch

Jedoch ich merke zu ſpät, daß ich über einen Text predige, anſtatt Ihnen einen Brief zu ſchreiben. Verzeihung! Mein Unwille über einen Mann, der ein Kompliment höher aufnimmt, als es gemeint iſt, und wohl gar einen ſogenannten galanten Wettſtreit ſucht, war zu groß; er mußte Luft haben. Ich ſchließe Sie und Ihren lieben Freund zugleich in meine Arme, und bin alles, was Sie wollen, nur nicht Ihre ganz gehorſamſte Dienerin. — — — —

J. Möſer.

3.

Epiſtel an den Herrn Hofrath Pfeffel, in Kolmar. *)

Bald, wenn's der Vorſehung gefällt,
Werd' ich Dir gleich, mein lieber Pfeffel, werden;
Mir ſelbſt erſchaffen eine Welt,
Und nichts von allem, was auf Erden

Mich

*) Dieſer Brief wurde zu der Zeit geſchrieben, als der Verf. noch Hofnung hatte, mit ſeinem Freunde, Baron Wurmb, den gemeinſchaftlich entworfenen Plan zu Errichtung eines Erziehungs-Inſtituts für

Frauen-

Mich aufmerkſam auf Menſchen noch erhält,
Wird künftig noch zu Morgenträumen werden.
Wie Du umringt von muntern Knaben biſt,
Werd' ich es ſein von einem Mädchenkreiſe.
Wie glüklich! wenn das Ziel der Reiſe,
Auf der ich Dich zum erſtenmal geküßt,
Nur endlich noch erſtrebt nach Jahren iſt!
Dann leert' ich doch den Beutel voll Dukaten,
Mein Eigenthum, zu Deutſchlands Beſtem aus,
Und gehe, ſelbſt, nicht leer an guten Thaten,
Aus dieſer Herberg' einſt heraus.
Dann, Pfeffel, will ich ſelbſt vergeſſen,
Daß mir mein Sohn, mein trauter Günther, ſtarb.
Mein Weib zum Schatten ward; indeſſen
Ich um die reiche Braut, die Menſchenkenntniß, warb.
Wohlan! ſo laß die Vorwelt mich verſühnen,
Die unter Seufzen und mit Fluch,
Verdammt, des Biſchofs Eitelkeit zu dienen,
Zu jenem Schloſſ' die Steine trug.
Zwar iſt ihr Wunſch: daß nur noch die Ruinen
Der Enkel ſähe! faſt erfüllt.

Weiſ

Frauenzimmer, auf dem Schloſſe zu Grüningen, ausgeführt zu ſehen. Um die in gegenwärtiger Epiſtel enthaltenen Anſpielungen zu verſtehen, wird die von dieſem Schloſſe im deutſchen Muſeum v. J. 1779. B. 1. S. 486. gegebene Beſchreibung hinreichend ſein, weil die übrigen durch Noten erklärt ſind.

Weil längſt der Sturm durch halbe Fenſter drükt,
Die Käuzchen im Gehörſaal ſich erkühnen
Am hellen Vormittag zu ſchrein,
Und Marder Audienz darin verleihn.

Was ihre Väter murrend bauten,
Das beſſere der Enkel dankend aus;
Denn auf dem Platz, den Thränen einſt bethauten,
Da halte nun der Enkel lachend Schmaus,
Wenn, izt zum zweitenmal, mit Tüchern und mit Bändern
Geſchmükt, hoch auf des Schloſſes Thurm,
Der Tannenwipfel weht, und allen deutſchen Ländern
Der Zimmermann zuruft: Es lebe Wurmb!

Der Saal, wo mit drei Hundert Rittern
Der Biſchof, unter Becherklang
Und Doppelſinn, des Landes Mark verſchlang,
Soll dann vom Tanz vergnügter Mädchen ſchüttern.
Im Zimmer, wo auf ſammtbezognen Thron
Er einſtens wie ein Gott geſeſſen,
Indeß am Fuß, der Armuth Sohn,
Der Stufen Staub hinabgefreſſen:
Da ſprech' ich künftighin dem Uebermuthe Hohn;
Und lehr': Im Menſchen nie den Menſchen zu vergeſſen.
In jener Kammer, wo, von Strafen
Der Kirche und des Pabſtes ungeſchrekt,
Die ſchöne Müllerin ihn küſſend ſonſt gewekt:

Da werden künftig Mädchen ſchlafen,
Die Amor ſelbſt im Traume noch nicht nekt.
Vom Altan *), wo ſein Schmeerbauch zum Verdauen,
Im Angeſicht des Landes, Zeit ſich ließ:
Da wollen wir das zweite Paradies
Bei Dankgeſängen überſchauen,
Und: guten Morgen! ſagen zu dem Brokken,
(Der grad' auf unſern Tiſch uns ſieht)
So gut, wenn ihm zum Fuß das Maienglökchen blüht,
Als wenn er, wie mit Flor, durch ſeine Flokken
Der Mädchen ſchwarzen Huth bezieht.
Im Zimmer mit den aſtigen Geweihen
Der Hirſche, die der Biſchof todt gehezt,
Da werden Deutſchlands Töchter jezt
Sich ſanfterer Empfindung freuen.
Und aus der Marterkammer **), wo geritzt,
Geklemmt, gerekt, zermalmet ward mit Eiſen,
Wer, von des Herzens Zeugnis unbeſchüzt,
Oft, ſeine Unſchuld zu beweiſen,
Nur Thränen hatte: ſollen izt
Die Mädchen die Gefangnen ſpeiſen.

Das

*) Er iſt jezt weggeriſſen und verkauft. Man überſah von ihm eine ſchöne fruchtbare Gegend; die Stadt Halberſtadt im Vorgrunde, die Harzgebürge im Hintergrunde.

**) Der Verf. erinnert ſich aus ſeiner Kindheit, noch einen geſpikten Haſen und ähnliche Werkzeuge darin geſehen zu haben.

Das dreimal-hundert-Fuder-Faß *);
Die Orgel **), die ſelbſt Siecher Lebensgeiſter
Zum Tanze trieb; der Pinſel welſcher Meiſter ***),
Der alles treulich mahlte, was
Ovid einſt ſang, und eines Biſchofs Kitzel,
Stumpft er ſich ab, von neuem ſchärfen kann;
Und ſeiner Bildner nakkendes Geſchnitzel —
Lokt Reiſende zwar nicht mehr an.
Doch unſer Mädchenhauſe wird ihn lokken.
O Fremdling! wenn ein Herz in deinem Buſen ſchlägt,
Im Kopf Gehirn: So ſieh: Iſt's eine Schicht von Dokken
Auf Drath, zum Anſchaun ausgelegt?
Iſt's eine Spieluhr mit zwei Dutzend Glokken,
Ein tönend Erz, ſo lang der Hammer ſchlägt?
Ein Klöppelpult, ein Spinnerokken,
Der bei dem Worte: Hexen auf dem Brokken!
Gleich Flachs vom Winde, ſich, erſchrokken,
Von Furcht ſchon hin und her bewegt?

*) Der König hat dies ungeheure Faß dem Dohmdechant, Freiherrn von Spiegel, geſchenkt, auf deſſen Spiegelbergen bei Halberſtadt es jetzt liegt.

**) Die St. Martins-Gemeinde zu Halberſtadt erhielt ſie vom Könige zum Geſchenk, aber ſie thut in dieſer letztern Kirche, die inwendig ſehr verbaut iſt, nicht mehr die vorige Würkung. Das Werk wurde für eins der beſten in Deutſchland gehalten.

***) Auch dieſe Gemälde (bis auf die ſchon verdorbenen Frescoſtükke) ſind abgeriſſen und verkauft. Sie waren weit ſchätzbarer als die Figuren von Gips und Holz.

Ich hoff' es nicht. Ich ward aus Wahl ein Lehrer,
Um Töchtern das zu ſein, was Pfeffel Söhnen iſt;
Nicht ein Deſpot, Zuchtmeiſter, Freudenſtörer,
Bei dem das Kind Gott ſelbſt ſogar vergißt.
Sag, Fremdling! — Alle ſehn ſie hier! —
Sag, welche dieſer Töchter traten
Mir Eltern ab? und welche ſind wohl mir?
Verräth's nicht Aehnlichkeit der Züge etwa dir:
Die Liebe wird dir's nicht verrathen.
Sieh! wie ſie meinem edlen Freund'
Ein jedes Wort vom Munde ſtehlen,
Und ihn, ſobald er ſchweigt, vereint,
Mit Streicheln und mit ſüßen Worten quälen,
Von ſeinem Schmetterling noch etwas zu erzählen!
Wird Eins von ihnen je dein Weib:
O Fremdling! dann wirſt du uns danken
Für jeden kleinen Zeitvertreib,
Den ſie für dich erſinden wird. Ihr Leib
Wird nie mit ihrem Geiſt um eine Haube zanken;
Sie wird, bei dir, auf einer Raſenbank
Rund überwölkt von Geißblatsranken,
Nicht über Kopfſchmerz klagen vom Geſtank
Der Blüthe; nicht vom Abendthau erkranken;
Nicht jedem Betteljungen gleich
Ein Goldſtük in die Hand, noch naß von Zähren, drükken;
Wird nur beleſen ſein für eure Freund' und Euch,
Mit andern Weibern aber — ſtrikken.

D

O Pfeffel, iſt dies bloß ein Ideal?
Iſt's möglich uns, die Töchter zu erziehen,
Wie Du die Söhne; dann wird auch für uns einmal
Ein Körnchen von dem Weihrauch glühen,
Den auf der Dankbarkeit Altar
Für Dich ſo mancher Vater ſtreut.
Und, glükt es nicht: — Ei nun! was Drang des Herzens war,
Das hat uns beide nie gereut.

Wird aber einſt aus unſerm Reiſe
Ein ſolcher ſtarker zweigevoller Baum,
Als Du zu Deinem und zu Kolmar's Preiſe
Gepflanzt haſt: (Laß mir dieſen Traum!)
Dann werd' ich heitern Bliks nach dem Gewölbe *) ſehen,
Das braver Väter Aſche dekt;
Denn, wann es einſt auch meinen Staub verſtekt,
Bleibt eine Mutter noch vielleicht am Gitter ſtehen,
Und dankt, daß ſo ich ihr Geſchlecht geliebt!
Ihr Mädchen aber ſollt nicht nach dem Sarge ſehen;
Schon lebend ſah ich ungern Euch betrübt.

Gökingk.

*) Das Familienbegräbniß des Verf. an dem man vorbei muß, wenn man nach dem Schloſſe geht.

4.

Ueber die 39 Artikel der engliſchen Kirche und deren Beſchwörung.

(In Beziehung auf Nr. 326 und 332 in des Herrn Ritter Michaelis oriental. Bibliothek, 22ſten Theils.)

Was ich hier über die zu beſagtem Orte vorkommende Recenſion meiner Schrift Jeruſalem zu ſagen habe, iſt nicht der gewöhnliche Hader des Schriftſtellers mit ſeinem Recenſenten; es iſt nicht Klage über Mißverſtand oder gefliſſentliche Verdrehung, ungerechte Anmaßung, liebloſes Urtheil, unbillige Schätzung u. d. gl.; Zänkereien, bey denen die Partheien ſich immer mehr erhitzen, das Publikum aber ſich auf beiderſeitige Unkoſten zu beluſtigen pflegt. Der Herr Ritter Michaelis hat in der eigentlichen Recenſion mich zu keiner Beſchwerde dieſer Art veranlaſſet, und wenn dieſes auch wäre; ſo würde ich mich doch ſehr hüten, dem muthwilligen Theile der Leſer ein Poſſenſpiel dieſer Art zu geben. Alſo nicht ein Wort von allem, was der Herr R. über, wider oder für meine Schrift geurtheilt oder erinnert hat. Ich laſſe alles dieſes an ſeinem Ort geſtellt ſein, und erſpare mir das, was ich etwa darüber zu ſagen habe, auf eine andere Gelegenheit, wo es ohne Streitſucht, und Anſchein von Rechthaberei wird geſchehen können.

nen. Ich habe mich hier bloß gegen eine Anklage zu rechtfertigen, die der Herr Ritter wo nicht ſelber führet, doch andre zu führen veranlaſſet hat. Ich, der ich mich ſo ſehr hüte, irgend einen meiner Nebenmenſchen zu kränken, ich ſoll einen ganzen, in aller Abſicht über mich erhabenen Stand, ohne alle Urſache und Veranlaſſung, verunglimpft und eines Verbrechens beſchuldiget haben, deſſen man den verworfenſten Menſchen, ohne die gültigſten Beweiſe, zu zeihen ſich ein Gewiſſen machen ſollte? Und ich ſoll dieſes bloß in der Abſicht gethan haben, um eine Beſchuldigung, die man meinen Mitbrüdern zu machen pflegt, auf einen edlern Theil des menſchlichen Geſchlechts zurük zu ſchieben? Die Sache iſt eigentlich dieſe;

Ich habe (S. 81. meiner Schrift) von den Männern auf Lehrſtühlen und Kanzeln geſprochen, die ſo manchen Satz, den ſie bei Uebernehmung des Amts beſchworen, in Zweifel ziehen, auch von den engliſchen Biſchöfen geſagt, daß ſie die 39 Artikel des engliſchen Glaubensbekenntniſſes beſchworen, und die Vermuthung geäußert, daß ſie ſolche wohl nicht mehr ſo unbedingt annehmen mögen, als ſie ihnen vorgelegt worden. — Die Gelehrten Deutſchlands, oder, wie ſie der Herr R. beſchreibt, gewiſſe Lehrer einer, wie ſie wollen, verbeſſerten und vernünftigen neuen Religion, überläßt er ihrer eigenen Vertheidigung. Nur dasjenige, was die Engländer angehet, hat ihn zu folgenden Fragen

veranlaßt: "1) Iſt es auch hiſtoriſch wahr, "daß ſie die 39 Artikel beſchwören? Vom "Unterſchreiben weiß ich, ob ſie aber beſchwören, "darnach erkundige ich mich eben. Zwiſchen Nicht-"halten eines Verſprechens und Meineid iſt "doch wohl ein Unterſchied. 2) Iſt nicht in "England deutlich und öffentlich in Schrif-"ten erklärt worden, was eigentlich dieſe Un-"terſchrift ſagt, und wie ſie verſtanden werde? "Ich ſage hier nichts gerade zu; ſondern erkundige "mich darnach, und gebe die Antwort vielleicht in "einer Nachſchrift."

Nun, die Antwort? Sie iſt glücklicher Weiſe noch zu rechter Zeit angekommen, daß ſie in demſelben Theil, als eine Nachſchrift, hat eingerückt werden können. Sie iſt, wie der Herr R. M. verſichert, von einem aus der hohen Engliſchen Geiſtlichkeit ſelbſt, der ihm erlaubt, dieſes zu ſagen: "aber aus einer Urſache," ſetzt Herr M. hinzu, "die zu erwähnen für Herrn Mendelsſohn em-"pfindlich ſein möchte, ſeinen Namen zu nen-"nen verbittet." Ein wahres Räthſel für mich. Wie kann das mir empfindlich ſein, zu wiſſen, wer der Mann iſt, der mich eines beſſern belehret? Würde die Hochachtung, die ich ihm in irgend einer Betrachtung etwa ſchuldig ſein könnte, wohl dadurch vermindert werden? Daß doch bey ſo manchem vernünftigen Manne immer noch Sache und Perſon, Wahrheit und bürgerliches Verhältniß ſo

nahe

nahe beiſammen ſtehen! Damit indeß niemand auf den Unrechten rathe, verſichert Herr M. es ſei nicht der Biſchof von London, mit dem er wohl ehemals über die Unterſchrift der 39 Artikel Briefe gewechſelt hat. Es iſt alſo ein andres Mitglied dieſes in aller Betrachtung verehrungswürdigen Standes; und damit man auch die vierte Antwort beſſer verſtehe, ſagt Herr M. er habe unter andern Fragen auch die vorgelegt: wie ſich bei dem Vorſchlage (motion), die Unterſchrift der 39 Artikel abzuſchaffen, die Biſchöfe im Oberhauſe ſelbſt über den Sinn dieſer Unterſchrift erklärt hätten? Und nun liefert er die Antwort ſelbſt, in der Note Engliſch, im Texte aber Deutſch, weil nicht alle Leſer engliſch verſtehen möchten. Sie lautet, wie folget:

"1) Keiner von der Geiſtlichkeit unſerer Kirche, "vom höchſten bis zum niedrigſten, ſchwört auf die "39 Artikel. Die Biſchöfe ſchwören nicht, ſie "unterſchreiben nicht einmal; aber da alle Geiſt"liche in den niedern Stufen bei der Ordination "unterſchreiben, ſo iſt freilich gewiß, daß jeder "Biſchof auch einmal in ſeinem Leben unterſchrie"ben hat.

"2) Daß alle Biſchöfe von den 39 Artikeln ab"gehen, iſt ſo weit von der klaren Wahrheit ent"fernt, daß ich, der ich ſie alle kenne, doch nicht "mit gutem Gewiſſen ſagen kann, daß auch nur "ein Einziger von ihnen abgeht. (Dies iſt ſehr "viel mehr," ſetzt Herr M. hinzu, "als ich S. 71: "ge-

"geſchrieben hatte; ich konnte nur von ſolchen Bi-
"ſchöfen reden, die ich kannte.)

"3) Die Meinungen ſind ehedem verſchieden
"geweſen: ob die Unterſchrift der 39 Artikel bloß
"den Kirchenfrieden zum Zwek habe, und zu deſſen
"Erhaltung die Verpflichtung auflege, keine neuen,
"davon abweichenden Lehren vorzutragen; oder ob
"ſie als volle Erklärung des innern Glaubens und
"Beſtimmung mit jedem Artikel zu nehmen ſei?
"Beide Meinungen haben groſſe Männer zu Ver-
"theidigern gehabt, die erſte aber ſcheint die allge-
"meinſte zu ſein.

"4) Der Vorſchlag im Parlament, die Unter-
"ſchrift abzuſchaffen, geſchah nicht im Oberhauſe,
"und ſo konnte auch von den darin ſitzenden Biſchö-
"fen, als einem Theil der geſetzgebenden Macht,
"keine Erklärung gegeben werden, die als der Sinn
"von Kirche und Staate angeſehen werden könnte.
"Im Unterhauſe hingegen, wo die Sache behandelt
"ward, ſahen die geſchikteſten Sprecher die Unter-
"ſchrift bloß als eine Einſchränkung polemiſcher
"Schriftſteller und Prediger, zu Erhaltung des Kir-
"chenfriedens, an.

"Ich muß zu dieſen Antworten noch hinzuſe-
"tzen, daß Herr Mendelsſohn vielleicht durch eine
"anonymiſche Schrift verleitet ſein könnte, die zu
"einer Zeit heraus kam, da einigen Geiſtlichen ihre
"Unterſchrift beſchwerlich ward. Dieſe trägt die-
"ſelbe Entſchuldigung der anders denkenden Geiſtli-
"chen

"chen vor, die Herr Mendelsſohn anführt. Man glaubte, ſie wäre von einem alten würdigen Biſchof, der die Abſchaffung der Unterſchrift wünſchte.

"Aber, was ſoll ich von Herrn Mendelsſohn denken, der aus einem ſo ſchwachen Grunde (wenn er anders auch nur dieſen Grund hatte) alle Biſchöfe, von denen er vermuthlich nicht einen einzigen kennt, als Meineidige brandmarkt?"

Endlich ſetzt Herr M. hinzu: "Ich glaube, Herr M. iſt deutſchen Schriftſtellern gefolgt, die dergleichen vorhin geſagt hatten, und das iſt für ihn Entſchuldigung: nur iſt dieſe harte und unbillige Rekrimination gegen das Volk, das dem Jüdiſchen Bürgerrechte geben ſollte, und vorher gewiß ſein will; was lehren die Juden vom Eide? eben keine Empfehlung."

Man ſiehet, beide, der engliſche ſowohl als der deutſche Gelehrte, ſetzen als ausgemacht zum voraus, ich habe alle Biſchöfe Englands als Meineidige brandmarken wollen; der Engländer, weil es ihm vermuthlich ſo vorgegeben worden, und der Deutſche? ich weiß nicht aus welcher Urſache; aber offenbar wider Beſſerwiſſen, wie ich in der Folge zeigen werde. Dieſer will ſogar von der Härte und Unbilligkeit, die ich, als einzelnes Mitglied der Judenſchaft, bei meiner Rekrimination gezeigt, mißliche Folgen für meine ganze Nation beſorgen.

Geſetzt nun, ich hätte mir eine ſolche Unbeſonnenheit zu Schulden kommen laſſen; was wollen

dieſe

dieſe Herren mit ihrem Unterſchiede zwiſchen beſchwören und unterſchreiben? Würde ich mich wohl durch dieſen Schein einer Entſchuldigung haben beſchämen und zurükweiſen laſſen? Sicherlich nicht! Jeder engliſche Geiſtliche, der ordinirt ſeyn will, muß, nach Vorſchrift der vaterländiſchen Geſetze, bei öffentlichem Gottesdienſt die 39 Glaubensartikel der engländiſchen Kirche leſen, und, daß er deren Inhalt einen untrüglichen B[illegible]ll, ohne einige Ausnahme, gebe, mit lauter Stimme bezeugen; da denn einer oder zweene der Eingepfarrten mit ihm zugleich leſen, damit ſie bezeugen können, daß er nichts ausgelaſſen habe. Dieſes Glaubensbekenntniß muß er hernach, als einen Kontrakt, den er mit dem Vaterlande eingehet, und als eine Bedingung, unter welcher ihm das Vaterland Sold, Amt, Ehre und Würden verleihen kann, förmlich unterſchreiben. Was fehlt einer ſo feierlichen Bekräftigung noch zu einem Eide? Etwa die gewöhnliche Formel: So wahr mir Gott helfe, durch ſeinen Sohn J. C.? — Warlich! ſo hätte der Herr N. M., ohne nach London zu ſchreiben, und eine hohe Geiſtlichkeit zu beſchweren, immer auf den geſunden Menſchenverſtand hin vorausſetzen können, daß man die Glaubensartikel mit dieſer Formul nicht beſchwören werde. Jedermann weiß, daß der Glaube an Gott und an J. C. mit zu den 39 Artikeln gehöre, und alſo wäre nichts lächerlicher, als

dieſen

dieſen Glauben durch die Anrufung Gottes und ſeines Sohnes zu bekräftigen. Das hieße nach London ſchreiben, um zu erfahren, ob ein London wirklich vorhanden ſei? Das hieße durch einen Eid bekräftigen, daß man die Eide für unverletzlich halte; in einem Kontrakte feſtſetzen, daß Kontrakte gültig ſein ſollen. Man nennet dies in der Schule einen Zirkel im Beweiſen, und eine weiſe geſetzgebende Macht Englands wird ſich wohl gehütet haben, eine ſolche Ungereimtheit vorzuſchreiben.

Man ſetze nun, es ſei irgend ein Geiſtlicher gewiſſenlos genug, ein ſo feierliches Glaubensbekenntniß abzulegen, Amt, Ehre und Sold von ſeinem Vaterlande darauf anzunehmen, in dem Augenblikke ſelbſt, da er dem Bekenntniß in ſeinem Herzen widerſpricht; würde dieſes Verbrechen geringer ſein, als das Verbrechen eines Juden, der des Wuchers oder der Diebshehlerei angeklagt worden, und ſich durch einen falſchen Eid zu reinigen ſucht? Wird ſich jener noch mit der Entſchuldigung retten können, daß er nicht geſchworen; ſondern bloß bekräftigt und unterſchrieben habe? Ich muß geſtehen, daß meine Kaſuiſtik auf die Nadelſpitze nicht treffen kann, die hier noch einen Unterſchied machen ſoll. Wie kann eine Sache beſchworen werden, ohne welche jeder Schwur nichts bedeutet, ein wahres non ens iſt? Wenn alſo die Geſetze dieſen nicht des Meineides ſchuldig erkennen: ſo müſſen ſie ſicherlich ganz andern Grund haben, als die Hinweglaſſung einer

Formul,

Formul, die in dieſem Fall offenbar ungereimt ſein würde.

Daß nicht ein Einziger Biſchof von den 39 Artikeln abgehe, iſt freilich ſehr viel mehr, als Herr M. (S. 71.) geſchrieben. Daſelbſt heißt es nur von manchen engliſchen Biſchöfen, daß ſie ſehr orthodox ſind; und daran habe ich wohl ſelbſt nie gezweifelt. Wenn ich ſage: zählet die Biſchöfe alle, die von den 39 Artikeln abgehen; ſo iſt dieſes doch nicht eben ſo viel, als: die Biſchöfe alle gehen von den 39 Artikeln ab? Warum ſtellet denn Herr M. die Sache vor, als wenn ich das letztere behauptet hätte, und wies nicht vielmehr den engliſchen Gelehrten zurecht, wenn mich dieſer etwa mißverſtanden hat? Ich glaube allerdings, daß manche Biſchöfe des Oberhauſes ſehr orthodox ſind; ja ich glaube, zur Ehre der Menſchheit, daß ſie es alle damals geweſen, als ſie eingeſetzt worden, und ihr Bekenntniß in den Schoos ihres Vaterlandes abgelegt haben. Daß aber in der ganzen Folge von Jahren, nach dieſer Einſetzung, bei dem, von ſolchen Männern vorauszuſetzenden, unablåßigen Unterſuchen und Forſchen nach Wahrheit, noch itzt nicht ein Einziger Biſchof von den 39 Artikeln abgehe, daß alle ſie noch itzt ſo unbedingt annehmen, als ſie ihnen damals vorgelegt worden; dieſes hatte ich, mit ſo manchem rechtſchaffenen Engländer ſelbſt, aus wahrer Hochachtung für das Amt und den Unterſu-

chungs-

chungsgeiſt dieſer verehrungswürdigen Männer, geradezu verneinen zu müſſen geglaubt. Ein Glük für die engliſche Kirche, daß man dieſes anzunehmen, nicht zum vierzigſten Glaubensartikel gemacht hat. Mancher würde weniger Bedenken finden, die übrigen neun und dreißig, als dieſen vierzigſten, zu unterſchreiben.

Daß einige Schriftſteller in England behaupten, die 39 Artikel haben den Kirchenfrieden zum Zwekke, und dienen bloß zur Einſchränkung polemiſcher Schriftſteller, iſt mir nicht unbekannt geweſen. Allein, ich wußte auch, was andre große Männer von dieſem Vorgeben geurtheilt; wie nachdrüklich ſie ſich wider eine ſogenannte Alliance between Church and State erklärt haben. Reime dieſes Vorgeben, wer da kann, mit der feierlichen und wirklich eidlichen Verſichrung, die jeder engliſche Geiſtliche bei der Einſetzung von ſich geben muß:

> He promiſes, *the lord being his helper*, that he will be ready, with all faithfull diligence, to baniſh and drive away all erroneous and ſtrange doctrines, contrary to God's word.

Reime dieſes, wer da kann, mit der ausdrüklichen Erklärung des 5ten Canonis, in welcher es heißt:

> those to be excommunicated *ipſo facto* who ſhall affirm any of theſe articles to be erroneous, or ſuch as he may not with a good conſcience ſubſcribe to.

Wenn die Meinung, daß die Unterſchrift keine Annahme und volle Erklärung des innern Beiſtimmens, ſondern bloß den Kirchenfrieden zum Zwekke habe, wie der engliſche Geiſtliche behauptet, die Oberhand zu gewinnen ſcheinet; wenn die geſchikteſten Sprecher des Unterhauſes ſelbſt dieſer Meinung ſind, und deswegen den Vorſchlag zur Abänderung des Teſts von der Hand gewieſen haben; und wenn Eine hohe Geiſtlichkeit ſich nicht für verpflichtet hält, die Sprecher des Unterhauſes eines beſſern zu belehren, oder eine ähnliche Bill von ihrer Seite in Bewegung zu bringen: ſo wird man wahrſcheinlicher Weiſe auch dieſe anſcheinende Widerſprüche ſich zu erklären, nicht ſchwer gefunden haben.

Ich kenne die namenloſe Schrift nicht, die mich zu falſchen Meinungen in Anſehung der engliſchen Kirchenverfaſſung verleitet haben ſoll. Wenn aber in England ſelbſt dieſe Schrift einem alten würdigen Biſchof, der die Abſchaffung der Unterſchrift wünſchte, zugeſchrieben wird, warum will man es denn einem Laien auf dem Kontinent, der auch die Abſchaffung der Unterſchrift wünſcht, warum will man es dieſem nicht vergönnen, auf ähnliche Gedanken gekommen zu ſein?

Und nun zu der Frage: "was man von mir "denken ſoll, daß ich alle Biſchöfe, von denen ich "vermuthlich nicht einen einzigen kenne, als Mein"eidige brandmarke?" Wenn ich auch dieſe hä-

miſche

niſche Vermeſſenheit gehabt hätte, alle Glieder dieſes erlauchten Standes mit dem ſchwärzeſten der Laſter zu brandmarken, und hierauf eine ſo gehäſſige Recrimination zu gründen; ſo würde ich dennoch weit entfernt ſein, mit Herren R. M. zu beſorgen, daß meine Thorheit meiner ganzen Nation zu einer übeln Empfehlung gereichen könne. Die großen Männer jener Nation, jedes Mitglied der geſetzgebenden Macht, das einſt die Bill, meine Mitglieder zu naturaliſiren, in Bewegung brachte und durchzuführen bemühet war, müſſen über eine ſo triviale Denkungsart hinweg ſein, müſſen ohne ihn den Grundſatz angenommen haben, daß die Fehler einzelner Glieder nicht der ganzen Nation anzurechnen ſein; ſonſt würden ſie der meinigen nimmermehr haben das Wort reden können.

Allein, iſt es denn auch hiſtoriſch richtig, frage ich nun auch auf meiner Seite, daß ich alle Biſchöfe Englands, daß ich nur einen einzigen von der hohen oder niedern Geiſtlichkeit, irgend eine unter der Laſt der beſchwornen oder unterſchriebenen Glaubensartikel ſeufzende, vernünftige Seele, mit dem Meineide habe brandmarken wollen? Würde es nicht offenbar der ganzen Abſicht meiner Schrift zuwider ſein, wenn ich mir dieſe Lieblosigkeit hätte zu Schulden kommen laſſen, und wie kann ich mich auf eine ſo handgreifliche Weiſe ſelbſt widerſprochen haben?

Der Inhalt meiner Schrift, erſten Abſchnitts, gehet völlig dahin, zu beweiſen, daß in Abſicht auf Glauben und Nichtglauben keine Verbindlichkeit, kein Kontrakt, und folglich keine Beeidigung ſchlechterdings ſtatt finde; daß die Freiheit zu denken, und das Recht, ſeine Meinungen zu ändern, auf keine Weiſe veräußert und einem andern übertragen werden könne. "Alles Beſchwören und Abſchwören in Abſicht auf Grundſätze und Lehrmeinungen," heißt es unter andern S. 87. "ſind unzuläſſig; und wenn ſie geleiſtet werden, ſo verbinden ſie zu nichts, als zur Reue über den ſträflich begangnen Leichtſinn. Wenn ich itzt eine Meinung beſchwöre; ſo bin ich Augenbliks darauf nichts deſtoweniger frei, ſie zu verwerfen. Die Unthat eines vergeblichen Eides iſt begangen, wenn ich ſie auch beibehalte; und Meineid iſt nicht geſchehen, wenn ich ſie auch verwerfe." Man ſiehet, daß ich mit ausdrüklichen Worten den Mann, welcher von beſchwornen Meinungen abgehen zu müſſen glaubt (denn von dem Gewiſſenloſen, der in währender Betheurung ihnen im Herzen widerſpricht, iſt gar die Rede nicht), von der Schuld des Meineides ſchlechterdings losſpreche, und ihm blos den Leichtſinn eines vergeblichen Eides anrechne, dem er aber nicht entgehet, wenn er auch ſeine Meinungen nicht abändert. Ich habe dieſes im vorhergehenden aus Gründen der Vernunft zu erweiſen geſucht; und ſage ſogar ausdrük-

lich, daß ich meiner Seits nicht vermeſſen genug wäre, über meinen Nebenmenſchen den Stab zu brechen, ſelbſt wenn er, bei veränderten Meinungen, noch fortfährt, die beſchwornen Grundſätze öffentlich zu lehren; daß ich mir gar wohl Umſtände denken könne, unter welchen dieſes sträflich ſcheinende Betragen vor dem Richterſtuhle Gottes gerechtfertiget werden könne. Ich berufe mich hier auf ſo manche würdige Männer auf Lehrſtühlen und Kanzeln, auf ſo manche Biſchöfe des Oberhauſes, die mit mir gleicher Meinung ſein müſſen, indem ſie ſonſt ihr Amt niedergelegt haben würden, um ſich nicht ſelbſt des gebrochenen Eides anzuklagen. Und eben dieſe Betrachtung giebt mir Gelegenheit, von einer andern Seite, in Klagen über die Oscitanz auszubrechen, mit welcher man ein veraltetes Geſetz noch immer fortwalten läßt; ob man gleich die Unſtatthaftigkeit deſſelben einſiehet, und die traurigſten Folgen, zu welchen es führet, nicht nur vor Augen hat, ſondern innerlich, in Geiſt und Gewiſſen, ſelbſt empfindet. Ich ſage: "Um der Menſchlichkeit willen! bedenket den Erfolg, den dieſe Einrichtung bisher unter "den geſittetſten Menſchenkindern gehabt hat. Zählet "die Männer alle, die eure Lehrſtühle und eure Kanzeln beſteigen, und ſo manchen Satz, den ſie bei der "Uebernehmung ihres Amts beſchworen, in Zweifel "ziehen; die Biſchöfe alle, die im Oberhauſe ſitzen; "die wahrhaftig großen Männer alle, die in England "Amt und Würden bekleiden, und jene 39 Artikel, die

„ſie beſchworen, nicht mehr ſo unbedingt annehmen,
„als ſie ihnen vorgelegt worden; zählet ſie, und ſaget
„alsdann noch, man könne meiner unterdrükten Na-
„tion keine bürgerliche Freiheit einräumen, weil ſo
„viele unter ihnen die Eide gering achteten!“

Man ſiehet, daß hier ſelbſt, bei der ſogenanten Re-
krimination, nicht von Meineid (noch hat kein Ei-
ſenmenger ſelbſt meine Mitbürger geradezu des
Meineides beſchuldiget), ſondern bloß von Gering-
achtung der Eidſchwüre, die Rede ſei; und dieſe Be-
ſchuldigung der Geringſchäzung, Unwerthach-
tung und Herabwürdigung der feierlichſten Verſi-
cherungen und Zuſagen, dieſe Beſchuldigung, ſage ich,
trift allerdings diejenigen, welche es einſehen, daß ein
Bund auf Glauben und Nichtglauben, ein Eid auf
Glaubensartikel vergeblich und alſo unzuläßig ſei,
und ſich dennoch nicht weigern, ihn abzulegen; fällt
mit gedoppelter Schwere auf diejenigen, welche den
Druk eines beklemmten Gewiſſens ſelbſt empfinden,
und nicht alle Maaßregeln unterſtüzen, ja wohl gar
alle Maaßregeln hintertreiben, durch welche man ihre
Nebenmenſchen von dieſer innerlichen Unruhe zu be-
freien ſucht. Zu einer ſolchen Rükklage glaube ich al-
lerdings berechtiget zu ſein; und hier rettet kein Unter-
ſchied zwiſchen Beſchwören und Unterſchreiben,
wenn auch dieſer in anderer Abſicht bedeutender ſein
ſollte, als er, meiner Einſicht nach, ſein kann; rettet
kein Behelf von Erhaltung des Kirchenfriedens, der
mit der Chimäre von Erhaltung des Gleichgewichts

in Europa von gleichem Werthe ſein, und ſo, wie dieſer, nur das Geſetz des Stärkern begünſtigen dürfte. Denn läugnen wird man es doch wohl nicht, daß dieſe Einrichtung, die Beeidigung oder Unterſchreibung vorgeſchriebener Glaubensartikel, wenigſtens in unſern Tagen, die ſchädlichſten Folgen nach ſich ziehe, daß ſie den ſogenannten Kirchenfrieden nur im Aeuſſern gleißnet, im Innern aber, in Geiſt und Wahrheit, den unſeligſten Unfrieden hegt und nähret, und immer weiter unter dem beſſern Theil der Menſchen ausbreiten muß.

Alſo, nicht Meineid; ſondern Mißbrauch und Geringſchätzung des Eides war es, was ich auf alle Männer auf Kanzeln und Kathedern zurückſchob, die ſich in dieſer ängſtlichen Lage ſelbſt befinden, und nicht mit allen Kräften ſtreben, die Einrichtung, die von ſo ſchädlichen Folgen iſt, abzurathen, und von denen, die Macht in Händen haben, abändern zu laſſen. Mißbrauch und Geringſchätzung der feierlichſten Betheurung iſt es, was ich noch itzt den Biſchöfen des Oberhauſes, die ſelbſt am Ruder ſitzen, vorzuwerfen mich erdreiſte, vornehmlich denen, welche die 39 Artikel nicht mehr ſo unbedingt annehmen, als ſie bei jener feierlichen Gelegenheit ihnen vorgelegt worden. Zwiſchen Vorwurf des Mißbrauchs und Geringſchätzung der Eide, den man einigen Biſchöfen macht, und Anklage des Meineides gegen alle iſt doch wohl noch ein größerer und weſentlicherer Unterſchied,

terſchied, als zwiſchen Beſchwören und Unterſchreiben der Glaubensartikel?

Daß der Engländer mich hat ſo ſehr mißverſtehen können, iſt ihm ſicherlich nicht zu verdenken. Er hat wahrſcheinlicher Weiſe meine Schrift nicht ſelbſt geleſen, und meine Abſicht ſo nehmen müſſen, wie ſie in einem Berichte vorgeſtellt worden iſt. Daß aber ein mir ſonſt ſo verehrungswürdiger Mann, als der Herr R. M. der meine Schrift recenſirt, und alſo, wenn er es nicht, wie der gemeine Haufen der Recenſenten macht, wohl wird durchgeleſen haben, daß dieſer Gelehrte den Mißverſtand veranlaſſet, und ſelbſt anzunehmen ſcheint, dieſes iſt mir in der That unbegreiflich.

Weit weniger hingegen befremdet es mich, daß Herr M. in dieſer Recenſion, ſo wie bei allen Gelegenheiten, noch immer fortfährt, meine Nation der abſcheulichſten Grundſätze, in Abſicht auf die Eide, zu beſchuldigen; obgleich Dohm, in dem zweiten Theile ſeiner vortreflichen Schrift, mit unwiderlegbaren Gründen und Zeugniſſen, ſie in den Gemüthern eines jeden billigen Leſers gerechtfertiget, und den Ungrund jener gehäſſigen Anklage hinlänglich dargethan haben muß. Gewiſſe Göttingſche Gelehrte ſcheinen von je her mit gemeinen Vorurtheilen wider die jüdiſche Nation eingenommen zu ſein, und obgleich das aufgeklärte Publikum ſeitdem zu menſchlichern und tolerantern Geſinnungen gelangt iſt; ſo beharren ſie immer noch bei dem verjährten Wahn. So vieles auch die einzelnen Mitglieder der Univerſitäten, als Lehrer und

Schrift-

Schriftſteller, zur Aufklärung Deutſchlandes beigetragen; ſo ſcheinen ſich doch auf der hohen Schule ſelbſt gewiſſe Nationalvorurtheile am ſpäteſten zu verlieren. Selbſt die gelehrten Anzeigen, die von jeher würdige Schriftſteller zu Mitarbeitern gehabt, und ſich noch itzt durch Männer, wie M. H. M. F. u. a. in ihrem Anſehen erhalten, werden von manchem Recenſenten, durch dergleichen vorgefaßte Meinungen, nicht ſelten verunſtaltet. Schon vor 30 Jahren, als Leſſing ſein Luſtſpiel die Juden herausgab, hatte ein Recenſent in denſelben die allumfaſſende Menſchenkenntniß, ihm entgegen zu ſetzen: es **könne** unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben; und noch itzt, nach Verfließung ſolcher Jahre der Aufklärung und Berichtigung der Nationalbegriffe, da es beinahe kein Verdienſt mehr iſt, die Vorurtheile dieſer Art abgelegt zu haben, tritt noch immer ſo mancher Vertheidiger derſelben, wiewohl mit offenbarer Ohnmacht, in eben dieſen gelehrten Blättern auf, giebt ſich die vergebliche Mühe, die vortreflichen Ausarbeitungen eines Dohms herunterzuſetzen, und ihnen ſo manche kahle Schreiberei vorzuziehen, welche die Vorurtheile wider die jüdiſche Nation wieder in Gang zu bringen ſuchet.

Moſes Mendelsſohn.

5.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortſetzung; ſiehe Dezember 1783. S. 542.)

Siebenter Brief.

Die groſſe Kunſt, den alten häßlichen Drachen,
Der uns zum Böſen verſucht, ſein Spiel ver-
lieren zu machen,
Iſt guter Muth und Toleranz! *)

Dieſe Maxime, dünkt mich, wird im Ganzen ſehr im Brandenburgiſchen geübt. Wahrer guter Muth findet ſich hier beim gemeinſten Mann, und ſteigt ſo ziemlich bis zu den höchſten Ständen hinauf. Niedergebeugte Phyſiognomien, melancholiſche Geſichter, ſtörrige verſchloßne Gemüthsart iſt hier gar nicht einheimiſch, zumal in der Reſidenzſtadt nicht. Sie wiſſen, als wir durch die Schweiz reiſeten, wie uns da der Kontraſt ekelhaft und widerlich auffiel, zugleich geſegnete Triften, die dem Bauren und Bürger wirklichen Wohlſtand verſchaffen, zu ſehn, und dabei nur mürriſche, ſtokſtumme, untheilnehmende Menſchen in unſern Trägern, Begleitern, Fuhrleuten, Gaſtwirthen, u. ſ. w. zu finden. Auch ſah ich in

*) Neuer Amadis. Zwölfter Geſang. A. d. H.

in Deutſchland viel von Natur beſſere Länder, als Brandenburg, — und das iſt nicht ſchwer — aber höchſt oft die Bewohner niedergedrükt, freudelos, und entweder in düſtre Schwermuth verſunken, oder in laute Klagen ausbrechend. Von allen dem hier (im Ganzen) das Gegentheil! — Und woher das? Woher anders als durch die Regierung!

Wann werden doch Fürſten und Moraliſten aufhören, die kleinern Ausbrüche der Denkungs- und Empfindungsart, die gute und üble Laune, den Frohſinn oder Trübſinn einer Nation für Kleinigkeiten und für gleichgültig anzuſehen? Wann aufhören zu glauben, ſie könnten durch Befehle, wie ſie ihr Finanzſiſtem erheiſcht, und durch Lehrbegriffe, wie ſie in ihrem Kompendium ſtehen, ohne Rükſicht auf dieſe ſogenannten Kleinigkeiten, doch das Volk leiten, wie ſie wollten, ihm doch Treue, Eifer, Induſtrie, Ehrlichkeit, Tapferkeit einflößen? Dieſe edlen Tugenden ſproſſen oft aus unanſehnlichen Keimen, die der gemeine Beobachter überſieht; und gedeihen nur in einem Boden, der durch mannigfache oft ſchwer zu berechnende Umſtände erſt günſtig gemacht ſein muß. Oder, zur Ehre der Menſchheit, vielmehr: ſie ſproſſen und gedeihen allenthalben, wo nicht Hinderniſſe da ſind, die aber viel tiefer liegen, viel ſtärker wirken, und viel anders ſich äußern, als der ſich einbildet, welcher die Menſchen nicht kennt. Daß der große Haufen der Fürſten Deutſchlands ſo wenig, als der gemeine Haufen unſrer Moraliſten die Menſchen

ſchen kennt, iſt in der Erfahrung gegründet, und der Natur der Sache nach kaum anders möglich. Aber wie ganz anders wird alles, wenn ein wahres Genie einmal den Thron beſteigt, ein Fürſt, ausgerüſtet mit hellem Scharfblik, mit richtigem Studium der praktiſchen Philoſophie und mit Kenntniß der Menſchen ſowohl aus der Geſchichte, zumal der Landsgeſchichte, als aus Erfahrung, in Heereszügen, auf dem Schlachtfelde, und auf wiederholten Reiſen in ſeinem Gebiete! Ein ſolcher weiß doch etwas beſſer als jene, wie die Begriffe, die Neigungen und Leidenſchaften eines Volks gar nicht von den Syſtemen der Schriftſteller abhängen, wie ſie ihren eigenen Weg gehen, eigene Forderungen haben, und eigene Reſultate hervorbringen. Vorzüglich aber weiß er, wie viel ein Volk mit freiem gutem Muthe werth iſt, wie viel es ertragen kann, und was ſich mit demſelben ausrichten läßt.

Wer mehr Bekanntſchaft mit dieſem Lande, mehr philoſophiſchen Beobachtungsgeiſt, und mehr Muße dazu hat, mag genauer unterſuchen, woher beim hieſigen Volke der gute Muth entſpringt. Ich kann Ihnen nur angeben, was mir ſofort eingefallen iſt. Oft angewandte Induſtrie, die große Hinderniſſe wegräumte, und bei unüberwindlich geglaubten Nöthen dennoch durchhalf, giebt Muth und Selbſtvertrauen. Freiheit in der Religion verbannt die Kopfhängerei, das abergläubiſche Schrekken, und die bigotte Blödſinnigkeit, die ſich eben ſo deutlich in der

Denkungs-

Denkungsart als auf den Geſichtern zeigen; dabei iſt keine abgeſchmakte, niederſchlagende Zeremonie hier, kein Hinſtürzen vor aufgeſtellten Muttergottesbildern, kein Niederfallen vor begegnenden Monſtranzen, keine Prozeſſionen, wo Ehrliche mit ſtarrer Mine des Aberglaubens, und Scharfen mit verbiſſenem Lachen der Liederlichkeit herumziehn. Und was bei dieſem Punkt das Wichtigſte iſt, und dies Land auch von andern proteſtantiſchen Ländern unterſcheidet, hier iſt keine Furcht vor einem geiſtlichen Tribunal, das zwar oft nicht Inquiſition heißt, aber doch immer wahre Inquiſition iſt, alſo kein ſcheuer Blik bei Luſtbarkeiten, keine Rükſicht auf den Herrn Pfarrer des Viertheils, der nächſtens wieder zur Beichte treiben wird, keine Angſt, daß ein freimüthiger, unbeſonnener Ausdruk an Ehre und Gut und Leib und Leben ſchaden kann. Lauter Umſtände, die manchen Proteſtanten in Deutſchland ſo gut wie den Katholiken in Andaluſien bange genug machen. *) Auch die politiſche Freiheit erhält hier den

gering-

*) Bekannt iſt das Faktum, daß im Jülich- und Bergiſchen der lutheriſche Inſpektor Weſthof die Leute durch prieſterliche Gewalt in die Kirche hinein, und zum Abendmal hinbannen wollte; bekannt daß einigen betrunknen lutheriſchen Bauren im Sulzbachſchen, wegen einiger Ausdrükke, die man freilich unter wolgezogenen Leuten nicht häufig hört, ein Blasphemienprozeß, der auf Leib und Leben geht, angehängt iſt.

geringſten Mann dreiſt, und faſt trozig. Kein Vornehmer kann hier ſo leicht drükken, weil der Zugang zum Könige durch nichts verſperrt iſt. Jedes Bettelweib beſchwert ſich über die angeſehenſten Kollegien, als über ungerechte Richter, und wird immer geduldig gehört, und geduldig abgewieſen, ohne für ihr ungezogenes ungegründetes Queruliren beſtraft zu werden. Befehle von ganzen auch den ehrwürdigſten Kollegien, ja ſelbſt vom Departementsminiſter unterſchrieben, werden, ehe ſie als Geſetze gelten, nicht bloß frei und dreiſt beräſonnirt; ſondern die Unzufriedenen beſtürmen den Monarchen dagegen mit Vorſtellungen und Bittſchriften. So war, aufrichtig geredet, der Geſangbuchslärm nicht ſowohl ein Beweis von tieferm Aberglauben hier als in andern Provinzen, wo ſolche Einrichtungen ohne Widerſpruch durchgehen, als vielmehr von größerer politiſcher Freiheit.

Der mehrſte gemeine Mann und Bauer iſt Soldat geweſen, oder iſt es noch; und dieſer Stand (ich weiß wahrlich genug, was man gegen ihn ſagen kann, aber man betrachte doch auch jede Sache von allen Seiten!) dieſer Stand giebt eine gewiſſe Adreſſe, dabei Bekanntſchaft mit Gefahren, Umgang mit Höhern, Gelegenheit zu mancherlei Kenntniſſen, und einen trozenden Muth. Zu den edlern Quellen gehört noch die vortrefliche Juſtizpflege, die unparteiiſch dem Bauern gegen den Edelmann, dem Privatmann gegen den Miniſter, und dem Unterthan

than gegen den König Recht ſpricht. *) Imgleichen die menſchliche, weiſe und höchſtwirkſame Gelindigkeit der hieſigen Geſetze. Oft mildert der König noch die Urtheile, zumal in Dingen, die ihn Selbſt betref-

*) Der König hat Selbſt laut und öffentlich genug erklärt, daß in Juſtizſachen ihm ein Bauer ſo viel gelte, als ein Prinz; und ſicherlich beobachteten die Gerichtskollegia, auch ſchon vor dieſer Erklärung, dieſe Unparteilichkeit. Daß ſelbſt das Anſehn des höchſten Juſtizminiſters in Rechtsſachen keinen Einfluß hat, beweiſt das ruhmwürdige Erkenntniß des Berlinſchen Kammergerichts, welches neulich im hiſtoriſchen Portefeuille bekannt gemacht worden. Und endlich ſind in Berlin die Geſchichten, wo gegen den König Gerichtsurtheile gefällt worden, bekannt genug, ob ſie gleich nicht in den Zeitungen ſtehen, und kein beſoldeter Hofpoet ſie beſingt. Eine der glänzendſten iſt die, welche ich bereits vor 10 Jahren hier hörte. Der König führte mit einer verwittweten Edelfrau nicht weit von Berlin einen Prozeß wegen der Grabung und Verkaufung von Kalkſteinen. Das königliche Amt, wo Kalkſteine gebrochen werden, gränzt nemlich an jenes Landgut, wo ſich noch ein Fortſatz der Kalkberge findet. Während des Prozeſſes befahl der König ſeinen Schleuſenwärtern an dem Kanal, der von dieſen Kalkbergen in die Spree leitet, für die adelichen Schiffe, wenn ſie Kalk führten, die Schleuſe nicht zu öfnen; damit der königl. Kanal nur königlichen Schiffen zu gute käme. Die Edelfrau beſchwerte ſich hierüber beim Kammergericht; dies erkannte ſofort für ſie, befahl den Schleuſenwärtern, auch dieſe Schiffe durchzulaſſen; und als dieſe königliche Bediente ſich wegen des erhaltenen königlichen Befehls ſchlechterdings dies zu thun weigerten, ſchikte das Kammergericht ſeine armatam manum hin, und zwang jene, ihren Rechtsſpruch zu vollziehen.

betreffen; aber man erkennt hier auch ſchon milde genug, und er braucht Gottlob! nicht die Strafe eines Raubes von einem Dukaten an Werth auf ewiges Zuchthaus und Gefängniß herabzuſezzen, wie Sie in allen Zeitungen leſen werden, daß izt der wahrhaft gütige Kurfürſt von Sachſen gethan hat. *)

Wer bleibt auf der allein richtigen Mittelſtraße ſtehn? Und ſo finden Sie denn auch hier, bei dem freien Sinn und gutem Muthe, Mangel an Nachgiebigkeit gegen Alter, gegen Anſehn, gegen Ver-

ſtand;

*) Im Sächſiſchen hatten zwei Bauren einen dritten auf der Landſtraße überfallen, und ihm noch nicht für einen Dukaten an Werth abgenommen; hatten ihm das Geld auch ſchon wieder erſtattet; und wurden nun ein ganzes Jahr auf hartem Strohlager an Ketten geſchloſſen; ihre Häuſer und Aekker wurden verkauft, folglich ihre Weiber und Kinder bettelarm, damit die Gerichtskoſten bezahlt würden; und am Ende erſchien das Urtheil von zwei Fakultäten geſprochen (Wittenberg und Leipzig), und dies forderte Schwerdt und Rad! Der Prediger Hoppe wagte eine Fürbitte beim Kurfürſten ſelbſt, und ſo geſchah die obenerwähnte Milderung. Alle öffentliche Blätter prieſen, und mit Recht die menſchenfreundliche Milde des Fürſten, aber keiner dachte daran, (ſelbſt der izige Herausgeber der Ephemeriden der Menſchheit nicht einmal!) öffentlich zu ſagen, daß ſolche barbariſche Geſetze — barbariſch wären; und daß man zu barbariſchen Geſetzen keiner gelehrten Fakultäten bedürfe; daß endlich die Aenderung des Hauptübels nothwendig ſei, um nicht immer die Freimüthigkeit eines Landgeiſtlichen, und die Milderung des Regenten nöthig zu haben.

ſand; Sie finden tollen, alles unternehmenden Troß; Leichtſinn, der nichts Edles, nichts Heiliges mehr achtet; wahre ſchamloſe Frechheit; thörichte Einbildung auf eigene Kräfte; und dergleichen mehr. — Aber, mein Freund, worin wir in unſern Spekulationen einig geworden ſind, das beſtätigt ſich mir hier durch den Augenſchein: erſtlich, daß dieſe Fehler aufs reichlichſte durch das große Gute, das aus derſelben Quelle kömmt, überwogen werden; zweitens, daß ſelbſt auch dieſe Fehler hier nicht ſo häufig ſind, als in den Ländern, wo jenes Gute nicht Statt hat. O wenn ich doch itzt (was ich, ein Deutſcher, ſonſt wahrlich nicht ſein oder ſcheinen möchte) ein Franzoſe, und dabei ein Schriftſteller, wie Raynal, Mercier oder Voltaire wäre, um die Wahrheit laut und wirkſam ins Ohr aller Fürſten, aller Fürſtenkinder, und derer, die ſie bilden, zu rufen: Gebt dem Volke ſo viel theologiſche, moraliſche und politiſche Freiheit, als nur immer möglich iſt; dann wird euer Volk thätig, aufgeklärt, froh, muthig, treu, tapfer, wohlhabend, mildthätig, und wahrhaft glüklich ſein!

Achter Brief.

Zu meinem vorgeſtrigen Briefe nur noch dies. Denken Sie Sich nach meiner Schilderung itzt bei dem gemeinen Brandenburger nur nicht das komplimentenreiche Weſen, die ekelhafte Schwazhaftigkeit,

das unbedeutende Lächeln, die ſüßliche Faſelei, und die weibiſche Bedachtloſigkeit, die uns mannichmal bei einigen gemeinen Juden, Franzoſen, Sachſen, Schleſiern und Wienern beleidigte. Des Brandenburgers freier Sinn, guter Muth, und frohes Herz ſteht gerade mitten inne zwiſchen dem ſtummen tölpiſchen, groben Weſen der niedern Klaſſe im nördlichen Deutſchland, und dem itztgenannten Extrem. Alles iſt hier thätig, dabei nicht ſklaviſch, nicht übertrieben demüthig; im Ganzen iſt man mehr ernſthaft, als laut luſtig, und ganz und gar nicht ſchwatzhaft.

Nikolini peitſchte ſeine Pantomimenbuben bis aufs Blut, damit ſie poſſirliche Schwänke machten, worüber das ganze Schauſpielhaus vor Lachen erbebte; und die franzöſiſchen Generalpächter und die dortigen Auflagen haben mehr luſtige Vaudevilles, und drollige Epigrammen hervorgebracht, als alle gut penſionirte Dichter von Europa je machen konnten. Der hieſige frohe Muth ſcheint hingegen das Reſultat von Nachdenken, männlicher Thätigkeit, ziemlich vieler Freiheit, guter bürgerlicher Sicherheit, und etwas Leichtſinn zu ſein.

Ueber das Spekuliren und Räſonniren des gemeinen und mittlern Standes hier würden Sie Sich ſehr wundern. Es giebt ungemein geſcheute Leute, unter Bürgern, Handwerkern, Soldaten, die ſcharf und richtig nachdenken, und ſich ſehr treffend ausdrükken. Es iſt eine Luſt, mit dieſen Leuten zu ſprechen,

chen, nicht bloß über ihr Gewerbe, ſondern auch über Moral, Religion und Politik. Das macht der Umgang mit allerlei Menſchen, der gute Muth, und die hier herrſchende Freiheit. Sie kennen ja aus dem Deutſchen Merkur den braven Schuſter Meiſter Thomas, und es giebt wahrlich ihrer mehrere hier. *)

Die Thätigkeit und Induſtrie äußert ſich hier freilich zuweilen auch etwas lächerlich. Es giebt eine Marionettenbude, wo ſtatt der Drathpuppen lebendige Kinder ſpielen, weil ſie wohlfeiler ſind. Eine Frau lieſet auf einer Brükke für einen Dreier dem neugierigen Publikum die Zeitungen vor. Straßenjungen holen ſich, als wären ſie von irgend einem Gelehrten geſchikt, die Meßkatalogen der Buchhändler zuſammen, um ſie als Makulatur in Butterläden zu verkaufen. Jede Exekuzion wird bereimet, wovon ein eigener Stadtpoet lebt; der, im Fall es ihm an armen Sündern mangelt, ſeine Zuflucht zu den ſchwimmenden Batterien, zu der Reiſe des Pabſtes nach Wien, und zu den hier verſtorbnen Generalen nimmt. Zu geſchweigen der Wahrſager, Bekehrer, Kuhdoktoren, Wochenſchriftſteller, Anleger von franzöſiſchen Penſionsanſtalten, Stifter von Ausſteurungsgeſellſchaften, und mehr dergleichen. — Wahren Wiz hab' ich hier oft im

*) Man ſehe den Deutſchen Merkur 1782 Jänner; und die Berlin. Monatsſchr. I. Jahrg. I. B. S. 291.
A. d. H.

Ausdruk des gemeinſten Pöbels bei heftiger Leidenſchaft gehört: lang ausgeſponnene Flüche, Dialogen von Schimpfwörtern, und Ergüſſe von bittrer Galle, die werth wären im Shakeſpear zu ſtehen.— Die feinere Welt iſt mehr abgeſchliffen, und ſich allenthalben mehr gleich. Alſo kein Wort mehr davon. Nun aber einmal ein Wort wieder von Ihnen — u. ſ. w. *)

Neunter Brief.

Um wieder auf meinen Vers aus dem Amadis zu kommen, noch ein Wörtchen von der Toleranz in dem Sinne, wie ſie Wieland ohne Zweifel hier nimmt; von der theologiſchen ein andermal.

In großen Städten tolerirt man einander mehr; d. h. keiner bekümmert ſich ſo ſehr um den andern. Man kennt ſeinen nächſten Nachbar, und ſehr oft ſeine Hausgenoſſen, nicht; der Ton iſt allgemein freier, und keiner genirt ſich ſo ſehr. Wir kennen ja, lieber R*, die Reichsſtädte, wo jeder anſäſſige Mann mit der halben Bürgerſchaft verwandt iſt, wo er bei jedem Schritte bedenken muß, was die Nachbarn, was der Herr Gevatter, und die Frau Baſe, und die heilige Kleriſei dazu ſagen wird. Nicht ſo hier! Daher giebt es hier bei weitem mehr Origi-

*) Die Ungleichheit der Briefe rühret daher, weil man aus denſelben alles weggelaſſen, was nicht Berlin angeht. A. d. H.

Originalcharaktere, als Deutſche ſonſt ſelbſt gewöhnlich von Deutſchland zu vermuthen pflegen. — Freilich bekümmert man ſich auch hier um Stadtgeſchichten, und die Chronique ſcandaleuſe läuft ſo beflügelt, wie irgendwo, die Häuſer durch; woher käme ſonſt auch Menſchen- und Welt- und eigne Landeskenntniß? Nur der Ozean des Stadtgeredes, der freilich aus lauter Tropfen beſteht, macht doch jeden einzelnen Tropfen bald unbemerkbar. Auch muß man ſchon etwas ungemein auffallendes thun, um der Ehre zu genießen, 14 Tage durch der Gegenſtand des Geſprächs in einem Klub, einer Tabagie, oder Aſſemblee zu ſein. Und endlich nimmt mans hier keinem übel, wenn er ſich ſo ziemlich über dies Geſpräch hinwegſetzt.

Hierzu kömmt noch, daß die mehreſten Einwohner Berlins wirklich wenig Muße haben. Jeder iſt zu beſchäftigt für ſich, als daß er viel an den andern denken könnte. Die königlichen Bediente haben alle erſtaunlich viel zu thun; denn ein Departement, das anderwärts an 100 Arbeiter hat, beſteht hier gemeiniglich aus 20 Männern, und die Arbeiten müſſen unter dem exakten Könige mit der gröſten Schnelligkeit gehn. Man weiß in ganz Deutſchland, daß kein Fürſt beſſer bedient iſt, und keiner geringer bezahlt, als der König von Preußen. Aber der Ehrgeiz Ihm zu dienen, und die Möglichkeit, einen Lobſpruch von Ihm zu erhalten, treibt etwas eifriger an, als 100000 Fl. Gehalt.

Daß der König die einmal feſtgeſetzten Gehalte nicht erhöhet, dünkt mich, iſt ſehr weiſe; denn wo ſollte endlich die Erhöhung aufhören? Warum ſoll er ſich hierin nach den veränderten Umſtänden richten, und nicht vielmehr die Menſchen veranlaſſen, die Umſtände nach ſich einzurichten? — Die geringen Beſoldungen verhindern nicht bloß die ekelhafte Schwelgerei, und den übertriebenen Luxus; ſondern auch ſchon deren Quelle, den Müßiggang. Denn ſo ſehr jedes Geſchäft auch ſchon ſeinen Mann erfordert, ſo giebt es doch wenig königliche Bediente, die nicht mehr als ein Amt bekleideten; geſchweige der vielen, die durch andre Nebenarbeiten, z. B. litterariſche, ſich eine Erwerbsquelle öfnen. Nur hierdurch wird dem Luxus vorgebaut; und daher können auch die andern Bürger, die von eigenen Spekulationen und Gewerben leben, nicht ſo ganz bequem reich werden.

Wie geſagt, alles dies vermehrt die Thätigkeit; giebt aber, um aufrichtig zu ſein, den hieſigen Einwohnern einen Schein von Inhoſpitalität, die im Grunde ihnen nicht eigen iſt. Vorzüglich habe ich Fremde, die erſt ſeit einiger Zeit hergezogen waren, darüber klagen hören. Natürlich kann man in einer ſo großen Stadt ſich nicht ſo ſehr angelegentlich um jeden Bekannten bekümmern. Große Gaſtirungen, und tagtägliche Luſtpartien giebts hier für gewöhnlich nicht. Und beſucht man unvermuthet jemand, ſo ſieht man ihm freilich oft an, was auch

immer

immer der Fall iſt, daß man ihn in einer Arbeit ſtörte, die er gleich nachher wieder anfangen wird, und daß es ihm an Zeit fehlt. Alles dieß zuſammengerechnet mit der Klugheit durch ausgebreitetere Erfahrung, der Feinheit, die die große Welt giebt, und der Zurückhaltung, die jeder Menſch von Anſtand gegen einen Fremden haben ſollte, hat Berlin den ungerechten Vorwurf von manchen durchreiſenden Enthuſiaſten zugezogen: Man ſei hier kalt, empfindungslos, und nicht herzlich. Daß man hier wahrer inniger Freundſchaft fähig iſt, weiß ich ſo ſehr, daß mein Herz es nie vergeſſen wird; und Sie wiſſen es aus den Namen meiner hieſigen Freunde, die ich Ihnen ſchon oft geſchrieben habe.

Von dem leichten gefälligen Umgang der mittlern, und der vornehmern Welt, ſchreibe ich Ihnen ein andermal ausführlicher. So human, ſo entfernt von aller Etikette ſind nirgends die Großen des Landes, die Miniſter, und die Prinzen. Von den leztern nenne ich Ihnen izt nur, die, welche ich genauer kenne, die braunſchweigiſchen Prinzen im hieſigen Lande: Herzog Friedrich in Berlin, und Herzog **Leopold** in Frankfurth an der Oder; beide ſo gut und menſchlich, ſo ſcharfſinnig und aufgeklärt, und vorzüglich ſo ganz über alle Steifheit kleinerer deutſcher Fürſten erhaben, als Liebe zu den Wiſſenſchaften Edle Herzen nur immer bilden kann. — —

(Die Fortſetzung künftig.)

6.

Noch eine Anfrage an den ungenannten Zellerfelder; chriſtliche Bakchanalien in der Chriſtnacht betreffend.

Der rechtſchaffne und unparteiiſche Mann, welcher im Dezember vorigen Jahres Ihrer Monatsſchrift den Aufſatz über den verſtorbenen Ziehen geliefert hat, verbittet zwar alle fernere Anfragen. Auch verlange ich nicht mit meiner Unbeſcheidenheit ſeiner vorſichtigen Zurückhaltung wehe zu thun. Mich dünkt, ich weiß genug über Ziehens Weiſſagungen, um niemand mehr mit Fragen über den Weiſſager zu beſchweren. Er glaubte, die Zukunft voraus wiſſen zu können; das war ja ſchon ſchlimm genug. Wer wollte das noch Schlimmere von ihm denken, er ſei ein Betrüger geweſen? Dahin geht die Vertheidigung; aber, ſo viel ich weiß, iſt keine einzige Anklage dahin gegangen. Nein, Ziehen war gewiß eben ſo ehrlich, als im ſechszehnten Jahrhundert Magiſter Johann Stöfler und Michael Stiefel waren, die aber damals noch etwas kräftiger auf die Gemüther der Menſchen würkten. Der erſte, ein weltberühmter Aſtrolog, verkündete auf den Februar 1524 eine allgemeine Sündfluth; Kaiſer Karl V. mit ſeinen Hofleuten zitterte; in Spanien, Frankreich, Italien, Deutſchland, Dännemark,

mark, Schweden, und Norwegen war die Furcht allgemein; in Frankreich verloren mehrere aus Angſt darüber, den Verſtand; es wurden allerlei Vorkehrungen wegen des bevorſtehenden Unglüks gemacht, beſondere Schiffe dazu, und ſogar Archen, gebaut: — bis endlich der gefürchtete Monat glüklich vorübergieng. Doch ſank der Glaube an die Aſtrologie nicht; und der Mathematiker und Arzt Milich berief ſich ſogar 1535 auf das Jahr 1524, wo es, der Stöflerſchen Prophezeihung zufolge, doch wenigſtens ſtark geregnet hätte. Stiefel, ein guter Rechenmeiſter, und Prediger bei Wittenberg, hatte aus zwei und zwanzig Gründen entdekt, daß das Ende der Welt Montags den 3. Oktober 1533 Morgens um 8 Uhr kommen würde. Die Bauren ließen ihre Arbeit liegen, verkauften und verſchenkten ihre Häuſer und liegenden Gründe (wie er ſelbſt es auch mit ſeinem Hausgeräth und Büchern machte, — ohne Zweifel um derer zu ſpotten, die etwas im Tode ſo unnützes noch annahmen); und thaten ſich vor ihrem Ende noch was zu gute. Aus Brandenburg und Schleſien und entferntern Provinzen ſtrömten Haufen gläubiger Seelen zu ihm; er hatte die lezten Tage nichts anders zu thun, als den ganzen Tag Beichte zu ſitzen; und beſtieg endlich am 3. Oktober die Kanzel, um ſo mit ſeinen Zuhörern den jüngſten Tag abzuwarten. Aber die Stunde und der Vormittag vergieng, und die leeren Magen erinnerten die Gläubigen, daß ſie noch lebten, ſo wie die leeren

Häuſer und Scheunen ihnen ſagten, daß ſie zu leichtgläubig geweſen. Sie riſſen den guten frommen Mann von der Kanzel, banden ihn, ſchleppten ihn ſo nach Wittenberg, und fingen den gerechteſten Prozeß um Schadloshaltung, der je geführt worden, gegen ihn an. Nur Luther beſänftigte noch die aufgebrachten Gemüther; und der beſchämte Rechner bekam eine Dorfpfarre nahe bei Königsberg in Preuſſen. *) — Ich weiß, wie ſehr und wie gerecht man über den zunehmenden Unglauben klagt; aber mich dünkt doch, es war gut für die Bewohner des Harzes, und auch gut für Ziehen, daß man nicht völlig ſo gläubig mehr iſt.

Wie geſagt, die Sache mag meinetwegen ruhen, ſowohl für die, welche über Weiſſagungen lachen, als für die, deren allzeit fertiger Glaube nur darauf wartet, daß eine neue bekannt gemacht wird. Die Frage, die ich itzt thun will, und die ich hier dem würdigen Ungenannten zu thun wage, betrift etwas anders, obgleich nebenher auch den verſtorbenen Ziehen. In einem nicht unbekannten deutſchen Journal, in **Magiſter Johann Ernſt Fabri's geographiſchem Magazin** ſteht (1 Bandes Heft 4, S. 439, 440.) ein Faktum von Zellerfelde, welches mir unglaublich vorkömmt; wovon aber, als namentlicher Erzähler, Herr Borhek, itzt Rektor zu Bielefeld, genannt wird. Mir ſcheint wenig-

*) Man ſehe Möhſens Geſchichte der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenburg (1781, 4.) S. 410—428.

wenigſtens die Sache wichtig genug, um, wenn das Faktum falſch iſt, einen Widerſpruch von einem Zellerfelder zu erfahren; und iſt es wahr, um ſo lange öffentlich erzählt zu werden, bis Miniſterium und Magiſtrat in Zellerfelde ſich verbinden, es endlich unwahr zu machen, oder bis wenigſtens ſich dort keiner mehr unterſteht, zu ſagen, die chriſtliche Religion trage zur größern Sittlichkeit bei. Denn in einer chriſtlichen Kirche, ſo lautet die Erzählung, in einer Predigt, die zur Feier der Nacht, worin Chriſtus geboren worden, gehalten wird, geſchieht alljährlich folgendes. Der Gottesdienſt iſt in der Chriſtnacht um 4 Uhr, die ganze Kirche iſt erleuchtet, es wird muſicirt und lateiniſch geſungen, wobei die Sänger als Engel angekleidet ſind, in weißen Hemden mit grünem Bande. Dieſe Herrlichkeiten lokken den Pöbel aus den benachbarten Bergſtädten hin, der, um ſich gegen die Kälte zu ſchützen und um das Chriſtfeſt zu begehen *), ſich reichlich vorher mit Brandtewein verſieht; die Kirche iſt gepfropft voll, und der Lärm ſo groß, als wenn die Trommeln eines ganzen Regiments auf ein-

*) So feiert auch der engliſche Matroſenpöbel das Chriſtfeſt mit Völlerei, wenn auch an der beſchwerlichſten Stelle einer Seereiſe, in den unbekannteſten und gefährlichſten Gegenden, wie man unter andern aus Forſters Reiſe um die Welt ſieht. So z. B. (Th. 1. S. 77.) einmal mitten unter den fürchterlichſten Eisbergen gegen den Südpol, mit welchen ſie faſt umringt waren.

einmal ſchlagen. Der entſetzliche Dampf von Brandtewein erfüllt die Kirche und erſtikt faſt den Prediger. Herr Borhek, der wegen des erſtaunlichen Geräuſches doch nicht reden konnte, ſtand auf ſeiner Kanzel ſtill und ſah auf den Unfug der Gemeine herab. Brennende Lichter, die das beſoffene Volk von den Leuchtern riß, flogen in der Kirche umher. Bei einigen operirte der im äußerſten Uebermaaß genoſſene Brandtewein mit Honigkuchen von oben und unten. Andre wälzten ſich ſchamlos mit den mitgebrachten Weibsperſonen in der öffentlichſten Unzucht herum, als wär' es ein Tempel der Venus in Cypern geweſen *). Das habe er mit eignen Augen geſehen. Endlich ward es auf einige Minuten ſtill; und Herr Borhek, der lange gewünſcht hatte, zu Worte zu kommen, ſagte nun: Er hätte geglaubt, vor einer chriſtlichen Verſammlung zu predigen, ſähe aber itzt, daß er keine Chriſten, ſondern ärgere als Heiden vor ſich hätte u. ſ. w. Einer aus dem Haufen rief dagegen zur Kanzel hinauf: Warte, komm nur herunter, ſo ſoll dich das Donnerwetter regieren! Er mußte alſo oben ſtehen bleiben, bis ſich der ganze Haufen verlaufen hatte. — So der Pöbel. Und wie die

Vor-

*) Bei dieſer Gelegenheit ſagt eine Note (S. 439 des geograph. Magazins), daß auch an andern Orten Deutſchlands in derſelben Nacht in chriſtlichen Kirchen die höchſte fleiſchliche Unzucht getrieben wird. Die Sache wäre der Unterſuchung und öffentlichen Bekanntmachung gewiß werth.

Vornehmern? Herr Borhek erzählte dem Superintendent Ziehen (der ihn um die Haltung dieſer Predigt, welche einen Thaler einbringt *), gebeten hatte) und der Obrigkeit dieſen Greuel; und bekam zur Antwort: das Volk ſei das einmal gewohnt, und es ginge immer ſo.

Ich wiederhole es, die Sache kömmt mir unglaublich vor, und die weitere Bekanntmachung derſelben muß auf alle Fälle Nutzen haben. Wenn einzelne Kleinigkeiten abgeleugnet werden, wenn die Erzählung nur übertrieben genannt wird; ſo iſt dadurch wohl noch nichts ausgemacht. Iſt ſie aber im Ganzen wahr, wie ſie doch den genauen namentlich angeführten Umſtänden nach, faſt ſcheinen kann; ſo wundere ich mich, daß des verſtorbenen Ziehens Propheteneifer nicht eine andere Richtung genommen hat. Ich wenigſtens, der ich mir ſelbſt nichts davon zutraue, fühle doch, daß ich in Verſuchung gekommen wäre, ohne an Chevilla und Kapella zu denken, meinen Mitbürgern zuzurufen: daß Erdbeben und Zerſpaltung des Bodens ihrer warteten, wenn ſie ſolche Greuel nicht einſtellten. Wie konnte der Mann, der ſo etwas um ſich ſah, an die entferntern Länder denken? Wie konnte er eine Warnungsanzeige an ſeine Regierung aufſetzen, um den plötzlichen Tod fremder Menſchen vorher zu verkündigen (denn der Harz ſollte ja ausdrücklich ver- ſchont

*) Darum bleibt ſie doch wohl nicht unabgeſchaft?

ſchont bleiben); und nicht vielmehr gegen ſolche Nachſicht warnen, über ſolche Laſter aufrufen? Das wäre doch eines Propheten würdig geweſen!

E.

7.

Ueber die Kalender,

beſonders über einen politiſchen für die vereinigten Niederlande.

Das geſammte Kalenderweſen, ſo großen Einfluß es auch auf die Kenntniſſe und die ganze Denkungsart einer Nation hat, ſcheint itzt in der That nicht die Aufmerkſamkeit zu genießen, welcher es dadurch ſo werth wäre. Ich will nichts davon ſagen, daß kein öffentlicher Schriftſteller, ſelbſt kein Kalender und kein Zeitungsblatt (wenigſtens nicht umſtändlich, und mit Wichtigkeit) in den unlängſt verfloßnen Jahren daran erinnert hat, daß wir ein 200jährliges Jubiläum der Kalenderverbeſſerung zu feiern hätten. Und doch wäre die Geſchichte der Kalender überhaupt, und dieſer Theil derſelben insbeſondere, in mehr als einem Betrachte wichtig. Merkwürdig wäre die Betrachtung des damaligen Zuſtandes der Religion und der Wiſſenſchaften, als zuerſt des unſterblichſten Siegers Julius Cäſars Jahrform durch

durch einen römiſchen Biſchof umgeſtoßen ward; und wichtig die Nachforſchung der Urſachen, warum das, was ſchon Gelehrte und ganze Konzilien vorher, aber vergeblich, verſuchten *), im J. 1582 und 1583 Gregor XIII ausführen konnte, ein Mann, der ſonſt in den Annalen der Geſchichte weder von Seiten des Herzens **) noch des Verſtandes ***) glänzt. Merkwürdig wäre ein unpar-

*) Namentlich Johann von Holywood, und die Konzilien zu Koſtnitz, Baſel, im Lateran, und zu Trient.

**) Er genehmigte, und feierte ſogar durch ein öffentliches Freudenfeſt, mit Prozeſſionen und Denkmünzen, die pariſiſche Bluthochzeit, dieſen bekannten und traurigen Schandflek der neuern Zeiten und der chriſtlichen Religion. Er nahm Antheil an einer Verrätherei gegen die Königin Eliſabeth von England. Er war ſehr geſchäftig, einen Türkenkrieg zu erregen, befeſtigte die Inquiſition, und ſtiftete einen eignen Orden des heiligen Mauritius gegen die Ketzer. Er war gegen ſeinen natürlichen Sohn Jakob ſo verſchwenderiſch freigebig, daß die Kardinäle darüber mistrauiſch wurden. Nach dem Tode des unglüklichen Königs Sebaſtian von Portugall ließ er ſich in allem Ernſt einfallen, zu behaupten, daß das Königreich Portugall als ein Lehn der Kirche dem apoſtoliſchen Stuhl anheim gefallen, und daß es daher bei ihm ſtehe, das Königreich entweder für ſich zu behalten, oder nach Gefallen darüber zu verfügen. Er beeiferte ſich, den Großherzog von Moskau und die ganze griechiſche Kirche zu bekehren u. ſ. w.

***) Auch machte nicht er ſelbſt die Kalenderverbeſſerung, ſondern ließ ſie durch Gelehrte bewerkſtelligen,

partheiiſcher Blik auf den damaligen Zeitgeiſt, der auf der einen Seite mit hierarchiſchem Deſpotiſmus Gregor der ganzen Chriſtenheit als Pabſt befahl, dieſen verbeſſerten Kalender anzunehmen; und auf der andern Seite, mit religiöſem Eigenſinn Proteſtanten und Griechen die wahre Verbeſſerung darum verwarfen, weil ſie von einem ſogenannten Pabſt kam. Ueber 100 Jahr blieben die Proteſtanten ihrem Eigenſinn völlig getreu, bis ſie endlich die Verbeſſerung, in Abſicht der Jahrform, annahmen *); nur zu gleicher Feſttagsberechnung konnten ſie ſich nicht mit den Katholiken bequemen. Dies that erſt in unſern Tagen doch ein anſehnlicher Theil, vorzüglich auf Vorſchlag Desjenigen, der ſchon öfter gezeigt hatte, wie heilſam nachgebende Toleranz und Hinwegſetzung über verjährte Vorurtheile ſei **). Aber die Griechen blieben hartnäkki-

gen, durch die Brüder Aloiſius und Anton Lilius. Sie geſchah eigentlich 1582, aber im J. 1583 ward ſie allgemeiner angenommen.

*) In Deutſchland, Holland, Dännemark, und der Schweiz im J. 1700; im Engelland 1752, und in Schweden 1753.

**) In Anſehung des Oſterfeſtes waren wir von den Katholiken zuweilen ſehr (und z. B. in den Jahren 1724 und 1744 um 8 Tage) verſchieden. Im J. 1778 würden wir es 8 Tage früher, als die Katholiken gefeiert haben; aber dieſe unangenehme und anſtößige Verſchiedenheit ward für Deutſchland 1777 aufgehoben. Vorzüglich betrieb der König von Preuſſen die Sache auf dem Reichstage zu Regens-

nükkiger: ein Patriarch zu Konſtantinopel wollte den Gregorianiſchen Kalender einführen; er ward aber dafür von ſeinem Metropolitan abgeſetzt und ins Gefängniß geſteckt. Dies kräftige Mittel hintertrieb alle fernern Verſuche; und ſo iſt bekannt, daß die ruſſiſche Nation noch itzt nach dem julianiſchen Kalender (oder dem alten Stil) ihre Tage zählt. *). Wer ſieht nicht, wie charakteriſtiſch eine ſolche Geſchichte der Kalenderveränderungen und Nichtveränderungen ſein müßte! Und dann dabei ein Rükblik auf die verſtrichnen 2 Jahrhunderte, in Abſicht der Fortſchritte, welche Europa während dieſes Zeitraums in ſeiner Kultur, Aufklärung, Denkart, und kurz, in ſeinem religiöſen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Zuſtande gethan hat; —

Fort-

genſburg. Auch die Schweizer nahmen damals gleiche Feſttagsberechnung an, welches die Holländer ſchon früher gethan hatten — Uebrigens iſt es ſchlimm genug, daß man bei Beſtimmung des Oſterfeſtes noch immer nach einer alten Grille verfährt, welche ſich auf jüdiſche Sitten, auf den Mondlauf, und auf den Befehl einer nicäniſchen Kirchenverſammlung wegen des Oſterlamms-Eſſens beziehr. Dadurch iſt dieſes Feſt, das einen ſo wichtigen Abſchnitt in manchen bürgerlichen Geſchäften macht, der Zeit nach höchſt ſchwankend geblieben, und der Tag von deſſen Feier zuweilen gar um 4 Wochen verſchieden.

*) Der Unterſchied beſteht bekanntlich in 11 Tagen, ſo daß die Ruſſen erſt an unſerm 12 Januar ihren Neujahrstag feiern.

Fortſchritte, die zum Theil aus der Beſchaffenheit der europäiſchen Kalender erſichtlich ſein müſſen, weil ſie auf dieſelbe zurükgewürkt haben.

Eine andere Bemerkung, welche jedem Menſchenfreund und Patrioten, der über Kalender nachdenkt, aufs Herz fallen muß, iſt dieſe: daß in unſern Kalendern (das eigentliche Haupterforderniß eines ſolchen Büchleins abgerechnet) ſogar nichts iſt, welches die Kenntniſſe, die Denkungs- und Geſinnungsart des Volkes beſſern und bilden könnte; ja daß ſie leider wohl gar manches enthalten, welches dem Aberglauben, der Dummheit, niedrigen Geſinnung, und Unwiſſenheit in Sachen und Sprache, Vorſchub thut. Allein, dieſe wichtige und reichhaltige Materie iſt vor kurzem ſo gründlich und vollſtändig, und dabei ſo edel und freimüthig abgehandelt worden, daß ich wenigſtens nichts hinzuzuſetzen wüßte. Ich verweiſe daher meine Leſer auf dieſen Aufſatz *); und kann mir zugleich nicht verſagen, eine mir darüber zu Ohren gekommne Nachricht herzuzuſetzen: daß nemlich der Aufſatz da, wo er es ſollte, Senſation gemacht hat, und man allerdings den Anfang einer Verbeſſerung hoffen kann. — Der Verfaſſer jenes Aufſatzes fügt zu ſeinem wohlgegründeten Tadel auch Vorſchläge zu beſſerer Ein-

*) Ueber das Kalenderweſen; an die Berliner Akademie. In dem zweiten Stük einer neuen periodiſchen Schrift von 1783, fliegende Blätter genannt.

Einrichtung. Und da Beiſpiele beſſer lehren, als Tadel und Vorſchläge; ſo ſei es mir erlaubt, am Neujahrstage, da man die alten Kalender wegwirft und neue zur Hand nimmt, meine Leſer von einem ausländiſchen neuern Kalender zu unterhalten, der mir vortreflich und daher nachahmungswerth ſcheint. Zwar weiß ich ſehr wohl, daß zur allgemeinen Einführung eines ſolchen Kalenders noch viele Zwiſchenſtufen bei uns (ſo wie gewiß auch in Holland) fehlen; aber fürs erſte könnte unter unſern vielen Almanachen ja nur ein ſolcher Nationalkalender mit erſcheinen, und würde doch hoffentlich Liebhaber finden. Der Verfaſſer wäre übrigens vor Nachahmung und der ſonſt bei Kalendern ſo gewöhnlichen Polypenzertheilung, in Abſicht dieſes wohl ſicher; denn dieſer dürfte leicht dreimal mehr Mühe koſten, als zuſammengenommen drei Almanache jeder Art erfordern, und mögte alſo nicht ſobald die Thätigkeit in der ſchriftſtelleriſchen Konkurrenz reizen.

Johann Heinrich Swildens, ein junger Rechtsgelehrter in Holland, der durch eifriges Studium der vaterländiſchen Geſchichte, Politik und Rechte, und durch Beobachtungen die er auf ſeinen Reiſen, vorzüglich im ruſſiſchen und preußiſchen Staate, machte, ſich gebildet hat, der übrigens alles, was er treibt, und faſt alles, was er ſieht, mit Bezug auf ſein Vaterland treibt und ſieht *); dieſer

*) Er hat ein Nationalbuchſtabierbuch, Nationalbardengeſänge u. ſ. w. herausgegeben.

ſer gab in der Mitte des J. 1782 einen National-Kalender für das damalige Jahr heraus *), — welchen ich itzt umſtändlicher beſchreiben will. Auf dem Titelblatt ſteht das Wappen der Republik. Das folgende Blatt hat drei Bruſtbilder: die zwei Fürſten (und Brüder) Wilhelm I. und Johann von Naſſau; und den großen Staatsmann und Schriftſteller C. P. Hooft. Der eigentliche Kalender nun hat nicht einen einzigen Namen der ſogenannten Heiligen, die oft abſcheuliche oder lächerliche Menſchen waren, oft durchaus unbekannt ſind, und oft gar nicht einmal exiſtirten. Daß auch die andern Kalenderpoſſen, als Aſpekten, Tagewählungen u. d. gl. fehlen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Statt alles deſſen ſind hier bei jedem Tage die wichtigſten an dem Tage geſchehenen Begebenheiten angezeigt. Eine lange Zeile läuft auf beiden gegen einander überſtehenden Seiten fort, und zuweilen hat ein Tag ſogar zwei Zeilen bekommen. Durch ſchikliche Abkürzungen iſt noch mehr für den Raum geſorgt. Auf dieſe Art giebt dieſer Kalender gleichſam einen kurzen Auszug der Geſchichte, der dadurch noch brauchbarer wird, daß die andern Tage, wo dieſelbe Begebenheit wieder vorkömmt, angeführt ſind.

*) Almanach en politiek Zakboekje voor de vereenigde Nederlanders. (D. i. Kalender und politiſches Taſchenbuch für die vereinigten Niederländer.) Amſterdam by W. Holtrop. 1782. in klein 8. ungefähr 10 Bogen.

ſind. Zum Beiſpiel diene mir nur der erſte Tag nebſt ſeinen Nachweiſungen:

Jan. 1. C. P. Hooft geſt. 1626. ſ. 9 Jun. u. 3 Nov. — Bisthum zu Utrecht erricht. 722. Damals war die chriſtl. Rel. 100 J. in d. Niederl.

Jun. 9. C. P. Hoofts weiſer Rath 1584, welcher Amſterd. noch zurükhielt, Wilh. I. die Grafenwürde zu übertragen. (ſ. 10 Jul.)

Jul. 10. Wilhelm I. zu Delft erſchoſſen; u. der Staaten von Holland ſchnelle Sorgfalt bei dieſem Unfall. (ſ. auch 18 Aug.)

Aug. 18. Der Rath der Staaten erricht. 1581. Dieſer Rath mußte alles Privatintereſſe der Provinzen abſchwören.

Nov. 3. "Lieber Vater, es muß nun einmal ſo ſein!" 1618. Antwort Moritzens an Bürgerm. C. P. Hooft auf dem Amſterdammer Rathhaus.

Den Leſern, für welche die angeführten Umſtände zu kurz und die Geſchichten zu unbekannt ſind, empfiehlt der Verfaſſer den Wagenaar oder den kleinen Auszug daraus zum Nachſchlagen.

Seine Abſicht nun geht dahin: daß jedes Mitglied des Staats an jedem Tage in dieſen Kalender ſehe; die vorgefallnen Begebenheiten und deren Würkung auf die Republik mit Vaterlandsliebe bedenke, ſich über die glüklichen und glorreichen erfreue, und aus den unglüklichen Warnung vor Inn-

toleranz, Rachſucht, Parteigeiſt und jedem Laſter nehme; vorzüglich aber der Jugend die wichtigſten Hauptpunkte der vaterländiſchen Geſchichte erkläre. Gewiß eine vortrefliche Abſicht, die leicht und angenehm zu erhalten iſt, und die wichtigſten Folgen erzeugen kann! Um gleich durch den erſten Anblik einen vorläufigen Eindruk zu erregen, hat er die verſchiedenen Schriftarten gebraucht: groſe lateiniſche Lettern bezeichnen glükliche und glänzende Dinge; die krauſe deutſche Schrift (die bei den Holländern veraltet iſt, — wenn iſt ſie's endlich bei uns?) bedeutet Unglüksfälle; Kurſivſchrift bedeutet Merkwürdigkeiten, u. ſ. w. So hat in den abgeſchriebnen Exempeln alles mit Schwabacher gedrukte, im Original groſe Buchſtaben. Der Zuſatz bei Jan. 1. von der damaligen 100jährigen Religion iſt Kurſiv. Die erſte Hälfte bei Jul. 10 hat altdeutſche Lettern; ſo auch die erſte Hälfte bei Nov. 3. — Noch thut der Verfaſſer einen ſehr wichtigen Vorſchlag über den gottesdienſtlichen Gebrauch dieſes Kalenders. Er zeigt ſehr eindringend, daß Liebe zum Vaterland und Kenntniß deſſelben, worauf ſich ja jene Liebe nur gründen kann, nicht unwehrt ſein, von heiliger Stätte gepredigt zu werden. Er hat voran 19 groſe Gedächtnißtage (worunter 8 unglükliche Begebenheiten ſind) angegeben; und wünſcht nun, daß wenn einer derſelben auf einen Sonntag oder einen andern Predigttag fiele, die Geiſtlichen alsdann

dann entweder einen darauf paſſenden Text aus der Bibel zum Gegenſtand ihrer Rede nehmen, oder geradezu über die Begebenheit ſelbſt predigen möchten.

Nicht bei allen Tagen ſind die Begebenheiten bloß aus der niederländiſchen Geſchichte genommen; wie viel Fremdes hat nicht auf die Vorfälle jedes Landes Einfluß? Mit Recht iſt Luther und Mohammed und Zinzendorf und Socinus angegeben; denn die Amſterdammer Börſe enthält Leute von den Glaubensbekenntniſſen aller dieſer Stifter. Nur zuweilen iſt nicht recht einzuſehn, warum gewiſſe gar zu entfernte Sachen da ſtehen. So z. B.

Jan. 31. Die Wechſelbank von Amſterdam erricht. 1609. Epikur geſt. 270 vor Chr. Unglükliche Schlacht bei Gembiours gegen Don Juan d'Auſtria 1578. Erſtes Schauſpiel in Deutſchland 1469.

Die beiden inländiſchen Begebenheiten dieſes Tages ſind gewiß wichtig genug, um den Epikur und das erſte Schauſpiel in Deutſchland entbehrlich zu machen. — Wenn vollends ein Polyhiſtor ohne Beurtheilungskraft bei uns über die Idee käme, was würden wir alles zu leſen bekommen! wie würde der Kollektaneenſak geleeret werden! Meiner Meinung nach, müßte für jeden einzelnen deutſchen Staat ein ſolcher Kalender geſchrieben werden, der aus der allgemeinen europäiſchen und deutſchen Geſchichte nur das mit angäbe, was auf den Staat

Einfluß gehabt hätte. Wer aber unternimmt es bei uns, zu dieſem Behufe zu ſammeln, zu prüfen, und zu ſichten?

Wovon ich eben ſo ſehnlich die Nachahmung wünſche, und wobei ich faſt noch kleinmüthiger fragen muß: wer unternimmt es? das ſind die Abhandlungen von Swildens, die auf ſeinen eigentlichen Kalender folgen. Die erſte giebt einen ſehr genauen und deutlichen Begrif von der Staatsverfaſſung der Republik der vereinigten Niederlande. Die ſtatt der Ueberſchrift aufgeworfne Frage heißt: "Welches iſt die hohe Obrigkeit dieſer "Republik? Welches iſt derſelben Grundgeſetz? "und folglich ihre erſte und vornehmſte Pflicht?" Er entwikkelt alles dies ſehr ſorgfältig und beſtimmt, obgleich (ſeinem Zwekke gemäß) nur ſehr kurz. So ſpricht er von den drei großen Reichskollegien: den Generalſtaaten, dem Rath der Staaten, und der Generalitäts Rechenkammer; dann von der Regierungsverfaſſung in den einzelnen ſouverainen Provinzen; den Generalitätslanden; den Beſitzungen der oſtindiſchen und weſtindiſchen Kompagnien. — Die zweite Abhandlung führt den Titel: vaterländiſches Promemoria. Sie enthält Betrachtungen über die individuelle Beſchaffenheit des Landes, über den daher entſpringenden Charakter der für dies Land nöthigen Regierungsform, über die weſentlichen Punkte, durch deren Beobachtung dieſe Regierungsform allein zwekmäßig ſein und bleiben kann, u. ſ. w. Ich

Ich ſchreibe keine Rezenſion des Büchleins. Auch verlange ich nicht für jede Behauptung des Verfaſſers zu ſtehen. Aber das, dünkt mich, muß jeder unparteiiſche mit mir geſtehen: die Idee iſt vortreflich und verdiente bei uns Nachahmung. So lange nicht Kenntniß der Landesgeſchichte und Kenntniß der Landesverfaſſung bei uns zunimmt, brüſten wir uns vergeblich mit unſerer Aufklärung und unſern anderweitigen Kenntniſſen. Und wodurch können jene Kenntniſſe von unſerm Vaterlande früher, allgemeiner und leichter verbreitet werden, als durch einen ähnlichen Nationalkalender?

Bieſter.

8.

Ueber den Urſprung der Weihnachtsgeſchenke.

Manche in der That ſonderbare und auffallende Gebräuche haben ihr Sonderbares und Auffallendes für uns faſt ganz verloren, weil wir von der frühſten Kindheit an daran gewöhnt ſind, und ihre Allgemeinheit uns hindert, das Sonderbare darin aus dem Geſichtspunkte anzuſehn, woraus ſie ein ganz Fremder nothwendig anſehen müßte. In Reiſebeſchreibungen von entlegenen Ländern iſt die

 Schil-

Schilderung der Gebräuche und Sitten einer fremden Nation für jeden Leſer gewiß immer der intereſſanteſte und unterhaltendſte Theil. Aber, es fällt uns dabei nur ſelten ein, daß wir ſelbſt eine Menge Gebräuche im Gottesdienſte und im bürgerlichen Leben haben, die die Neugier und Verwunderung andrer Völker und andrer Zeiten gewiß eben ſo ſtark und ſtärker zu reizen im Stande wären. Dem Urſprunge ſolcher Gebräuche, ſollten ſie auch, dem erſten Anblik nach, noch ſo unbedeutend ſcheinen, nachzuſpüren, iſt vielleicht nicht immer bloß eine unſchuldige Beſchäftigung einer müßigen Spekulazion und zwekloſen Neugierde. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Unterſuchungen der Art den denkenden Kopf oft zu ganz unerwarteten Reſultaten und Aufſchlüſſen führen können, die über eine Menge andrer Ideen Licht verbreiten.

Der Gebrauch der Weihnachtsgeſchenke iſt eben ſo alt, als allgemein. Gemeiniglich erklärt man ihn aus der Gewohnheit, bei der Geburt eines neuen Kindes den ſchon vorhandnen ältern Kindern gleichſam im Namen des neuen Ankömmlings kleine Geſchenke zu machen, um ſie dadurch gleich vom Anfang an deſto feſter an ihn zu knüpfen und die brüderliche und ſchweſterliche Liebe früher, als ſonſt vielleicht geſchehen würde, allmählig aufkeimen zu laſſen. Eben ſo, meint man, ſei der Gebrauch der Weihnachtsgeſchenke unter den Chriſten durch den frommen Gedanken veranlaßt worden, die Kinder

da-

dadurch deſto früher zur Liebe Jeſu zu gewöhnen. Ich will von dem Werth oder Unwerth dieſer pädagogiſchen und religiöſen Tändelei itzt weiter nichts ſagen, als daß es mir für das menſchliche Herz erniedrigend ſcheint, durch dergleichen armſelige Kunſtgriffe gute Empfindungen und Geſinnungen hervorzubringen, und Kinder ſo früh zu der eigennützigen Denkungsart zu gewöhnen, ſich ihre Liebe durch Geſchenke gleichſam abkaufen zu laſſen. Dies, dünkt mich, iſt für jeden vernünftigen Menſchen ſo auffallend, daß jene tändelnde Methode wol nicht leicht ſo allgemein werden konnte, um die allmälig vergeſſene Quelle eines allgemeinen Gebrauchs zu werden; und dies um ſo weniger, da dieſer Gebrauch ſich nicht bloß über Kinder erſtrekt, auf die allein doch jene pädagogiſche Tändelei anwendbar war.

Noch unzulänglicher iſt die Herleitung dieſes Gebrauchs aus den Geſchenken, die die ſogenannten Weiſen oder Könige des Morgenlands dem neugebornen Meſſias gebracht haben ſollen. Ohne mich itzt darauf einzulaſſen, ob dieſe ganze Tradition, die freilich den Geographen ſowol als den Aſtronomen in einige Verlegenheit ſetzt, hiſtoriſche Wahrheit, oder, wie ſelbſt manche kritiſche Theologen glauben, ein frommer Mythos ſei — ſo läßt ſich doch die Kombination der Begriffe nicht wohl begreifen, durch die man von Geſchenken, die jene Weiſen dem vermeinten neugebornen König der Juden nach der Sitte des Orients als ein Zeichen der Unterthänigkeit und Hul-

digung

digung brachten, zu Geſchenken übergegangen ſein könnte, die nachher bei der Geburtsfeier ebendeſſelben an Kinder und andre Perſonen gleichſam im Namen des Chriſtkindes gemacht wurden.

Wenn ich behaupte, daß dieſer Gebrauch nichts mehr und nichts weniger als ein Ueberreſt einer heidniſchen römiſchen Gewohnheit, und namentlich der Saturnalien ſei, bloß unter einem andern Namen; ſo kann dies nur dem anſtößig und befremdend ſcheinen, der, unbekannt mit dem Alterthum, überall nicht weiß, wie viel Einrichtungen und Gebräuche in unſrer bürgerlichen und gerichtlichen und vornehmlich gottesdienſtlichen Verfaſſung, aus dieſer Quelle als ein Erbtheil auf uns gekommen. Sind doch ſogar viele Ideen, die dem reinen Urchriſtenthum fremd waren, aus der römiſchen und griechiſchen Religion, beſonders aber aus der Religionsphiloſophie der Alexandriniſchen Schule, in das theologiſche Siſtem des Chriſtenthums übergegangen. Wie viel leichter war die Forterbung von Gebräuchen, von denen der ſinnliche Menſch überhaupt ſich noch weit ſchwerer als von Ideen loßreißen läßt.

In der That findet ſich eine überaus auffallende Aehnlichkeit zwiſchen der Feier der römiſchen Saturnalien und unſerm Weihnachtsfeſt, eine Aehnlichkeit, die ſogar in Kleinigkeiten zutrift. Die Saturnalien der Römer fielen in dieſelbe Zeit. Sie wurden vom 17ten bis 24ſten Dezember gefeiert,

alſo ſieben Tage *). Eben ſo lange währete anfänglich das Weihnachtsfeſt, bis es auf vier, und vermuthlich erſt im 11ten Jahrhundert auf drei Tage verkürzt wurde **). Man theilte an dieſem Feſt allerlei kleine Geſchenke aus, vornemlich auch an die Sklaven. Man beeiferte ſich zu keiner Zeit ſo ſehr, dem Hausgeſinde milde und freundlich zu begegnen, und ihnen wenigſtens ein paar vergnügte Tage im Jahr zu verſchaffen. Sie genoſſen während dieſes Feſtes einer Art von Freiheit, und wurden zu keiner Arbeit angehalten. Eben ſo machten es die älteſten Chriſten mit ihren Sklaven beim Weinachtsfeſt. (Conſtitutt. apoſtol. l. 8. c. 33.) Und noch izt freut ſich das Geſinde auf keinen Tag im Jahr ſo ſehr, als auf Weihnachten. Unter den Geſchenken, die man ſich zu machen pflegte, war gewöhnlich ein Wachsſtok ***); noch izt ein überall gewöhnliches Zube-

*) Anfänglich zwar nur einen Tag; durch Jul. Cäſar kamen zwei hinzu, ſeit dem Kaligula noch zwei, und in dieſen fünfen rechnete man noch die zwei Tage des Feſtes Sigillaria. Doch ſagt Makrobius, der dieſe Veränderungen umſtändlich erzählt (Saturn. l. 1. c. 10.) apud veteres jam opinio fuit, *ſeptem* diebus peragi Saturnalia; ſi opinio vocanda eſt, quæ idoneis firmatur auctoribus &c. Und in Lucians Saturnalien ſagt Saturn ſelbſt: ἑπτὰ μὲν ἡμερῶν ἡ πᾶσα βασιλεία. vid. Lipſii Saturn.

**) S. Wildvogelii Chronoſcopia legalis p. 286.

***) Macrob. Sat. I, 7. inde mos per Saturnalia miſſitandis *cereis* cœpit. Alii cereos non ob aliud mitti putant, quam quod hoc principe a tenebroſa vita quaſi ad *lucem* editi ſumus.

Zubehör der Weihnachtsgeſchenke für Kinder und Geſinde. — Zu den gewöhnlichen Speiſen an dieſem Feſte gehörte Honig, als ein Sinnbild des goldnen Zeitalters, da es noch Bäche voll Milch und Honig gab *), und weil man den Saturn für den Erfinder des Honigbaus hielt **). Auch auf dieſen Gebrauch wird noch itzt beim Weihnachtsfeſt in vielen Provinzen ſtrenge gehalten; und auf ihn bezieht ſich die zu keiner Zeit ſo häufige Verfertigung und Verkaufung der ſogenannten Honig- oder Pfefferkuchen. Und eben ſo hatten auch bei den Saturnalien die Kuchenbäkker ihre volle Arbeit. (Lucian. Sat. c. 13.) In den lezten Tagen derſelben war ein öffentlicher Jahrmarkt (Sigillaria), wo allerlei Puppenwerk und Bilderchen, vornehmlich von Wachs (Sigilla), die zu kleinen Geſchenken beſtimmt waren, verkauft wurden. ***) Grade wie auf unſerm Chriſtmarkt. Zur Zeit der Saturnalien waren überall nicht nur Schul-

*) Beim Lukian (Saturn. c. 7.) ſagt Saturn ſelbſt: ὀλίγας ταύτας ἡμέρας ἀναλαμβάνω τὴν ἀρχήν, ὡς ὑπομνήσαιμι τοὺς ἀνθρώπους, οἷος ἦν ὁ ἐπ' ἐμοῦ βίος, ὁπότε ὁ οἶνος ἔρρει ποταμηδὸν καὶ πηγαὶ μέλιτος καὶ γάλακτος. id. c. 20.

**) Macrob. Saturn. I, 7. Placentas mutuo miſſitant, mellis & fructuum repertorem Saturnum affirmantes.

***) Macrob. Saturn. I, 10. & 11. — Sueton. in Claud. c. 5. — Spartian. Anton. Carac. 1. id. in Adrian. c. 17.

Schulfeiertage *) ſondern auch Gerichtsferien **). Beide noch itzt zur Weinachtszeit. Die Gerichtsferien zur Weihnachtszeit wurden ſchon vom Kaiſer Theodoſius geboten. (Cod. Theod. l. 2. c. de feriis) nachher vom Valentinian, wie auch von dem griechiſchen Kaiſer Manuel Comnenus, und ſpäterhin nicht nur in dem kanoniſchen Recht, ſondern auch in der Reichskammergerichtsordnung beſtätigt ***).

Noch auffallender iſt die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Feſten, wenn man weiß, auf welche Art in den mittlern Zeiten das Weihnachtsfeſt gefeiert ward. Das berühmte Narrenfeſt, das ohngeachtet aller dagegen von Regenten, Koncilien und Päbſten gemachten Verordnungen ſich bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erhielt ****), und wovon noch itzt, vorzüglich zwar in katholiſchen Ländern, aber doch auch hie und da noch unter den Proteſtanten, Ueberreſte ſind *****), ward gewöhnlich in den Weihnachtstagen gefeiert; wenigſtens fiel es immer zwiſchen Weihnachten und dem Feſt Epiphanias. Die

Aus

*) Plin. Ep. 6. 7. Tu in ſcholam revocas, ego adhuc Saturnalia extendo. Martial. 5. epigr. 84.

**) Martial. l. 7. Ep. 28, 7.

***) S. Wildvogelii Chronoſcopia legalis p. 279. u. 298.

****) Du Freſne Gloſſar. v. Kalendæ.

*****) Z. B. Die in der Chriſtnacht gewöhnlichen Verkleidungen in Engel, Hirten u. ſ. w; die Beſuche, die das ſogenannte Chriſtkind und der Knecht Ruprecht in Häuſern, wo Kinder ſind, machen; eine Gewohnheit, die auch in unſern Gegenden, vornehmlich auf dem Lande (ja ſelbſt in Berlin) noch ſehr im Gange iſt.

Ausgelaſſenheiten und Ausſchweifungen, die dabei vorgingen, waren denen an den Saturnalien ſehr ähnlich. Wie an dieſen die Sklaven die Rolle des Herrn ſpielten, und die Herren ſich es auf dieſe kurze Zeit wol gar gefallen ließen, den Befehlen ihrer Sklaven zu gehorchen — eben ſo legten ſelbſt Biſchöfe an dem Narrenfeſt ihre Würde ab, und ließen ſich ganz zu ihren Untergebnen herab. Und wie bei den Saturnalien unter den Sklaven ein Gaſtmalskönig durchs Loos erwählt ward *), ſo ward auch ein Narrenbiſchof, oder wohl gar ein Narrenpabſt aus den niedrigern Kirchenbedienten erwählt, der alle geiſtliche Funktionen eines förmlichen Biſchofs verrichtete **). Die Mummereien, Tänze, Schwänke, Poſſen und Ausſchweifungen, die bei dieſem Feſt vorfielen, ſtimmen genau mit der Feier der Saturnalien überein, bei denen ebenfalls alle Arten von Narrheit und Ausgelaſſenheit gleichſam privilegirt waren, wie vornehmlich aus Lukians Saturnalien erhellt.

Selbſt in der Abſicht und Bedeutung der Feier fand ſich zwiſchen beiden Feſten eine Aehnlichkeit, die der Beibehaltung der ſaturnaliſchen Gebräuche bei den Chri-

*) Lucian. Saturn. c. 2. & 4.

**) Mitten in der Feier der Saturnalien fiel das Feſt der Laren, nehmlich (Macrob. Sat. I, 10.) XI. Kal. Ian. d. i. den 22. Dez. An dieſem Feſte pontifizirten die Sklaven. (Dionyſ. Hal. l. IV. p. m. 219.) grade wie bei dem Narrenfeſte die untern Kirchendiener. Auch zogen die Sklaven bei den Saturnalien die Kleider ihrer Herren an. Dio Caſſ. l. 60. p. 957. (ed. Reim.)

Chriſten ſehr das Wort reden muſte. Die Saturnalien waren ein Bild des ehmaligen goldnen Zeitalters, da noch keine Verſchiedenheit der Stände Menſchen von Menſchen trennte, da noch völlige Gleichheit und Freiheit unter den Menſchen herrſchte, und es eben ſo wenig einen Herrn als einen Sklaven gab. Eine ſüße Fantaſie, deren Abbildung wol eines ſiebentägigen Feſtes werth war! — Die Geburt Jeſu ſah man von den frühſten Zeiten der Kirche ebenfalls als den Anfang eines neuen goldnen Zeitalters an, und man deutete daher mehrere poetiſche Stellen der hebräiſchen Dichter darauf als Weiſſagungen. Man erwartete von Jeſu eine Wiederherſtellung des paradiſiſchen Standes der Unſchuld (der doch, einige beſondre orientaliſche Modifikationen abgerechnet, im Grunde einerlei mit dem goldnen Saturniſchen Zeitalter der Griechen und Römer, und ſo gut als dieſes ein ſüßer poetiſcher Traum iſt). Und da man nicht beweiſen konnte, daß durch das Chriſtenthum die leibliche Knechtſchaft aufgehoben worden (obgleich — ſeltſam genug! — viele neuere Schriftſteller uns die Aufhebung der Sklaverei als eine Wirkung des Chriſtenthums nennen, ohne ſich zu erinnern, daß es chriſtliche Nationen ſind, die in Amerika und Weſtindien ihre Negerſklaven im Ganzen gewiß mit mehr Härte und Barbarei behandeln als ehmals Römer und Griechen die ihrigen) — ſo half man ſich durch den Begrif einer geiſtlichen Knechtſchaft. Denn die allegoriſirende Myſtik

tung alle Verhältniſſe und Situationen des bürgerlichen Lebens in die Religion über, und im Grunde iſt doch der Begrif einer geiſtlichen Knechtſchaft immer noch richtiger und verſtändlicher, als die Begriffe von geiſtlicher Zeugung, geiſtlichen Vermälungen, geiſtlichen Geburten und Wiedergeburten, geiſtlichem Tode u. ſ. w. Endlich, da man merkte, daß es vor der Hand mit dem goldnen Zeitalter doch nicht recht gehen wollte, träumte man eine künftige zweite Erſcheinung Jeſu, und ein tauſendjähriges Reich, wo denn das goldne Zeitalter oder der Stand der Unſchuld erſt in völliger Reinheit und Schönheit wieder aufblühen ſollte. Ob ſich die römiſchen Sklaven, wenn's mit ihrer Saturnalienkomödie zu Ende ging, auch mit einem ſolchen künftigen tauſendjährigen goldnen Zeitalter getröſtet haben mögen, weiß ich nicht; aber wol mögt' ich den itzigen Negerſklaven einen ſolchen ſüßen Traum wünſchen, um ſich damit bei der Grauſamkeit ihrer chriſtlichen Tyrannen zu beruhigen.

Eben dieſe myſtiſche Aehnlichkeit beider Feſte konnte vielleicht am erſten Anlaß geben, die Weihnachtsfeier in die Zeit der Saturnalien zu verlegen, wiewol ich vermuthe, daß man doch, um zu verhüten, daß man beide Feſte nicht ganz für einerlei hielte, das Weihnachtsfeſt erſt grade den Tag angehen ließ, mit dem die Saturnalien aufhörten. Die gewöhnliche muthmaßliche Herausrechnung des 25ſten Dezembers als des wirklichen Geburtstags

Jeſu fällt ins Lächerliche. Es iſt bekannt, daß der eigentliche Geburtstag des göttlichen Stifters unſrer Religion durchaus ungewiß iſt. *) Mehrere Jahrhunderte, wenigſtens die beiden erſten, verſtrichen, ohne daß dies Feſt gefeiert wurde. Erſt im dritten Jahrhundert ſcheint es aufgekommen zu ſein. Aber die morgenländiſche Kirche, in deren Nähe keine Saturnalien gefeiert wurden, feierte es den 6ten Januar **), und nur die abendländiſche den 25 December, bis zu Chryſoſtomus Zeit (alſo erſt am Ende des 4ten Jahrhunderts) auch die morgenländiſche Kirche ſich zu dieſem Tage bequemte ***).

Wem es unbegreiflich ſcheinen ſollte, wie ſich die erſten Chriſten entſchließen konnten, die Gebräuche eines heidniſchen Feſtes bloß mit Veränderung des Namens zu adoptiren, der muß die Anhänglichkeit des großen Haufens an alte hergebrachte Gebräuche nicht kennen. Es iſt ja ſelbſt aus dem neuen Teſtament bekannt, wie ſchwer es den aus den Juden bekehrten Chriſten, ja ſelbſt den Apoſteln, ward, ihre jüdiſchen Vorſtellungen und Rituale ganz abzulegen; ſollte es denen, die aus dem Heidenthum zur chriſtlichen Religion übergegangen

 waren,

*) Clemens Alexandr., ein Schriftſteller des zweiten Jahrhunderts, führt ſchon die zu ſeiner Zeit ſehr widerſprechenden Meinungen darüber an. Strom. I. p. m. 340.

**) ſ. Bingham origines eccleſiaſt. Vol. 9. p. 67 ſqq.

***) Chryſoſt. homil. 31 de natali Chriſti.

wären, weniger ſchwer geweſen ſein, allen ihren eh-
maligen religiöſen Gewohnheiten zu entſagen?
Man ſieht dies ja noch in unſern Tagen an den
von neuern Miſſionarien, mögen es Jeſuiten oder
Zöglinge des halliſchen Waiſenhauſes ſein, geſtifteten
neuchriſtlichen Gemeinen in Aſien und Amerika. Sie
behalten ihre alten Begriffe und Gebräuche wenig-
ſtens zur Hälfte bei und vereinigen ſie mit der neuen
Ueberlieferung, ſo gut ſie können, zu einem Ganzen.
Eben ſo bei den älteſten Chriſten. Und die Biſchöfe
verſtanden auch ſchon damals ſo gut wie in neuern
Zeiten die Jeſuiten die große Kunſt, allen alles zu wer-
den, und ſelbſt die Vorurtheile und Mißbräuche ih-
rer heidniſchen Zeitgenoſſen zu ihren frommen Ab-
ſichten zu nutzen. Sie ſahen ihnen daher gern in
der Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche und
Vorurtheile nach, und waren öfters zufrieden, nur
einen neuen Namen an die Stelle des alten ge-
pflanzt zu haben. Selbſt der von ſchmeichelnden Prie-
ſtern Groß gelogene Konſtantin, der (wie ſelbſt aus
ſeinem kriechenden Lobredner, Euſebius, erhellt)
gegen die Anhänger der römiſchen Religion eben ſo
intolerant und intoleranter war, als es mehrere ſei-
ner Vorfahren gegen die Chriſten geweſen waren,
hatte doch nach eben dieſem Euſebius den Grundſatz,
um die chriſtliche Religion den Heiden annehmlich
zu machen, den äußern Pomp und Schmuk von
dieſen für jene zu borgen. So kam es denn, daß
das ganze Rituale der römiſchheidniſchen Religion

in die römiſch-chriſtliche übergieng, und noch itzt darin, ſogar bis auf manche äußerſt unanſtändige Gebräuche, fortdauert *). Und ſelbſt wir Proteſtanten richten uns in manchen an ſich unſchuldigen Kirchengebräuchen nach dem Beiſpiel der alten römiſchen und griechiſchen Religion **).

Es iſt auch keine bloße aufs ungewiſſe gewagte Vermuthung, daß die Chriſten in den erſten Jahrhunderten vor der Einführung des eigentlichen Weihnachtsfeſtes die römiſchen Saturnalien mitgefeiert. Es iſt vielmehr ein aus den Kirchenvätern und namentlich dem Tertullian hiſtoriſch erweisliches Faktum. Und ob gleich Tertullian (in ſeinem Buche vom Götzendienſt) gegen die Anhänglichkeit der neuen Chriſten an ihre alten Feſte und Gebräuche, und namentlich an die Saturnalien, ſehr nachdrüklich eifert ***), ſo ſcheint doch ſein Eifer eben

 ſo

*) So ſah noch 1780 der Ritter Hamilton zu Jſagna in Abruzzo dem heiligen Coſmus unter dem züchtigen Namen großer Zähen wächſerne Priapen opfern. ſ. Götting. Taſchenbuch 1784. S. 47 f.

**) Um nur ein Beiſpiel anzuführen, warum stehn auch in unſern Kirchen die Altäre immer gegen Morgen? Aus keiner andern Urſache, als weil dis eine heilige Obſervanz bei den Römern war. ſ. Vitruv. L. IV. c. 5.

***) Tertull. *de Idololatr.* c. 13. „Hoc loco retractari oportet de feſtis diebus & aliis extraordinariis ſolennitatibus, quas interdum laſciviae, interdum timiditati noſtrae ſubſcribimus, adverſus fidei diſciplinam communicantes Nationibus in Ido-

ſo fruchtlos geweſen zu ſein, als es in den mittlern Zeiten der Eifer ſo vieler vernünftigen Geiſtlichen gegen das ſogenannte Narrenfeſt und Eſelsfeſt, und andre zum Theil eben ſo ſchändliche als lächerliche Gebräuche war, und als der Eifer des Herrn E. in dieſem Stük der Monatsſchrift (Nr. 6.) gegen die Misbräuche und Ausſchweifungen der Chriſtnacht vermuthlich ſein wird.

Wer aus dem bisher geſagten ſchließen wollte, daß ich das Weihnachtsfeſt für ein unnützes überflüſſiges Feſt hielte, der würde mir wahrlich ſehr unrecht thun. Das menſchliche Geſchlecht hat dem liebenswürdigen Stifter der chriſtlichen Religion zu viel zu danken, als daß es nicht das Andenken dieſes wolthätigen menſchenfreundlichen Geſandten der Vorſehung auf alle mögliche Art zu verewigen verpflichtet wäre. Und iſt gleich ſein Geburtstag durchaus ungewiß, ſo daß ſelbſt einer der größten Chronologen, Joſ. Skaliger *), geſteht, nur Gott allein könne

idolicis rebus." Und c. 14. „Nobis *Saturnalia* & Januariae & Brumae & Matronales frequentantur? *munera commeant? ſtrenae conſonant?* luſus, convivia conſtrepunt? O melior fides nationum in ſuam ſectam, quae nullam ſolemnitatem Chriſtianorum ſibi vindicat! Non dominicum diem, non Pentecoſten, etiam ſi noſſent, nobiscum communicaſſent; timerent enim ne Chriſtiani viderentur, nos ne ethnici pronuntiemur, non veremur. Beiläufig bemerke ich, daß, wenn zu Tertullians Zeiten ſchon das eigentliche Weihnachtsfeſt wäre gefeiert worden, er es hier gewiß erwähnt haben würde und müßte.

*) de emendat. temp. p. 545.

könne ihn wiſſen, ſo muß doch auch der durch eine alte Tradition und Obſervanz angenommene Geburtstag deſſelben jedem Bekenner ſeiner reinen Vernunftsreligion gewiß eben ſo heilig, und heiliger ſein, als den Schülern und Nachfolgern des Sokrates und Plato noch viele Jahrhunderte nach ihrem Tode der Geburtstag dieſer atheniſchen Weiſen war *). Aber ſoviel iſt und bleibt doch richtig, daß nie das Gedächtnißfeſt eines großen Mannes ſeit den älteſten Zeiten her mit ſo vielen Tändeleien, Ungereimtheiten und zum Theil ſchändlichen Misbräuchen, verunſtaltet worden, als das Geburtsfeſt Jeſu, und wer hiervon noch nicht genug überzeugt iſt, darf ja nur die Weihnachtslieder in dem alten Porſtiſchen oder einem ähnlichen Geſangbuche aufſchlagen, um mit Staunen und Unwillen zu ſehn, zu welchen die Gottheit und den geſunden Menſchenverſtand erniedrigenden Vorſtellungen dies Feſt Anlaß gegeben **), das, um jedem Chriſten ehrwürdig zu ſein, wahrlich keines myſtiſchen Unſinns bedarf.

Fr. Gedike.

*) Plut. Symp. 8, 1. Porphyr. in vita Plot.

**) Ich appellire an den unbefangenen geſunden Menſchenverſtand, ob es nicht wahre Gottesläſterung iſt, zu ſingen: „Kleines Knabe, großer Gott,“ (ſ. Porſt. Geſangb. Nr. 41. v. 1.) oder (Nr. 37. v. 2.) „der allerhöchſte Gott wird gar ein kleines Kind.“ — Bei Gott, wie iſt es möglich, daß ſelbſt Geiſtliche ſolche Gotteslaͤſterungen — nicht dulden — nein als Gottesverehrungen mit andächtigem Eifer und heiliger Verſchwärzung der andersdenkenden vertheidigen können!!

 9. Auch

9.

Auch etwas über die Folter.

An die Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift.

In der von Ihnen herausgegebnen Monatsſchrift befindet ſich eine Abhandlung des Herrn Prof. Eberhard, worinn er den Urſprung der Folter aus der Religion der alten Deutſchen zu erklären ſucht. Mir ſcheint es, als ob das, was Hr. Pr. Eberhard auf Rechnung des Aberglaubens ſchreibt, theils in der Natur der menſchlichen Leidenſchaften ſeinen Grund habe, theils von den Römern zu den Deutſchen übergegangen ſei.

Hier ſind meine Gedanken darüber, von welchen Sie, wie es Ihnen beliebt, in Ihrer Monatsſchrift Gebrauch machen können.

Vor allen Dingen unterſcheide ich die wilde Folter von der geſezmäßigen. Unter der wilden Folter verſtehe ich eine ſolche, die nicht in geſetzlichen Vorſchriften, ſondern nur in dem augenbliklichen Antrieb menſchlicher Leidenſchaften ihren Grund hat.

Je roher der Menſch iſt, deſto geneigter iſt er, alle ſeine Muthmaßungen für unumſtößliche Wahrheiten zu halten. Wer ihm nicht Recht geben will, iſt ihm ein Verſteller, der ſeine Galle rege macht, und mit Gewalt zum Bekenntniß gebracht werden muß. Erſt wird er ſchimpfen und dann ſchlagen. Geben Sie einem ſolchen Menſchen Gewalt über

andre

andre, und machen Sie es ihm zur Pflicht, die Wahrheit zu erforſchen; ſo wird er, gleich bei dem erſten Anfange ſeiner Unterſuchung, ſich unter mehrern möglichen Fällen einen als wirklich denken. In dieſes ſein Syſtem muß ſich alles fügen, und Parteien ſowohl als Zeugen, welche ſeinem Syſtem widerſprechen, ſind ihm hartnäkkige Lügner, welche die Wahrheit verſtellen oder unterdrükken wollen. Darf man ſich alſo wohl wundern, daß er mit Gewalt Bekenntniſſe erzwingen will, die er in der Güte nicht bewirken kann?

Dieſe Denkungsart iſt von keiner Religion abhängig, und unter allen Himmelsſtrichen anzutreffen. So geneigt inzwiſchen der Menſch iſt, dem andern ſeine Meinung mit Gewalt aufzudringen; ſo ſehr wird es ſich auch der andre angelegen ſein laſſen, die ſeinige mit Gewalt zu vertheidigen. Freie Menſchen werden alſo keine Folter unter ſich dulden, ſondern ihren Streit mit den Waffen in der Hand endigen. Zeugen werden Bundesgenoſſen, und der Richter ſelbſt ein zum Kampf gegürteter Widerſacher deſſen werden, der ſich unterſteht, ſein Urtheil anzufechten. Kömmt nun der Glaube an eine göttliche Vorſehung hinzu, und wird derſelbe nach den groben Begriffen roher Menſchen modifizirt, ſo werden Gottesurtheile eingeführt, um Ordnung in einem Volke zu handhaben, welches nicht ſeines gleichen, ſondern nur Weſen höherer Art gehorchen will. Aus einem dergleichen Glauben an

Gottesurtheile laſſen ſich nun wohl die Zweikämpfe, die Feuer- und Waſſerproben und andre gerichtliche Gebräuche ſehr wohl erklären, aber nicht die Folter. Denn bei dieſer hat man ganz offenbar nicht die Abſicht, zu verſuchen, ob der Inquiſit von Gott mit Kräften ausgerüſtet ſei, die Folter zu überſtehen. Man ſtört ſogar die Vorſehung in ihrer Wirkung, indem man, wenn es dem Inquiſiten an Kräften fehlt, die Folter zu überſtehn, die Marter ein wenig nachläßt, und Mittel anwendet, ihm Leben und Kräfte zu erhalten. Auch hat der Ausgang der Folter noch nichts entſchieden. Denn man achtet auf das Geſtändniß des Gefolterten nicht, wenn er ſolches nicht nach überſtandner Marter beſtättigt. Es iſt offenbar, der Richter hält das Bekenntniß des Inquiſiten für nothwendig; und da er dieſes in der Güte nicht erhalten kann, ſo ſucht er es mit Gewalt zu erzwingen.

Doch geſetzt, die Folter wäre, wie viel Dinge der Art, mit der Zeit etwas anders geworden, als ſie urſprünglich war, ſo finde ich doch keinen Grund, die Erklärung einer Sache ſo weit herzuholen, die ſich aus der Natur der menſchlichen Leidenſchaften näher ergiebt. — Alle wilde Völker haben ſich wohl der wilden Folter bald mehr, bald weniger, bedient. Wenn ſie aber die Rechte der Menſchheit kannten, und irgend ein Gefühl von bürgerlicher Freiheit hatten, ſo bedienten ſie ſich dieſes Mittels nur gegen Sklaven und nicht gegen die eigentlichen Mitglieder

der

der Nation. So ging es in Rom, bis der überhand nehmende Deſpotismus Menſchen Menſchen gering ſchätzen lehrte. Alsdann trieb man die Sache ſo weit, daß man ſogar Zeugen, wenn ſie von ſo geringem Stande waren, daß man Bedenken trug, ihren Eiden zu trauen, auf die Folter brachte. *) Die Römer ſetzten alles dieſes durch Geſetze feſt, und man hat alſo nicht nöthig, außer den Römiſchen Geſetzen den Grund einer geſetzmäßigen Abſurdität zu ſuchen, welche Herr Profeſſor Eberhard, wie mich dünkt, ohne hinlängliche Urſache, auf Rechnung des Aberglaubens der alten Deutſchen ſchreibt. Auch ſind es vorzüglich die römiſchen Geſetze, welche bei der Folter zur Vorſchrift dienen, beſonders da, wo die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Karls V. keine Richtſchnur giebt.

Der Einwurf des Herrn Profeſſor Eberhard, daß die Römer nur die Sklaven gefoltert hätten, iſt nicht treffend; weil die ſpäteren römiſchen Geſetze die Folter nicht bloß auf die Sklaven einſchränken, und weil der deutſche Bürger und Bauernſtand meiſt knechtiſchen Urſprungs iſt. Mir ſcheint ſchon die Phyſiognomie dieſer Furie zu verrathen, aus welchem

*) Si ea rei conditio ſit, ut harenarium teſtem vel ſimilem perſonam admittere cogamur, ſine tormentis teſtimonio eius credendum non eſt. L. 21. ff. de teſtibus. Auch Juſtinian empfiehlt in der Nov. 90. das experimentum verberum contra teſtes ignobiles & ignotos.

welchem Geſchlechte ſie herſtamme. Ein von Eigen- dünkel ſtrotzender Despotismus und die damit un- zertrennlich verbundene Geringſchätzung andrer Menſchen offenbaren ſich bald als die Aeltern dieſer abſcheulichen Misgeburt.

Ich glaube inzwiſchen, daß die Folter, wenig- ſtens in unſern Tagen, ſo viel Freunde nicht gefun- den haben würde, wenn man nicht die Bedeutung dieſes Worts auf eine Sache ausgedehnt hätte, die, meines Erachtens, ſehr davon verſchieden iſt.

Man glaubte nehmlich (und wer kann das läug- nen?) die Obrigkeit ſei berechtigt, die Unterthanen mit Gewalt zum Gehorſam anzuhalten, und ſie könne alſo auch Zwangsmittel brauchen, um verſtok- te Inquiſiten zur Rede zu bringen. Wollte man ſich in einem ſolchen Falle gar keine Zwangsmittel erlauben; ſo ſcheint es, als ob der Verbrecher nur ganz ſtillſchweigen dürfte, um alles weitre Nach- forſchen zu vereiteln. Ein dergleichen Zwang un- terſcheidet ſich von der Folter immer noch dadurch, daß man den Inquiſiten nicht eben zwingen will, das Verbrechen zu geſtehen. Man will ihm keine beſtimmte Antwort in den Mund legen. Er ſoll die Freiheit haben zu antworten, was ihm beliebt. Aber antworten ſoll er. Eine dergleichen Zumu- thung kann nicht gemißbilligt werden, aber ſie führt uns weiter, als wir anfangs glaubten.

Denn wenn kann ich annehmen, daß der Inqui- ſit geantwortet habe? Schon, wenn er den Mund

aufthut?

anſthut? Und wenn er das thut, müſſen es unverſtändliche oder verſtändliche Töne ſein, die er von ſich hören läßt. Und wenn es verſtändliche ſind, müſſen ſie auch in Verbindung mit einander einen Sinn hervorbringen? Wie aber, wenn die Worte zwar unter ſich, aber nicht in Verbindung mit der Frage, Sinn haben? Wenn ich z. B. den Inquiſiten frage: wie es komme, daß er bei der nächtlichen Wanderſchaft, über welcher er betroffen worden, mit Dietrichen verſehn geweſen ſei? und er dann antwortet: weil ſich die Arche Noä auf dem Gebirge Ararat niedergelaſſen habe; — würde eine dergleichen Aeußerung wol für eine Antwort gelten können? Iſt eine Antwort, die ſo gut iſt, wie keine, nicht dem bloßen Stillſchweigen gleich zu achten? Sollte man denn unter ſolchen Umſtänden den Inquiſiten nicht zwingen können, eine Antwort zu geben, welche, in Verbindung mit der Frage gedacht, Sinn hätte? Ja wohl! Und doch iſt von hier nur ein kleiner Schritt bis zur Folter. Ach! mich dünkt, ich höre ſchon die Luft ſeufzen und die Peitſche knallen. Menſchen krümmen ſich wie getretne Würmer unter weit ausgeholten mit grauſamer Genauigkeit abgemeßnen Streichen. Tief aus der Bruſt heraus drängt ſich ſtoßweiſe eine ſchon abgemattete kreiſchende Stimme. Und das alles warum? — Weil Richter oder Inquiſit kein Philoſoph iſt; weil jener glaubte, daß dieſer etwas wüßte, was er nicht weiß; weil ein Menſch, der niemals über ſeine Handlungen

lungen nachdachte, von einer unvernünftigen Handlung keinen vernünftigen Grund anzugeben wußte; weil der Inquiſit etwas vergeſſen hatte, das der Richter in des Inquiſiten Stelle nicht vergeſſen haben würde; oder weil ein Menſch, in deſſen Augen ſonſt alle übrige Menſchen Thoren ſind, einen Narren für klug hält, um das Vergnügen zu haben, ihn hängen zu laſſen. Aber, wird man einwenden, das ſind Misbräuche, derentwegen man den guten Gebrauch eines dergleichen Zwangsmittels nicht verwerfen muß. Wie iſt es möglich, allen Misbräuchen vorzubeugen? Freilich nicht anders, als indem man Sachen, die ihrer Natur nach verſchieden ſind, ſorgfältig voneinander unterſcheidet.

(Die Fortſetzung folgt.)

10.

Fernere Nachricht von der intendirten Reviſion des geſamten Erziehungs=weſens.

Seit der im Auguſt dieſer Monatsſchrift geſchehenen erſten Bekanntmachung des von mir vorgelegten Plans zu einer allgemeinen Reviſion des geſamten Schul- und Erziehungsweſens von einer Geſellſchaft praktiſcher Erzieher, hat man einige kleine Abänderungen deſſelben, jedoch nur in außerweſentlichen Punkten für nöthig erachtet, wovon wir das theilnehmende Publikum auch durch dieſe Monatsſchrift benachrichtigen müſſen.

1. Wird man, um die Ausgabe zu beſchleunigen, ſich beim Abdruk und bei der Verſendung der einzelnen Theile nicht an die im Plane angegebene Ordnung binden, ſondern diejenigen Theile jedesmal zuerſt erſcheinen laſſen, welche zuerſt fertig ſein werden.

2. Jeder Theil ſoll geheftet und mit einem Umſchlagstitel verſehn den Subſkribenten zugeſandt werden, und die eigentlichen Titel, wornach am Ende die ſämtlichen Theile zu ordnen ſind, ſollen zulezt erfolgen.

3. Der dadurch wachſenden Koſten wegen, und zugleich, um die Möglichkeit der Ausführung einigermaßen zu vergrößern, hat man ſich genöthiget geſehn, den zuerſt angegebenen Preis eines Alphabets um zwei Groſchen zu erhöhen, ſo daß er nunmehr 10 Gr. in Golde, den Louis d'or zu 5 Rthl. gerechnet, ſein wird.

4. Den ſchon genannten ſechzehn Verfaſſern dieſes Werks haben ſich noch verſchiedene andere einſichtsvolle Erzieher und Schulmänner als Mitarbeiter beigeſellt, nemlich: der Hr. Prof. Bekker in Dresden, der Hr. Prof. Schummel in Lignitz, Hr. Meier, ein unſerm Vaterlande noch nicht nach allen ſeinen Verdienſten bekannter würdiger Erzieher in Berlin, nebſt mehreren Ungenannten.

Die Wichtigkeit dieſer Unternehmung, und die Seltenheit der Verbindung ſo vieler verdienſtvoller Mitarbeiter, ſcheinen viel Aufmerkſamkeit erwekt zu haben. Es kömmt nun darauf an, ob das Publikum es bei dieſer Aufmerkſamkeit bewenden laſſen, oder vielmehr die Ausführung eines ſo gemeinnützigen Plans durch eine hinreichende Anzahl von Unterſchriften möglich machen werde?

Campe.

Berliniſche Monatsſchrift.

1784.

Zweites Stük. Februar.

1.

An die Lyce.

Horazens dritte Ode des vierten Buchs.

—v—vv— —vv—vv
—v—vv— —vv—vv
—v—vv— —vv—vv
—v—vv—vv

Tränkſt du, Lyce, den Strom Scythiens, wärſt ein Weib
Eines Wilden, und ſähſt aller einheimiſchen
Winde Raub vor der unfreundlichen Pforte mich
Hingeſtrekt; du beweinteſt mich.

Horch! wie donnert das Thor! und von dem Sturm wie brauſ't
In dem ſchönen Palaſt Lorber und Platanus!
Und wie knirſchet umher, harſch von des grimmigen
Eurus Odem, der eiſe Schnee!

Schönſte, lege den Stolz ab, den Cythere nicht
Gut heißt, ehe dein Glüksrad ſich zurükke dreht.
Nicht den Buhlern zur Qual, gleich der Penelope,
Biſt du Lydiſcher Väter Blut.

O du, welche kein Flehn beuget und kein Geſchenk,
Noch dieß blaſſe Geſicht, das mit Violenroth
Heiße Liebe getüncht, noch ein Gemahl, entbrannt
In die Thraciſche Sängerinn;

Sey Fußfälligen nicht hart, als ein Eichenbaum,
Nicht ſo grauſam, als kein Drache Numidiens!
Dieſe Seite wird einſt müde der Schwelle ſeyn,
Und des Regens vom Himmel ſatt.

Anmerkungen.

Ein Lied, wie dieſes iſt, nannten die Alten παρακλαυσίθυρον, ein Klagelied vor der Thüre. Der unterſcheidende Charakter dieſer Serenaden oder Abendſtändchen war eine übertriebene Demüthigung vor den verſchloſſenen Thüren der Schönen, und eine aus Galanterie vorgegebene verliebte Verzweifelung.

V. 1. Tränkſt du, Lyce, den Strom Scythiens.) Der Name Lyce, Griechiſch Λυκη, iſt ein bloß poetiſcher Name, der ſo viel als Morgenlicht bedeutet. — Der Strom Scythiens iſt der Tanais, der das nördliche Europa von Aſien ſchied, und

und den die Scythen, wie Plinius ſchreibt, Silis nannten. Horaz nennt ihn hier bei ſeinem gewöhnlichen Namen; in der vierten Ode des dritten Buchs nennt er ihn bloß den Scythiſchen Strom.

V. 3. Vor der unfreundlichen Pforte.) Im Lateiniſchen ſteht aſperae fores, und an einem andern Ort non amici poſtes. Horaz ändert ab, und erklärt zugleich Eine Stelle durch die andere.

V. 6. Wie brauſ't in dem ſchönen Palaſt Lorber und Pla'tanus.) Unſre Poeten ſagen Pa'llaſt und Pala'ſt: das letzte iſt die älteſte deutſche Schreibart, kömmt auch der Abſtammung von palatium näher. — Der Platanus, eine Art von Ahorn, wird im Deutſchem Maßholder genannt. Er war wegen des Schattens ſeiner großen Blätter bey den Römern beliebt. Horaz giebt durch dieſe Beſchreibung zu verſtehen: Lyce bewohne, als eine vornehme Dame, entweder in der Stadt oder auf einer Villa, eines von den Häuſern, in deren Höfen man Luſtwäldchen und mit Säulen umgebene und mit Netzen beſpannte Gebüſche für alle Arten der Vögel anzulegen pflegte.

V. 7. Harſch) für hart iſt in ſolchen Fällen üblich, wo die Härte von der Wegdünſtung oder Gerinnung des flüſſigen oder feuchten Körpers herrührt. S. Adelungs deutſches Wörterbuch. Horaz braucht hier das Wort glaciare, welches an andern Orten für verharſchen oder gerinnen geſetzt wird. "Käſe, der von dem Saft der geritzten Feigenbäume harſch geworden iſt, glaciatus." Kolumella

mella, VII. 8. "Man macht dieſe Salbe im Win-"ter, weil ſie im Sommer ohne beygemiſchten "Schnee nicht verharſcht, glaciat." Plinius, XXIX. 3.

V. 12. **Lydiſcher Väter Blut.**) Tyrrheno parente genita. Die Lydier waren ihrer weichlichen Sitten wegen bey den Alten im Ruf. Sie hatten ſich, dem Plinius zu Folge, unter der Anführung ihres Königes Tyrrhenus, auf der weſtlichen Küſte Italiens niedergelaſſen, und wurden von ihrem Anführer Tyrrhenen genannt. Naturgeſch. III. 5.

V. 14. **Violenroth.**) Bläuliches Roth, ſo wie es bey hitzigen Krankheiten durch die blaſſe Haut zu ſchimmern pflegt.

V. 16. **Die Thraciſche Sängerin.**) Im Lateiniſchen heißt ſie pieria pellex. Nach des Strabo Bericht haben gewiſſe Thracier den Namen Pierier geführt, und nachdem ſie untergegangen ſind, haben die benachbarten Macedonier ihr Land in Beſitz genommen. Der Thraciſchen Schönen erwähnen die Alten mit vielem Beyfall. Anakreon in der drey und ſechzigſten Ode ſagt allegoriſcher Weiſe:

Warum blikſt du von der Seite
So mich an, du Thraciſch Füllen?

Und Horaz in der neunten Ode des dritten Buchs bekennt der Lydia, daß ihn die Thraciſche Chloe beſiegt habe. — Weil die Muſen in Pierien einen geheiligten Berg hatten; ſo hat man dieſes pieriſche Kebsweib, wie es Horaz nennt, für ein Frauenzim-

mer

mer angenommen, das ſich auf die Künſte der Muſen gelegt hat. Der deutſche Ausdruk thut beiden Auslegungen ein Genügen, er nennt das Vaterland und die Kunſt.

Ramler.

2.

Vorſchlag, wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen.

Die Verlegung der Gottesäkker oder Kirchhöfe außerhalb der Stadt, iſt lange der allgemeine Wunſch geweſen; man wird aber auf deſſen Erfüllung nicht rechnen dürfen, bevor man nicht die Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, welche ſich gegen eine ſolche Veränderung ſträuben. Dieſe ſind von mancherlei Art, und ich will verſuchen, ob ich ſie nicht mit guter Manier auf die Seite ſchieben kann. Denn heroiſche Mittel würken in dergleichen Fällen, wo es auf die Einbildung der Menſchen ankommt, oft den unrechten Weg; und was ein Menſch von dem andern in der Güte erhalten kann, muß er ihm nicht abzuzwingen ſuchen.

Unſre Vorfahren haben viele beſondre Feierlichkeiten mit der Begrabung ihrer Leichen verknüpft, die eines Theils auf die allgemeine Sicherheit der Menſchen, andern Theils auf die Ehre und Belohnung

nung der Verdienſte, und dritten Theils auch auf einen Vortheil der Kirchen und Kirchenbediente abzielen.

Zur erſten Art gehört, daß die Leichen nicht zu früh begraben, ſondern einige Tage in ihren Särgen zur Schau geſtellt, und hernach unter einer öffentlichen Begleitung an einen gemeinſchaftlichen Ort abgeführet werden. Hätte ein jeder dafür das Recht erhalten, ſeine Todten in der Stille und bei ſeinem Hauſe verſcharren zu dürfen; ſo würde vielleicht mancher lebendig ins Grab gekommen, mancher erſchlagen oder vergiftet, und mancher als todt begraben ſein, der ſich der Nachforſchung andrer hätte entziehen wollen. Dieſes wollten unſre Vorfahren verhindern; und nach ihrer Abſicht ſollte der Sarg ſo lange offen ſtehen, bis die ganze Leichenbegleitung ſich von dem wahren und natürlichen Tode des Verſtorbenen durch ihre eignen Augen überzeugt hätte, und darüber zu jeder Zeit ein Zeugniß ablegen könnte.

Zur zweiten gehört die ſogenannte letzte Ehre, welche Verwandte, Freunde, Verehrer, Amtsgenoſſen, und andre Freiwillige dem Verſtorbenen erzeigen, und womit ſie des rechtſchaffenen Mannes Lob und das allgemeine Leid des Staats öffentlich verkündigen, auch andre zur Nachahmung aufmuntern wollten. Dieſes ſollte gleichſam die Ehrenſäule des guten Bürgers, und der Triumph des Patrioten ſein. Mit einer Begrabung ohne Geſang und ohne

Klang

Klang wollten ſie ohngefähr ſo viel ausrichten, als wir mit dem Zuchthauſe.

Eine vernünftige Politik ſchuf die dritte Art. Man ſah, daß die Menſchen in jeder Ehrenſache großmüthiger und freigebiger waren, als in einer andern; und wie man zum Unterhalt der Armen, der Kirchen und Kirchenbediente nicht gleich förmliche Steuren ausſchreiben wollte, auch damit vielleicht nicht das wahre Verhältniß getroffen haben würde: ſo ſuchte man die Ehre zu reizen, und dieſer eine milde Beiſteuer abzugewinnen. Auf eine gleiche Art hofte man bei den Leichen einen Beitrag zum Unterhalt der Armen und Schulen zu erhalten; und die Erfahrung hat gezeigt, daß dieſe Politik ihres Zweks nicht verfehlet habe. Die Steuer iſt um ſo viel ergiebiger geweſen, je mehr ſie dem freien Willen überlaſſen iſt; und da der Menſch nur einmal ſterben kann: ſo hat man auch nicht befürchtet, daß dem Staate eine gar zu beſchwerliche Laſt daraus erwachſen würde. Mehrere Vortheile, welche jedem bekannt ſind, übergehe ich, ſo wie alles, was die Religion angeht, weil wir hier die Sache nur von ihrer politiſchen Seite betrachten können.

Alle dieſe wichtigen Vortheile fürchtet man zu verlieren, wenn die Grabſtätten außerhalb den Kirchen und der Stadt angewieſen würden. Man fürchtet, die Leichenbegleitungen würden bei dem weiten Wege und bei ſchlimmem Wetter beſchwerlicher werden, und ſich natürlicher Weiſe vermin-

 dern.

euen. Man fürchtet, die Ehre würde ihre Reizung verlieren; und jeden ſich zuletzt mit einem ſchwarzen Leichenwagen, in der früheſten Morgenzeit, und mit einem Worte, ohne alle opfernde Zeremonie, zur Ruhe bringen laſſen; ſo wie ſolches in groſſen Hauptſtädten, wo der Zeremonien leicht zu viel werden, wo keiner ſich darin mehr unterſcheiden kann, und wo folglich ihre ganze Würkung aufhöret, längſt geſchehen iſt.

Unſere heroiſchen Kameraliſten würden ſich vielleicht darüber wegſetzen, und ſich wohl gar freuen, daß alle dieſe eitlen Ausgaben vermieden, die Heirathen, wenn die Haushaltungen ſolchergeſtalt erleichtert würden, vermehret, und alle Kräfte bloß zu ihrem Vortheil geſpannet würden; ſie, die hier gleich Aberglauben und Thorheit in ihrem feierlichſten Gewande entdecken, die Kirche und ihre Bediente eines frommen Eigennutzes beſchuldigen, und die Leidenſchaften der Menſchen mit Ausſchluß aller andern beſtreiten wollen; ſie die noch neulich in einem Lande aus ökonomiſchen Gründen die Kränze und Kronen, womit die Gräber und Särge daſelbſt beſetzet wurden, verboten, und damit einen allgemeinen Aufſtand unter dem Volke erwecket haben. Allein dergleichen groſſen Männern iſt nicht immer ſicher zu folgen; und es war für die Kirche, welche das ſelbſt die Kronen von allerlei Art zu vermiethen und auch für ein Kreuz auf das Grab etwas zu genieſſen hatte, ein jährlicher Schade von hundert Thalern,

der

den dort nun auf eine für die Eingepfarreten läſtigere Art erſetzet werden mußte. Unſers Orts wollen wir wenigſtens erſt verſuchen, ob wir nicht das Alte und Neue verbinden, und ſolchergeſtalt durch einen Mittelweg das Ziel erreichen können.

Alle drei Abſichten können unſrer Meinung nach füglich erhalten werden, wenn die Leiche vor wie nach aus dem Sterbehauſe abgeholet, ſodann nach einem kurzen oder langen Umgange in die Kirche gebracht, hier entweder mit oder ohne Muſik empfangen; und dann, nachdem alles was man dabei in der Kirche vornehmen will, vollbracht iſt, oder auch noch während der Zeit, von den Trägern zur Kirche hinaus und entweder auf Schultern oder zu Wagen ohne andre Begleitung, auf den Kirchhof außer der Stadt gebracht wird. Hiedurch wird nicht allein in der ganzen Oekonomie unſrer Vorfahren nichts zerſtört, ſondern auch noch den Begleitern wenigſtens die Hälfte des Ungemachs, was mit der Abführung nach dem Kirchhof, beſonders bei ſchlimmem Wetter verknüpft iſt, erſparet. Ja die Leichenabführungen können auf dieſe Art noch feierlicher gemacht, die Perſonalien, welche ſeit der Zeit daß die bürgerlichen Tugenden ihren Werth verlohren haben, aus der Mode gekommen ſind, wieder eingeführet, noch mehrere Geſänge als oft im Regen geſchehen kann, geſungen, die Gemüther der Trauernden zum Opfer für die Armen gerührt, und die

Thränen der Leidtragenden deutlicher, als bei ungeſtü-
mem Wetter unter freiem Himmel, bemerkt werden.

Alles dieſes erfordert keine mehrere Zeit als die vorige Weiſe; und der Weg aus der Kirche nach dem Trauerhauſe, um dort entweder noch einmal zu weinen, oder noch etwas Troſt zu holen, bleibt der nemliche. Fallen Seuchen und Krankheiten ein, welche eine minder feierliche Abführung erfordern: ſo wird ein ſogenannter Eilgenſarg zur Abführung in die Kirche dienen, und für die Begleiter eben die Erinnerungen erwekken können, welche er in andern Fällen erwekt; und ſo wird auch darinn keinem etwas abgehn.

Uebrigens kann, um der guten Meinung der Menſchen in billigen Dingen nichts zu entziehen, dem Gottesakker außer der Stadt eben die Heiligkeit und Sicherheit mitgetheilet werden, welche der in der Stadt hat; und gewiß läßt ſich ſolche an einem völlig umſchloſſenen Orte beſſer als hier erhalten, wo ein gemeiner Weg darüber geht. Hier wird mancher, wenn entweder der Raum zu enge, oder das Gras zu gut iſt, bald auf dieſe bald auf jene Art in ſeiner Ruhe geſtört, und keiner würde auf ſeinem Grabe eine Roſe ohne Gefahr blühen laſſen können. Die Ruhe iſt hier nicht ſo ſtille und ſo ſicher, wie es die weiche Wehmuth ihrem Geliebten wünſchet, und keiner kann hier die Einſamkeit finden, welche der Schmerz ſuchet. Hier kann keiner mit Recht auf ſein Grab ſetzen laſſen, daß er in

ſeinem

ſeinem Leben keinem beſchwerlich geweſen, und es auch nach dem Tode nicht ſein wolle. Hier fällt bei einem täglichen Anblik der heilige Schauer weg, welcher Youngs Phantaſie ſo ſehr erhöhete, und die trauerklagende Muſe krächzet bloß ein Leichenkarmen herauf. Hier findet ſich ſelten der Raum, dem zwar unerklärbaren aber immer doch natürlichen und nüzlichen Triebe der Menſchen, ſich ein Andenken nach dem Tode zu ſtiften, mehr als einen glatten Stein zu opfern; und hier wird man nicht leicht das alte: Sibi vivus poſuit, antreffen.

Aber ein wohlverwahrter Kirchhof vor der Stadt kann alle dieſe Vortheile und noch mehrere vereinigen; er kann nehmlich auch ſeine Abſonderung für diejenigen, die nicht mit andern in Gemeinſchaft ruhen ſollen, haben; er kann, wie bei den Hernnhuthern, zur heilſamen Erbauung für die Lebenden eingerichtet werden; er kann, da niemand gewöhnlich darüber geht, auch niemanden durch ein eingeſunkenes Grab, wie es auf dem Stadtkirchhofe oft geſchieht, gefährlich werden, und man hat bei Seuchen nicht zu fürchten, daß die Todten die Lebenden anſtekken. So viele weſentliche Vortheile müſſen und können alle Religionsverwandte dahin vereinigen, ihre künftigen Ruheſtätten an einem gemeinſchaftlichen Orte vor der Stadt, wofür die Landesobrigkeit hoffentlich gern ſorgen wird, *) zu nehmen, und

*) Auf den Römiſchen Grabmälern findet man häufig die Buchſtaben S. A. D. oder die Worte: ſub aſcia dedica-

und Gott mit dem Pfarrer zu Fontenoy zu bitten, daß er diejenigen im Himmel beiſammen laſſen wolle, die dort nach der Schlacht in ſeinem Pfarrſprengel eine gemeinſchaftliche Grube verſchloß, und hier ſodann von einerlei Würmern brüderlich werden verzehret werden.

J. Möſer.

3.

Maurerode, beim Schluß des Jahres 1783.

(vorgeleſen den 31. December 1783. in der Mutterloge zu den drei Weltkugeln.)

Wenn der rauhe Decembermond
Seine beeiſten Fittige ſchüttelt,
Dann ſtürzet Flokke bei Flokke
Blendendes Schneegeſtöber herab.
Und geblendet vom knirſchenden Schnee
Gaukelt der Thor im geflügelten Wagen,
Und merket es nicht,

Wie

dedicavit; und die Gelehrten ſtreiten über deren Bedeutung. Wahrſcheinlich gab es aber zu Rom ein Zimmeramt, oder wie wir ſprechen, ein officium ſtructuræ; und wer etwas daran bezahlte, konnte es erhalten, daß ſein Grabmahl auf ewige Zeiten rein und ſchön bewahret wurde. Eine ſolche dedicatio ſub aſcia könnte auch bei den Kirchhöfen vor der Stadt eingeführet werden.

Wie unter klingendem Schellengeläute
Ihm ſeine Bahn allmälig ſchmilzt. —
Siehe, gleich den Flokken des Schneees fällt
Aus dem immer welkenden,
Immer grünenden Kranze der Zeit,
Tag auf Tag und Jahr auf Jahr hernieder.
Zwar des Thoren Fußtritt zermalmt die fallenden Blumen,
Und ihre Spur verwehet des Leichtſinns ſäuſelnder Hauch.
Aber, der Weiſe ſammlet ſie auf,
Und windet auch die verwelkten Blumen zum Strauß,
Der einſt zum zweitenmal blühet,
Und jenſeit des Grabes noch duftet. — —
O ſchaue noch einmal zurük, eh du entfleuchſt,
Du des heute verwelkenden Jahrs ſcheidender Genius!
Ach! ich blikke dir nach, Thränen im Aug!
Bitter täuſchteſt du mich, bitterer täuſchte
Deiner Brüder noch keiner mich.
Trügeriſch lächelteſt du einſtens auch mir,
Als du im Unſchuldsgewand
Nieder zur Erde ſankſt;
Trügeriſch reichteſt du mir
Süßer Hofnung berauſchenden Trank.
Und ich taumelte ſchon,
Siehe, da goſſeſt du Wermuth und Galle
In den Becher des Lebens mir.
Dennoch fluch' ich dir nicht, trügriſcher Genius.
Denn du lehrteſt mich Weinenden,

Daß des vollkommenen Glüks goldene Blume
Nicht im Garten der Erde blüht.
Ach! ſie blühet nur dort,
Wo der Weisheit flammender Stern
Näher und heller herniederglänzt.
Denn aus dunkler Ferne nur ſtrahlet er hier,
Oft mit Wolken umhüllt,
Selten im flimmernden Purpurglanz.
Und nur wenigen, wenigen nur
Bargte gütig die Weisheit
Salomons ſpähendes Fernrohr,
Daß ſie hinausſchau'n
Ueber die Grenzen irdiſcher Sonnen,
Und ihn im vollen feurigen Glanze erblikken,
Der Wahrheit flammenden Stern.
Viele — viele, die Schüler der Weisheit ſich dünken,
Und als Maurer in ihrem Tempel ſich blähen,
Rennen, betrogen vom täuſchenden Flimmer,
Einem flatternden Irrwiſch nach,
Der ſie in Pfützen und Sümpfe führt.
Nein, mich täuſcheſt du nicht, blendender Irrwiſch!
Ich kenn', ich kenne dein trügriſches Licht.
Willig und ohne zu murren,
Klimm' ich Felſen und Höhen hinan,
Achte des Schweißes nicht,
Der die glühende Stirn betropft,
Achte des Blutes nicht,

Das

Das auf dem dornichten Pfade
Von der eilenden Ferſe trieft.
Aber du winkeſt umſonſt, trügriſcher Irrwiſch!
Denn durch Sumpf und Moraſt,
Der mit mephitiſchem Dampf
Jegliche Kraft des Lebens vergiftet,
Lokte kein Diadem mich hindurch,
Peitſchte mich ſelber der Furie Geiſſel,
Und der Dolch der Verzweifelung nicht.
Wonne, Wonne mir dann,
Wonne, Brüder, uns allen,
Wann wir einſt näher ihn ſchaun,
Der Weisheit flammenden Stern,
Und vor dem gierigen Blik
Endlich der letzte Wolkenſchleier ſich aufrollt.
Auf dann, ihr Brüder, wenn heute
Die leiſe Stimme des ſterbenden Jahres
Nicht zu leiſe in eure Seelen ertönet;
Auf! ſo laßet uns heut
Am Sarge des ſterbenden Jahres,
Ehe ſein letztes Röcheln verhallet,
Unſern Schwur im Herzen erneuren,
Den Schwur der ſchönen Tugend,
Den Schwur der Weisheit und Stärke!
Und Du der rollenden Welten allmächtiger Erbauer,
Du, deſſen nie verſiegende Urne
Heil und Segen in Strömen herabgeußt,

Höre,

Höre, höre den leiſeren Schwur des klopfenden Herzens,
Sieh' und trokne die Thräne, die heute noch rinnet,
Und gieß Licht auf die Pfade des Maurers herab,
Daß, wenn er mit forſchendem Ernſt
Die heimliche Blume der Weisheit ſucht,
Er endlich ſie finde und ſeines Fundes ſich freue.
Tränke mit Strömen des Segens
Dieſen der Weisheit geweiheten Hain,
Daß der ſcheidenden Jahre noch viele
Blühen und grünen ihn ſehn in unverwelkendem Glanze.
Daß ſich Friederich August,
Unſers myſtiſchen Bundes Liebling und Stolz,
Daß ſich jeder der Brüder im Tempel
Seiner verheißenden Blüte freu!

G.

4.

Von den Rechten der menſchlichen Handlungen.

Die Geſetze nothwendiger Erſcheinungen und Handlungen der Menſchen ſind und können nichts anders als Geſetze der Natur ſein. Was dieſen gemäß geſchieht, iſt Ordnung. — Alles, was ſich auf die Befolgung der Geſetze unſerer zufälligen Handlungen beziehet, iſt Recht.

Die

Die Geſetze für unſre zufälligen Handlungen ſind entweder Geſetze der Natur, oder Geſetze der menſchlichen Kunſt, oder geoffenbarte Geſetze Gottes.

Geſetz der Natur für unſre zufälligen Handlungen iſt moraliſche Freiheit. Die Natur giebt daher dem Menſchen das Recht zu thun, was er will und was er vermag. Alles was der Menſch thut, es möge ſittlich gut oder böſe ſein, iſt natürlich recht.

Die Geſetze der menſchlichen Kunſt ſind entweder moraliſche oder politiſche. Die Handlungen, welche den moraliſchen Geſetzen entſprechen, ſind moraliſch recht. In ſo fern Naturrecht allein nicht zu unſrer Vervollkommnung führt, iſt es dem moraliſchen Rechte untergeordnet, und muß dieſem weichen. Die politiſchen Geſetze ſind entweder ſolche, die unſrer wahren Beſtimmung gemäß ſind oder nicht. In beiden Fällen handle ich politiſch recht, aber nur im erſtern zugleich moraliſch recht. In ſo fern das politiſche Recht nur Hülfsmittel des moraliſchen iſt, kann es auch nur den Rang nach dieſem haben.

Was dem geoffenbarten Willen Gottes gemäß iſt, iſt heiliges vor allen andern gültiges Recht.

Die Geſetze der Natur würken nur durch Stärke und Macht. Der Stärkere hat daher Naturrecht. Der Schwächere handelt natürlich unrecht, wenn er ſich der überwiegenden Macht widerſetzt. Die moraliſchen Geſetze würken nur durch Erkenntniß un-

unſrer Pflicht. Sie zwingen daher nicht; wenigſtens iſt dieſer moraliſche Zwang ein ſchwacher Damm gegen den Misbrauch der moraliſchen Freiheit. Die politiſchen Geſetze würken durch Strafen und Belohnungen. Dies kann nur der Mächtigere und Stärkere. Die politiſchen Geſetze haben daher ihre zwingende Kraft nur dem Naturrechte zu verdanken, weil nur dieſes den Zwang erlaubt.

Wenn der Menſch keiner andern Handlungen fähig wäre, als ſolcher, die zu ſeinem wahren Beſten dienen; ſo würde er alle ſeine moraliſche Freiheit behalten können, und ſein Naturrecht würde ungekränkt bleiben. Eben das würde der Fall ſein, wenn er nur lauter ſittlich gute Handlungen wollte, und es ihm nichts koſtete, die geſetzwidrigen zu unterlaſſen. Aber die geſellſchaftliche Verbindung verträgt ſich nicht mit dem völligen Genuſſe der moraliſchen Freiheit. Der Menſch iſt, um ſich zu vervollkommnen, verpflichtet, einen Theil ſeines Naturrechts aufzugeben, weil er es ſonſt unausbleiblich zum Nachtheil der Geſellſchaft misbrauchen würde. Auch kann er hierzu gezwungen werden; und obgleich dies nur vermöge des Naturrechts geſchehen kann, ſo erhält es doch in dieſem Falle, ſeines edlern Zwekkes wegen, einen Vorrang. Das Naturrecht wird dann ſittlich-politiſches Recht, wenn es die Menſchen durch Zwang ihrer Beſtimmung näher führt, und dadurch erhält es zugleich ſeinen größern Werth.

Da keine geſellſchaftliche Verbindung mit völliger moraliſcher Freiheit beſtehen kann, und wir ohne geſellſchaftliche Verbindung unſre wahre Beſtimmung nicht erreichen können, ſo erſchöpft Befolgung der Naturgeſetze bei weitem nicht unſre Pflicht. Wir ſind verpflichtet, in geſellſchaftliche Verbindung zu treten; und, obgleich uns die Natur völlige moraliſche Freiheit giebt; ſo iſt doch die Geſellſchaft befugt, einzelne Menſchen unter ihre Geſetze zu zwingen. Es braucht daher zur geſellſchaftlichen Verbindung keines Vertrags, keiner Verabredung, keiner Einwilligung. Der Menſch, oder die Menſchen, die Geſetze geben und ſich Gehorſam verſchaffen können, haben von der Natur das Recht dazu, und geben ihren Geſetzen dadurch die moraliſche Sanktion, daß ſie dieſelben auf das wahre Beſte der geſellſchaftlichen Verbindung berechnen *).

*) Hiemit will ich aber nicht geſagt haben, daß es nicht beſſer ſei, wenn die Verbindung durch Vertrag geſchieht. Wie es um die Verfaſſung der Staaten beſſer ſtehen würde, wenn ſie blos nach moraliſchen Geſetzen beſtehen könnten; ſo hat auch ein Staat, der durch Verabredung entſtanden iſt, ſchon bei ſeiner Entſtehung um ſo mehr Vorzug, je mehr man hier der Zwangsmittel entbehren kann. Aber die meiſten Staaten ſind wohl ſo entſtanden, daß ein oder mehrere Menſchen andere gezwungen haben, in geſellſchaftliche Verbindung zu treten, und moraliſch zu handeln. Und dies thut der Sache an

Das Recht der Natur iſt von dem geſellſchaftlichen Rechte gar ſehr unterſchieden. Jenes erlaubt den uneingeſchränkten Gebrauch aller Kräfte. Die-

ſes

an und für ſich gar keinen Eintrag. Es kömmt alles darauf an, in wie fern die Regierung darauf bedacht iſt, Erkenntniß des wahren Beſten in den Mitgliedern der Geſellſchaft hervorzubringen, um die Zwangsgeſetze ſo viel als möglich zu vermindern. Und hiezu iſt ſie verpflichtet, in ſo fern es ihr obliegt, das Beſte der Geſellſchaft zu befördern. Aber das alles hindert nicht, daß der Menſch, der keinen Sinn für geſellſchaftliche Verbindung und Vervollkommnung hätte, nicht mit allem Rechte dazu gezwungen werden könnte, eben weil er dazu verpflichtet iſt. Dieſes Recht geht ſo weit, daß der Menſch zu Geſinnungen gezwungen werden kann, falls man anders Geſinnungen durch Zwang hervorbringen kann. — Ich will der Intoleranz hiemit keinesweges das Wort geredet haben. In ſo fern wir alle irren können, thun wir ſehr wohl, wenn wir uns nicht für untrüglich halten. Auch iſt kein Zweifel, daß moraliſche Geſinnungen, die man erzwingt, eben nicht von großem Werthe ſind, und man alſo allerdings bemüht ſein muß, ſie durch Erkenntniß hervorzubringen. Aber wenn der Staat das Recht hat, ſeine Mitglieder zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen, und es Pflicht für jeden Menſchen iſt, moraliſch gute Geſinnungen zu haben; ſo ſehe ich in der Welt nicht ein, warum er ſie nicht erzwingen könnte, falls dies ſonſt möglich iſt; und iſt es nicht möglich, ſo hebt ſich die Sache von ſelbſt. Ich überlaſſe es andern, zu unterſuchen, ob es nicht Fälle gebe, wo man moraliſche Geſinnungen nicht unmittelbar durch Erkenntniß, wohl aber mittelbar durch Zwang hervorbringen kann. Erzieher der Jugend ſind im Stande, dieſe Frage zu beantworten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von geäuſſerten Geſinnungen die Rede iſt und ſein kann.

ſes ſetzt ihnen Schranken, und beſtimmt, welche Kräfte und wie ſie angewandt werden ſollen. Die geſellſchaftlichen Geſetze dürfen und können ſich daher niemals auf Recht der Natur berufen. Eins iſt dem andern entgegengeſetzt. Vermöge des Naturrechts iſt kein Menſch gegen den andern zu etwas verpflichtet, weil hier alles auf den Stärkeren ankömmt. Wenn die Geſellſchaft ſich auf Recht der Natur beruft, ſo kann ſie damit nur ihre überwiegende Macht meinen. Denn wenn die Geſetze der Geſellſchaft zur Vervollkommnung der einzelnen Mitglieder abzwekken, ſo ſind ſie moraliſch recht, und die Mitglieder ſind verpflichtet, ſie zu brfolgen. Wenn hingegen die geſellſchaftlichen Geſetze nicht zu unſerm wahren Beſten abzwekken, ſo ſind ſie moraliſch unrecht, und die Mitglieder ſind nicht verpflichtet, ihnen zu gehorſamen. Die Geſellſchaft hat dann nur Naturrecht vor ſich, und die einzelnen Mitglieder ſind ebenfalls befugt, ſich deſſelben zu bedienen, wenn ihnen ſonſt nicht die Macht entgegenſteht. In ſo fern keine Geſellſchaft durch bloße moraliſche Geſetze beſteht, ſondern immer politiſche zu Hülfe nehmen muß, und dieſe letzteren nur durch Zwang würken, folgt, daß das geſellſchaftliche Recht aus dem ſittlichen und natürlichen zuſammengeſetzt ſei. Nun verpflichtet zwar an und für ſich das Naturrecht nicht, aber es verpflichtet allerdings, in ſo fern es zur Erhaltung des ſittlichen Rechtes angewandt wird.

Jedes geſellſchaftliche Geſetz muß der Natur der geſellſchaftlichen Verbindung angemeſſen, d. i. auf ihre beſtmöglichſte Erhaltung und Vervollkommnung kalkulirt ſein. Dies iſt Naturrecht der Geſellſchaft, das man fälſchlich mit dem eigentlichen und allgemeinen Naturrecht der Menſchen verwechſelt hat. Man ſieht leicht, daß die ganze Verwirrung daher rührt, daß man den geſellſchaftlichen Zuſtand für den einzigen natürlichen, und für eine nothwendige Bedingung der menſchlichen Erhaltung und Fortpflanzung angeſehen hat, da dies doch nur von der Vervollkommnung gilt, die freilich nicht ohne geſellſchaftliche Verbindung geſchehen kann. Aber der Menſch hört deswegen nicht auf Menſch zu ſein, wenn er ſich nicht vervollkommt. Darin beſteht ja eben die Freiheit des Menſchen, daß, obgleich die Vervollkommnung ſeine Beſtimmung iſt, dieſe doch nicht nothwendig iſt. Ernährung und Fortpflanzung ſind die einzigen nothwendigen Bedingungen ſeines Daſeins, und dieſe können auch ohne geſellſchaftliche Verbindung ſtatt finden. Es verſteht ſich, daß ich eine Familie, die faſt nur durch Inſtinkte zuſammenhängen, und ſich folglich ruhig ihrer moraliſchen Freiheit überlaſſen kann, noch keine geſellſchaftliche Verbindung nenne.

Genaue Beobachtung des Naturrechts findet nur unter einzelnen und ohne geſellſchaftliche Verbindung lebenden Menſchen und Familien ſtatt. Und da hier keine merkliche Entwikkelung der Kräfte

geſche-

geſchehen kann, ſo fehlt es auch an zufälligen Trieben und Handlungen. Es hat hier noch alles den Anſtrich vom Nothwendigen und Inſtinktartigen; und es iſt nicht zu beſorgen, daß da, wo noch keine moraliſche Freiheit eigentlich ſtatt findet, Unheil und Zwekwidrigkeit aus derſelben entſtehen werde. — Aber wie in dieſem Falle keine merkliche Entwikkelung der menſchlichen Kräfte ſtatt finden, und folglich kein merklicher Grad von Vervollkommnung erreicht werden kann; ſo ſind wir verpflichtet, dieſem Naturrechte Schranken zu ſetzen, und Antriebe beizufügen, damit auf der einen Seite die beſtimmungswidrige Anwendung deſſelben verhindert, und auf der andern Seite die vermannichfaltigte und zwekmäßige Anwendung deſſelben befördert werden könne.

Das Recht erhält ſeine Kraft durch das Geſetz. Das Geſetz kann nur durch unſre Verpflichtung ſeine Sanktion erhalten. Die moraliſche Kraft des Rechts ſteht daher mit unſrer Verpflichtung im genaueſten Verhältniſſe, und dieſe giebt den Maaßſtab, nach welchem jene zu berechnen iſt.

In ſo fern wir phyſiſch gewiß überzeugt ſind, daß Gott uns moraliſche Geſetze geoffenbart habe, iſt es auch unſre heiligſte Pflicht, ſie zu befolgen. Es kann keine andre Geſetze geben, die unſrer Beſtimmung angemeßner wären. Es iſt daher auch heiligſte Pflicht für den Staat, dieſe göttlichen moraliſchen Lehren zu politiſchen Geſetzen zu machen.

Hier kann es kein von dem Rechte des Staates abgeſondertes Kirchenrecht geben, ſo wie hier auch ſchlechterdings keine Toleranz ſtatt findet. Die Befolgung ſolcher Geſetze der Willkühr der einzelnen Mitglieder überlaſſen, wäre die gröſseſte Pflichtvergeſſenheit und Zweklosigkeit der Regierung. Und ſomit kann es eine rechtmäßige Intoleranz geben.

Dieſem Rechte folgt zunächſt dasjenige, welches den phyſiſch gewiſſen moraliſchen Geſetzen der menſchlichen Kunſt entſpricht. Wo jenes heilige Recht fehlt, vertritt dieſes deſſen Stelle. Wir ſind gewiß verpflichtet, uns ihm zu fügen, und der Staat handelt folglich zwekmäßig, wenn er zu deſſen Befolgung im Nothfalle zwingt. Auch hier iſt Intoleranz rechtmäßig, und kann unſrer Verpflichtung keinen Eintrag thun.

Das politiſche Recht verpflichtet nur in ſo fern, als es moraliſche Sanktion hat. Bloße willkührliche Geſetze, oder welcher Beziehung auf unſer wahres Beſte nicht hinlänglich erwieſen werden kann, die nur auf Meinungen beruhen, ſind unrechtmäßig, und können nur durch phyſiſche Gewalt erzwungen werden. Wo es inzwiſchen an ächten Geſetzen fehlt, fügen ſich die Menſchen allerdings, weil ſie nichts beſſers kennen.

Die politiſche Geſetzgebung darf nur ſolche moraliſche Geſetze zum Grunde legen, von deren Rechtheit phyſiſche Gewißheit gegeben werden kann, weil

der Staat oder die Regierung nur dazu verpflichtendes politiſches Recht hat. Es giebt gewiſſe moraliſche Geſetze, die, ob ſie gleich phyſiſche Gewißheit haben, dennoch mancher Urſachen wegen, nicht zu politiſchen Geſetzen gemacht werden können; weil entweder ihre allgemeine und genaue Befolgung andern fürs Ganze wichtigern Geſetzen Eintrag thut, oder weil ſie durch Zwang eine falſche Richtung bekommen, oder auch überhaupt gar nicht zu erzwingen ſind. Dieſe überläßt die Regierung der Billigkeit der einzelnen Mitglieder. Der Inbegriff ſolcher moraliſchen Geſetze, von deren Aechtheit wir zwar mit phyſiſcher Gewißheit überzeugt ſind, die aber nicht politiſche Kraft haben, iſt die Moral, welche in dem Staate alſo das zweite Triebrad der geſellſchaftlichen und zur Vervollkommnung führenden Handlungen iſt, und demjenigen Theil unſrer moraliſchen Freiheit Vorſchrift und Richtſchnur ſtellt, der nicht durch politiſche Geſetzgebung beſchränkt worden iſt.

Geoffenbarte Lehren verpflichten uns heilig und gewiß. Wenn die Regierung befugt iſt, zu phyſiſch gewiſſen Lehren der menſchlichen Vernunft zu zwingen; ſo folgt unwiderleglich, daß ſie mit noch weit größerm Rechte phyſiſch gewiſſe Lehren der Offenbarung durch Zwang zu unterſtützen befugt ſei. — Aber hier könnte man nun die Frage aufwerfen: Sind nicht geoffenbarte Lehren von der Art, daß ihre allgemeine und genaue Befolgung andern fürs

Ganze wichtigern Geſetzen ſchadet, oder überhaupt gar nicht zu erzwingen ſind? und muß daher nicht die Regierung ſolche Lehren bloß der Billigkeit der Menſchen überlaſſen? Einige Weltweiſe haben in der That mit Ja geantwortet, und hieraus die Pflichtmäßigkeit der Toleranz in Religionsſachen zu gründen geſucht. Aber da unſre Vervollkommnung nur in der größtmöglichſten Entwikkelung und Anwendung unſrer Kräfte beſtehen, und die Anwendung derſelben nur im geſellſchaftlichen Leben ſtatt finden kann; ſo folgt auch, daß wenn Gott zum Behuf der Entwikkelung unſrer Kräfte und Einſichten ſich auf eine außernatürliche Art geoffenbart hat, dieſe durch Offenbarung verliehene Kräfte und Einſichten doch zur Anwendung in der Geſellſchaft dienen ſollen und können. Was uns daher Offenbarung lehrt, kann ſich auf nichts anders, als auf geſellſchaftliche Handlungen beziehen, und muß folglich auch aus dieſem Grunde politiſch unterſtützt werden. Nur muß man Religionslehren ſehr wohl von Glaubenslehren unterſcheiden. Die Religionslehren ſind nur dann Glaubenslehren, wenn wir von ihrer Aechtheit nicht mit phyſiſcher Gewißheit überzeugt ſind. Nun kann es aber gar wohl Religionslehren geben, von deren Aechtheit wir allerdings phyſiſche Gewißheit haben, und dieſe hören dann durch eben dieſe phyſiſche Gewißheit auf, Glaubenslehren zu ſeyn. In ſo fern nun ſolche Lehren nicht anders, als zu unſrer wahren

Glük-

Glükſeligkeit dienen können, und Glükſeligkeit wiederum nur durch geſellſchaftliche Verbindung bewürkt werden kann; in ſo fern muß die Regierung auch alles mögliche Recht haben, auf ihre Befolgung durch Lehren und Zwang zu halten.

Könnte man aber mit phyſiſcher Gewißheit beweiſen, daß der Menſch ſeine wahre Beſtimmung auch ohne geſellſchaftliche Handlungen erreichen könne, und daß dieſe nicht das einzige nothwendige Mittel zu unſrer Vervollkommnung ſeien; ſo könnte man nun ferner ſo ſchließen: die Regierung iſt zu nichts weiter verpflichtet, als zur Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Verbindung. Was nicht auf dieſe abzwekt, gehört nicht für ihr Forum; und ſie iſt daher nicht verpflichtet, auf die Befolgung ſolcher Geſetze zu dringen, die nicht zum Beſten der Geſellſchaft abzwekken. Aber daß dieſer Schluß falſch ſei, wird, denke ich, aus folgendem erhellen. Der oder die Menſchen, die phyſiſche Gewißheit von der Aechtheit der zu unſerm wahren Beſten erforderlichen Geſetze, und Vermögen und Macht haben, dieſe Geſetze durch Lehren und Zwang unter den Menſchen in Ausübung zu bringen, ſind dazu verpflichtet; und hierauf und nur hierauf gründet ſich die wahre Rechtmäßigkeit der Obrigkeiten. Menſchen ſolcher Art ſind zu Obrigkeiten qualifizirt und von der Natur dazu ernannt. Obrigkeiten, denen dieſe Eigenſchaften fehlen, ſind Uſurpatoren, die kein wahres Recht, ſondern nur ihr Naturrecht

vor

vor ſich haben; dem ein jeder das ſeinige entgegen-ſetzen, und natürliche Gewalt mit natürlicher Gewalt vertreiben kann. Aber jener qualifizirten Obrigkeit ſind wir zu gehorchen verpflichtet, auch ohne unſre Einwilligung, frei und gezwungen, verpflichtet. — Geſellſchaften, die auf ſolche Einwilligung der einzelnen Mitglieder entſtanden ſind oder entſtehen, haben den Individuen nichts von ihrer Verpflichtung erlaſſen, und die Geſellſchaft ſelbſt iſt verpflichtet, nichts davon nachzulaſſen. Sie muß vielmehr alle ihre Kräfte anwenden, ſo viel als möglich durch Erkenntniß, wo aber dies nicht hinlänglich iſt, durch Zwang, auf die Erfüllung aller der Geſetze zu halten, von denen es phyſiſch gewiß iſt, daß ſie zu unſerm wahren Beſten erfordert werden. Mit einem Worte, es iſt Pflicht für die Menſchen, nicht deswegen in geſellſchaftliche Verbindung zu treten, um eine Geſellſchaft auszumachen; ſondern deswegen, um durch dieſe geſellſchaftliche Verbindung die Vervollkommnung der Einzelnen zu befördern.

Und geſetzt, es wäre eine Geſellſchaft durch Verabredung entſtanden, geſetzt, dieſe hätten ſich, aus ihnen gültig dünkenden Urſachen nicht ein ſo weites Ziel geſteckt, geſetzt, ſie wollten durch ihre geſellſchaftliche Verbindung nicht ihre ganze mögliche Vervollkommnung erreichen. Handelten ſie da ihrer Beſtimmung gemäß? Handelten ſie nicht pflichtwidrig? Wäre es nicht Pflicht für ſie, über dieſes willkührlich feſtgeſetzte Ziel hinaus zu gehen? Würden

den nicht diejenigen, die Einſichten und phyſiſche Kraft dazu hätten, höchſt recht handeln, troz der Verabredung die Menſchen zu ihrer wahren Glükſeligkeit zu zwingen? Entweder die Obrigkeit hat gar kein anderes Recht, als Naturrecht vor ſich, oder ſie hat dieſes. — Ueberhaupt muß ſich, wie ſchon geſagt iſt, das geſellſchaftliche Ganze keinesweges für den Endzweck der menſchlichen Kräfte ihrer Beſtimmung halten, weil es nur das Mittel dazu iſt. Es darf ſich daher auch nicht bloß an ſeinem Beſten begnügen, ſondern iſt verpflichtet, die Individuen der Glückſeligkeit ſo nahe als möglich zu führen, und alſo hauptſächlich aus dieſem Grunde überall berechtigt, auf das zu dringen, was hiezu beitragen kann. Aber das wahre Beſte der Geſellſchaft ſteht mit dem wahren Beſten der einzelnen Mitglieder in ſo genauer und unzertrennlicher Verbindung, daß, wo jenes ausgemacht iſt, dieſes nicht fehlen kann. Die Regierung kann nichts zum wahren Beſten des Ganzen anordnen, was nicht auch die Individuen glüklich machte; und, ſoviel wir bis jezt gewiß wiſſen, kann nichts den Individuen würklich vortheilhaft ſein, was nicht auch dem Ganzen zu gute kommen ſollte. Der Menſch, der von allen Mitgliedern der Geſellſchaft den kleinſten Vortheil zieht, und den geringſten Plaz in derſelben einnimmt, hat immer doch noch tauſend Vorzüge vor demjenigen, der bloß von und nach der rohen Natur lebte. — Für ächte Offenbarung giebt es

daher

daher keine Toleranz. Ihr muß daſſelbe Zwangs-recht zukommen, was wir der Vernunft einräumen. Im Gegentheil würden wir entweder falſche Begriffe von der Gottheit oder Inkonſequenz verrathen, wenn wir den Geſetzen der Vernunft einen Vorzug vor geoffenbarten Geſetzen geben wollten.

Ganz anders aber verhält es ſich mit bloßen Glaubenslehren. Handlungen, welche dieſen entſprechen, dürfen allerdings nicht erzwungen werden, weil es hier an Gewißheit des Geſetzes, und folglich auch an Gewißheit des Rechtes fehlt. Aber wohl können und müßen ſie durch Zwang unterdrükt und gehindert werden, wenn es phyſiſch gewiß iſt, daß ſie dem wahren Beſten der Geſellſchaft, und folglich auch der Vervollkommnung der Individuen im Wege ſtehen. Dies iſt der wahre Probierſtein der moraliſchen Geſetze, woran man ihre Aechtheit oder Unächtheit erkennen kann. Noch bis jetzt iſt kein ächtes moraliſches Geſetz von der Regel abgewichen, daß es zum wahren Beſten der Geſellſchaft diene; und aus eben angeführten Vernunftgründen iſt es auch unmöglich, daß dies je der Fall ſein könnte. — Toleranz findet daher nur bei ſolchen Glaubenslehren ſtatt, die dem geſellſchaftlichen Beſten nicht hinderlich ſind. Sobald ſie dem wahren Beſten der Geſellſchaft entſprechen, hören ſie auf, Glaubenslehren zu ſein, und erhalten durch die Erfahrung von ihrer wahren Zwekmäßigkeit das Siegel der phyſiſchen Gewißheit. Und ſo, wie nicht alle

morali-

moraliſche Lehren der Vernunſt zu politiſchen Geſetzen gemacht werden können, ſondern einige derſelben der Billigkeit der Menſchen überlaßen werden müſſen; ſo kann es auch allerdings unter den Lehren der Offenbarung ſolche geben, die der Staat nicht durch Zwang unterſtützen darf. Aber das nicht deswegen, weil es geoffenbarte Geſetze ſind, ſondern aus eben den Urſachen, warum manche Geſetze der Vernunft nicht erzwungen werden dürfen.

Und nun lenke ich wieder ein. Alle Rechte der menſchlichen Handlungen zerfallen in verpflichtende und nicht verpflichtende, d. i. in ſolche, die unſerm wahren Beſten gemäß ſind, und in ſolche, die es entweder würklich nicht ſind, oder von denen dies doch nicht ausgemacht iſt. Die erſtern mögen nun durch Verabredung und Einwilligung der einzelnen Mitglieder oder durch Macht und Gewalt feſtgeſetzt worden ſein, ſo ſind wir doch immer verpflichtet; nur mit dem Unterſchiede, daß unſere Verpflichtung dann frei iſt, wenn wir ſie verabredet und bewilliget haben, und dann nur gezwungen iſt, wenn wir durch Macht und Gewalt zu ihrer Befolgung angetrieben werden. Aber in beiden Fällen iſt die Regierung rechtmäßig, und wir ſind ſchuldig zu gehorchen. — Die Verabreduug und Einwilligung der einzelnen Mitglieder giebt daher und kann einem Rechte oder einem Geſetze keine moraliſche Sanktion geben. Wenn ein Geſetz unſerer Beſtimmung nicht gemäß iſt, ſo fehlt ihm moraliſche

Sank-

Sanktion, es mag verabredet und durch Vertrag feſtgeſetzt ſein oder nicht.

Wo bleibt aber die Heiligkeit des gegebenen Wortes, der Verſprechen, der Verträge? — Ich kann nur darüber Verträge machen, worüber ich moraliſche Freiheit habe, d. i. über Dinge, mit denen ich nach meinem Gutbefinden verfahren kann, und die die politiſche Geſetzgebung meiner Billigkeit überlaßen hat. Wo die Geſetzgebung den Menſchen nicht aller ſeiner moraliſchen Freiheit beraubt hat, wo nicht eine geſetzliche Gemeinſchaft aller Güter iſt (und eine ſolche Geſellſchaft kann immer nur eine mittelmäßige Stuffe der Vervollkommnung erreichen); da kann auch geſellſchaftliche Verbindung nicht ohne Erfüllung der Verträge beſtehen. Aber dieſe Verträge müſſen immer von der Art ſein, daß ſie dem Ganzen auf eine oder die andere Art unmittelbar oder mittelbar nützlich ſind. Die Erfüllung ſolcher Verträge iſt in unſerer Verpflichtung gegründet, und kann daher mit allem Rechte erzwungen werden. Wenn aber die Verträge nicht zum wahren Beſten abzwekken, wenn ſie die Erreichung dieſes Beſten hindern: ſo fällt auch unſere Verpflichtung weg; und wir können nur durch Naturrecht, oder welches einerlei iſt, durch Despotismus, nie aber durch wahres politiſches Recht, zu ihrer Erfüllung gezwungen werden. Der Vertrag ſelbſt iſt pflichtwidrig, und das wenigſte, was wir zur Ge-

nug-

nugthuung und Entſchädigung thun können, iſt, daß wir ihn brechen.

Und nun weiter. Die Geſellſchaft iſt verpflichtet, ſo viel als möglich, Vervollkommnung zu erreichen. Sie iſt verpflichtet, ſich hier keine Gränzen, am wenigſten zu enge Gränzen zu ſetzen. Das letztere würde ſie thun müſſen, wenn ſie bei ihrer Entſtehung die mangelhaften und eingeſchränkten Kenntniſſe der einzelnen Mitglieder zu politiſchen Geſetzen machen wollte, und verpflichtet ſein ſollte, dieſe nie zum Beſten der Unaufgeklärten zu verbeſſern. Alle dieſe Schwierigkeiten ſind gehoben, ſo bald wir uns zu dem verpflichtet halten, was unſerm wahren Beſten gemäß iſt, wir mögen dies verabredet und bewilliget haben oder nicht. Der Staat mag nun monarchiſch oder republikaniſch regiert werden; ſo kommt es immer nur darauf an, ob die Politik der Regierung unſerm wahren Beſten gemäß iſt. Dies nur giebt ihr Sanktion der Rechtmäßigkeit, ſo wie uns Gewißheit und Heiligkeit der Verpflichtung.

Selle.

5.

Ueber den Erfinder der fliegenden Luftmaſchinen.

In den beiden erſten Stükken der Berliner Zeitung vom J. 1784 *) befinden ſich zwei Nachrichten,

*) Nr. 1. und 2. der Haude- u. Speneŕſchen Zeitung. B.

ten, welche die Erfindung der aeroſtatiſchen Maſchinen betreffen. Im erſten Stük iſt es ein Artikel aus Neapel vom 11. Nov. vor. J., worin es heißt: daß ein Gelehrter zu Bergamo ſchon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Idee zur Erfindung eines ſolchen fliegenden Balles gehabt und öffentlich bekannt gemacht habe. Der Aufſatz im zweiten Stük *) berichtigt einige Behauptungen des Briefes aus Neapel **); nennt den Jeſuiten Lana, als den im Briefe gemeinten Erfinder; eignet aber einem deutſchen Zeitgenoſſen deſſelben, nemlich dem Profeſſor Sturm, die Ehre zu, dieſe Idee weiter ausgebildet und die Möglichkeit der Erfindung gezeigt zu haben; und giebt endlich, als einzigen Hauptunterſchied zwiſchen dieſen ältern deutſchen und den itzigen franzöſiſchen fliegenden Bällen, den Umſtand an: daß jene luftleer ſein ſollten, und dieſe mit leichter Luft angefüllt ſind. — Ich glaubte, es ſei nicht unſchiklich, eine nähere Unterſuchung dieſer Materie lieber in eine Schrift, wie Ihr Journal iſt, als in ein ephemeres Blatt, einzurükken. Ich werde kurz ſein, und die Hauptpunkte, worauf es ankommt, ſimpel vorlegen. Uebrigens kann man mich nicht in Verdacht einer Parteilichkeit haben, da ich weder

*) Er iſt von unſerm geſchikten und berühmten Chemiker, Herrn Aſſeſſor Klaproth. B.

**) Z. B. die ſowohl falſche, als an ſich unmögliche Behauptung, daß die von dem italiäniſchen erſten Erfinder vorgeſchlagenen Kugeln hätten von Papier ſein ſollen. B.

weder ein Franzoſe, noch Deutſcher, noch Italiäner bin. *)

Im Jahre 1670 gab Lana die Ankündigung eines größern Werkes heraus, unter dem Titel: Prodromo premeſſo all'Arte Maeſtra. Das ganze 6te Kapitel dieſer Schrift handelt von der Kunſt: Ein Schiff zu bauen, das in der Luft ſchwebend mit Segeln und Rudern kann gelenkt werden, und deſſen Möglichkeit durch die Ausführung bewieſen wird. — Dieſe Titel und die lateiniſche Ueberſetzung des genannten Kapitels ſtehn in des altdorfiſchen Profeſſors Joh. Chriſtoph Sturms Collegium experimentale (Nürnberg, 4.), in den Zuſätzen zum 10ten Verſuche. Nach dieſer Ueberſetzung will ich Lana's Gedanken vortragen.

Lana hatte vorher (im 5. Kap.) von der Kunſt geredet, den Flug der Vögel nachzuahmen; citirt nun den Dädalus und Ikarus, und ein neueres Beiſpiel, das ihm glaubwürdig zu ſein ſcheint **);

J 2 und

*) Herr Prevoſt iſt ein Genfer. B.

**) Umſtändlichere Nachricht von dieſem neuen Beiſpiel, worauf Lana anſpielt, findet man in des Oldoini Werk über die Gelehrten aus Perugia, unter dem Titel: Athenaeum Auguſtum, Perug. 1678. 4. welches im Journal des Savans vom genannten Jahre S. 459 angezeigt iſt. Der angebliche Luftſchiffer war, dem O. zufolge, Joh. Bapt. Dante, mit dem Zunamen Dädalus, aus Perugia gebürtig. Er machte ſich Flügel, womit er verſchiedenemal über den Thraſymeniſchen See (den Lago di Perugia) flog. Nun wollte er ſeine Kunſt öffentlich zeigen, ſchwang

und rühmt ſich endlich, durch anhaltendes Nachſinnen ein neues Mittel, ſich in die Luft zu erheben, worauf noch kein Menſch gefallen ſei, nehmlich ein Luftſchiff, erfunden zu haben. Eh er daſſelbe erklärt, begründet er zuvor fünf Sätze. Einer derſelben iſt aus dem Euklides genommen; drei ſind phyſikaliſche und hydroſtatiſche Lehrſätze, die heut zu Tage allgemein bekannt ſind; und der fünfte giebt das abſolute Gewicht des gemeinen Waſſers an. Nach dieſes Phyſikers Meinung wiegt ein Kubikfuß Waſſer 80 Pfund. (Ohne dieſe Schätzung zu beſtreiten, will ich hier nur bemerken, daß Müsſchenbroek einen ſolchen Fuß Waſſer zu 63 Pf. 2 Unzen 1 Drachme und 4 Gran Amſterdammer Gewicht angiebt.) — Nun geht unſer Jeſuit zur Anwendung über; und

ſchwang ſich zu dem Ende von dem höchſten Orte der Stadt ab, hatte aber das Unglük, daß das Eiſen an einem ſeiner Flügel brach. Er fiel auf eine Kirche nieder, und zerbrach ſich die Lende; doch blieb er am Leben. Bayle, der dies erzählt, ſtellt die Geſchichte ins 15te Jahrhundert. Aber aus Lana's Ausdruk: zu unſern Zeiten, läßt ſich ſchlieſſen, daß dieſer Dante nicht ſo alt iſt.

Zur Beſtätigung dieſer fabelhaften Erzählung bringt Hr. Toinard in dem ebengedachten Bande des Journal des Savans eine ähnliche Erfindung bei. Ein Schlöſſer in der franzöſiſchen Provinz le Maine, Namens Besnier, hatte erſonnen: vier Flügel ſich auf die Art an den Leib zu binden, daß man ſie eins ums andere mit den Händen und Füßen in Bewegung ſetzen konnte. Die Figur iſt daſelbſt (S. 461) beſchrieben, und in Kupfer geſtochen. Anm. d. Verf.

und zeigt, daß wenn man den Umfang einer luftleeren Kugel vergrößert, man ſie ſpecifiſch leichter als Luft machen kann. Er nimmt, um eine ſolche Kugel von Kupfer zu machen, eine Kupferplatte von einem Quadratfuß an, die ſo dünne iſt, daß ſie nur 3 Unzen (wovon 12 auf ein Pfund gehn) wiegt; unterſucht den Durchmeſſer, den die Kugel haben müſſe, um in der Luft ſchweben zu können; und findet, daß er von 14 Fuß ſein müßte. Nun läßt er den Durchmeſſer vergrößern, und bringt, nach ſeiner Hypotheſe, ganz genau das abſolute Gewicht heraus, das die Kugel mit empor heben würde. Und ſo ſchlägt er endlich vor, ein Schiff zu bauen, das von vier ſolchen Kugeln gehoben würde, und womit man in freier Luft ſegeln und rudern könnte. Er fügt hinzu, daß ſeine Umſtände ihm nicht erlaubten, ſo etwas für ſich zu unternehmen; und eröfnet zu dem Ende eine Subſkription, um 100 Thaler, als die dazu nöthige Summe, zuſammen zu bringen. *)

Hierauf macht Lang ſich ſelbſt ſechs Einwürfe, die ihm aber alle ſcheinen zu heben zu ſein. Der erſte betrift die Art, die Kugel luftleer zu machen. Er wendet ſehr geſchikt die Erfindung des Torricelli dazu an, nur braucht er Waſſer ſtatt Queckſilber. Von der Luftpumpe redet er gar nicht, die doch

 Otto

*) Dies mag leicht die erſte Subſkriptionsanzeige in neuern Zeiten ſein. Subſkriptionen wären alſo, wie Lotterien, aus Italien zu uns gekommen. B.

Otto von Guerike ſchon verſchiedene Jahre vorher erfunden hatte *), und mit deren Verbeſſerung ſich Boyle damals beſchäftigte **). Dieſer Einwurf kann uns itzt nicht mehr aufhalten. 2) Kann die ungemeine Dünnheit des Gefäßes den Druk der äußern Luft aushalten, da man den innern Widerſtand weggenommen hat? L. antwortet, daß die sphäriſche oder sphäroidiſche Form vor dem Einbrechen ſichert; denn ſie bietet der andrängenden Luft ein Gewölbe dar, das ohne nachzugeben die größte Laſt aushalten kann. 3) Die Verfertigung einer ſo großen Maſchine; und 4) ihr Aufſteigen bis ins Unendliche; ſind Schwürigkeiten, die dem Verfaſſer natürlich leicht genug zu heben werden. 5) Aber werden die Ruder bei einem ſo ſehr nachgebenden Fluidum, als die Luft iſt, auch gehörig wirken können? L. antwortet: Ja! denn wenn das Ruder wenig Widerſtand finde, ſo finde auch der Schifsſchnabel gerade eben ſo wenig. Zudem wolle er anderswo (vermuthlich in ſeinem größern Werk) lehren, wie man den Wind zu dieſer Schiffahrt gebrauchen könne, ſelbſt den konträren Wind; und das letzte nicht bloß in der Luft, ſondern auch auf dem Waſſer. (Dieſer Abfall muß die neugierige Hitze ſehr abkühlen, mit der man etwa ſonſt das noch aufgeſparte Geheimniß des Verfaſſers zu erfahren wünſchen könnte. Denn ein Mechaniker, der nicht einſieht,

daß

*) Sein bekannter großer Verſuch vor Kaiſer und Reich in Regensburg geſchah im Jahr 1664. B.

**) Vom Jahr 1660 bis 1692. B.

daß die Regeln, nach welcher die Schiffahrt auf dem Waſſer geſchieht, auf die Luft nicht anzuwenden ſind, läßt keine tief durchdachten Aufſchlüſſe von ſich erwarten.) 6) Endlich hebt der Verfaſſer die Furcht, welche die Luftſchiffer etwa vor einem Sturm haben könnten. — Aus allem dieſen ſchließt nun Lana, daß die wichtigſte oder vielmehr einzige Schwürigkeit in dem Willen Gottes beſtehe, der wohl ſchwerlich eine Maſchine würde zu Stande kommen laſſen, die ſo viel Böſes wirken könnte. — — Lana hat dieſem 6ten Kapitel eine Zeichnung beigefügt, die von Sturm, wie dieſer ſelbſt in den Zuſätzen des eben genannten Buchs S. 102 ſagt, kopirt worden, und in deſſen Werke S. 64. Fig. XLII. ſteht.

Sturm nehmlich trägt in dieſer ſeiner Experimentalphyſik, den Vorſchlag des P. Lana vor. Er folgt Schritt vor Schritt dem Gange der Jdeen, der ſich in deſſen eben von mir zergliedertem Prodromus findet, und beſtätigt die Grundſätze des Jeſuiten durch verſchiedene Verſuche. Aber behaupten kann man, daß er auch nicht eine einzige Jdee von Wichtigkeit zu dem Vorſchlag ſelbſt hinzugethan, auſſer allenfalls: die Luftpumpe ſtatt der torricelliſchen Leere zu gebrauchen. Unter allen von ihm beigebrachten Verſuchen iſt auch nur der einzige merkwürdig, wo er ein kleines verſenktes Schiffchen, durch gläſerne luftvolle Kugeln, mitten im Waſſer ſchwebend erhielt. Sein Verdienſt beſteht bei dieſer Sache darin, daß er des Jtaliäners Erfindung äußerſt genau und deut-

lich vorträgt, und daß er ihm ſo offenherzig und ehrlich allen Ruhm davon läßt. — Was der gelehrte Mann ſonſt noch von Erfindungen in der Kunſt zu fliegen anführt, verdient keine Aufmerkſamkeit.

So iſt das ganze Faktum; und nun kömmts darauf an, die Frage zu entſcheiden: Gehört die Ehre der Erfindung der aeroſtatiſchen Bälle einem dieſer ältern Phyſiker, oder den Franzoſen, welche in unſern Tagen ſie wirklich ausgeführt haben? Zuförderſt, glaube ich, würde Sturm ſelbſt ſich alles Anſpruches darauf begeben haben; und wenn wir ſeinem Verdienſte Gerechtigkeit wollen widerfahren laſſen, dürfen wir ſein eignes Zeugniß nicht verwerfen. Alſo kann nur Lana ein Recht daran haben; und um darüber zu urtheilen, müſſen wir die Gröſſen, die er in ſeinen Berechnungen als ausgemacht annimmt, etwas genauer ſchätzen.

Ich halte mich an das Gewicht des Waſſers, ſo wie es Müſchenbroek angegeben hat; theils der größern Genauigkeit wegen, theils wegen bequemerer Vergleichung mit dem Gewicht des Kupfers, als der Materie, welche Lana zu ſeinem Verſuche gebrauchen wollte. Nach Müſchenbroek iſt Kupfer 8 bis 9 mal ſchwerer als Waſſer; vom letztern wiegt der Kubikfuß etwas über 63 Pfund; alſo der Kubikfuß Kupfer über 500 Pfund oder über 6000 Unzen (12 Unzen auf ein Pfund gerechnet). Folglich wenn man einen ſolchen Kubikfuß in Platten zerſchneidet, die ſeiner Grundfläche parallel ſind, und

deren

deren keine über 3 Unzen wiegt; ſo beträgt die Dikke jeder dieſer kupfernen Platten $\frac{1}{2000}$ eines Fußes, oder (nach Decimaltheilen) $\frac{1}{20}$ einer Linie, welches dünner als ein Blatt Poſtpapier iſt. Nun wiegt eine Luftſäule, deren Grundfläche 1 Quadratfuß beträgt, über 2000 Pfund; und dies Gewicht müßte alſo jene zarte Maſſe aushalten. Dies iſt vollends unmöglich, wenn ſie in ihrer Oberfläche nur ſo wenig konvex iſt, als ſie es bei einer Kugel ſein muß, welche ganzer 14 Fuß im Durchmeſſer hat. Es gehört auch eine völlige Gleichheit in allen Theilen ihrer Materie, und dann eine im ſtrengſten Verſtande vollkommne Kugelgeſtalt dazu, um vor dem Eindrükken ſicher zu ſein. — Ferner haben Lana und Sturm das Gewicht eines Kubikfußes Luft auf 2½ Unzen oder $\frac{3}{24}$ eines Pfundes angeſetzt. Aber nach Müsſchenbroek beträgt es den 800ten Theil von einem gleichen Volumen Waſſer, folglich $\frac{2}{25}$ Pf. Es könnte alſo ſcheinen, als hätte Lana die Luft zu ſchwer angenommen. Allein das Pfund in Lana's Berechnung war vielleicht kleiner als das vom Amſterdammer Gewicht. Und in dieſem Falle würde dann der Kubikfuß Waſſer auch mehr als 63 Pfund wiegen, und alſo die kupferne Kugel eine noch dünnere Oberfläche bekommen, als wir vorher herausgebracht haben.

Um die Sache nun ſchärfer zu beſtimmen, ſo will ich anmerken: daß bei jeder Dikke einer Kugel, wenn ſie nur aus ganz gleichen Theilen beſteht, und

ganz gleichförmig gewölbt iſt, es eine ſehr ſimple Formel giebt, um den Radius zu beſtimmen, den die Kugel haben muß, wenn ſie mit der atmoſphäriſchen Luft im Gleichgewicht ſein ſoll. Man muß nur zuvor wiſſen, um wievielmal die Materie, woraus die Schale der Kugel gemacht wird, ſchwerer als die Luft iſt; und dann dieſe Zahl dreimal nehmen. Geſetzt z. B. die Materie ſei 1000 mal ſchwerer als die Luft, ſo muß der Radius der Kugel 3000 mal größer ſein, als die Schale dik iſt. Nach dieſem Grundſatz findet ſich, daß eine kupferne Kugel, die 1 Linie (oder $\frac{1}{144}$ eines Fußes) dik iſt, einen Durchmeſſer von 266 Fuß haben muß, um den Forderungen des Problems zu genügen. Beträgt die Dikke hingegen nur den 10ten Theil einer Linie (oder $\frac{1}{1440}$ Fuß), ſo darf der Durchmeſſer nur von 26 Fuß ſein. — Kugeln von dieſer Art würden aber zuverläßig entweder unmöglich zu verfertigen, oder, ehe ſie halb geleert wären, durch den Druk der äußern Luft zertrümmert ſein. Und das hat ohne Zweifel einſichtsvolle Phyſiker abgeſchrekt, ſolche Maſchinen zu unternehmen. Sicherlich würde auch *Lana*, wenn er Subſkribenten gefunden hätte, mit ſeinem Vorhaben verunglükt ſein. Seine Erfindung iſt in der That ſinnreich, aber nicht gründlich, und gehört in die Klaſſe ſo mancher Erſcheinungen, die zwar der Imagination behagen, aber von der ſtrengen Vernunft verworfen werden. Wahrſcheinlich haben viele andre Phyſiker

ähnliche

ähnliche Ideen gehabt, die ſie aber in Stillſchweigen begruben, als ſie ihre Unmöglichkeit einſahen.

Montgolfiers Verdienſt der Erfindung beſteht alſo ganz und gar nicht darin, daß er erſann: eine große leere Kugel könne in der Luft in die Höhe ſteigen. Jeder Schüler konnte ſich davon überzeugen, und es iſt einer der erſten Sätze in der Hydroſtatik. Die Entdekkung des franzöſiſchen Phyſikers iſt hingegen dieß, daß er den Gedanken hatte: dieſe Kugel mit einem Fluidum zu füllen, welches dünner und elaſtiſcher als die Luft wäre. Dies Fluidum mögen nun Dünſte ſein, oder verdünnte Luft, oder brennbare Luft, daran liegt nichts. Genug, es iſt das einzige und ſchlechterdings nothwendige Erforderniß, um eine fliegende Maſchine zu Stande zu bringen; und dies Erforderniß hat Montgolfier gefunden. Ob die Erfindung nützlich oder glänzend iſt, ob ſie Nachdenken oder Glük vorausſetzt, ob man das Verdienſt derſelben übertrieben oder herabgeſetzt hat, darauf kommt es hier nicht an. Aber, daß ſie keinem andern, als Herrn Montgolfier gehört, iſt unwiderſprechlich gewiß.

Prevoſt.

Zuſatz.

1.

Mit Dank ſende ich hier den mir mitgetheilten Aufſatz des Herrn Prof. Prevoſt zurük. Was ich dagegen zu erinnern hätte, wäre nur wenig. Daß

ich dem Lana die Ehre der Erfindung allerdings zugeſtehe, ſteht in meinem Zeitungsavertiſſement mit ausdrüklichen Worten; was hingegen Herr Prevoſt von der großen Schwierigkeit der Ausführung ſagt, das überlaße ich andern Phyſikern zu beurtheilen. Was würde aber Herr Prevoſt alsdann ſagen, wenn es ſich beſtätigen ſollte, was man mir verſichern will: nemlich, daß ſelbſt hier in, oder nahe bei Berlin vor vielen Jahren ſchon der Verſuch wirklich gemacht worden iſt, einen Wagen durch luftleere Kugeln glüklich in die Höhe zu heben? — Ferner, die ganz neue Nachricht in der heutigen Spenerſchen Zeitung unter dem Artikel aus Breslau *), verdient doch auch, weiter nachgeforſcht zu werden.

Im Uebrigen iſt es mir ſehr angenehm, daß ich Anlaß gegeben habe, daß das Publikum nun das Urtheil eines ſolchen Mannes von Kenntniſſen, als Herr Prevoſt iſt, über dieſen Gegenſtand erfährt.

In einem Nebenumſtande ſcheint mir Herr Prevoſt einen Irrthum zu begehen. In der Berechnung des ſpezifiſchen Gewichts des Kupfers gegen Waſſer ſagt er: —— "alſo der Kubikfuß Kupfer "über 500 Pfund oder über 6000 Unzen (12 Un-

"zen

*) Daß nemlich ein Profeſſor zu Rinteln, Lohmeier, ſchon 1666 eine Diſputation über die Luftmaſchinen gehalten, und eine Zeichnung davon herausgegeben hätte. Im 9ten Stük der angef. Zeitung von dieſem Jahr. Dergleichen Zeichnung findet ſich auch in Tenzels monathlichen Unterredungen de 1697 vom d. M. September. B.

"zen auf ein Pfund gerechnet.)" Dieſes iſt das Gewicht des Kupfers von Pfunden nach ſogenanntem Civilgewicht, das iſt, 16 Unzen auf ein Pfund. Unzen ſind ſich immer gleich: Pfunde aber hat man zweierlei, nemlich 1 Pfund Civilgewicht ſind 16 Unzen; 1 Pfund medizinisch Gewicht aber 12 Unzen. 8000 Unzen, als das angeführte Gewicht eines Kubikfußes Kupfer, bleiben immer 8000 Unzen; allein, nach Pfunden beſtimmt, ſind es entweder 500 Pf. Civilgewicht zu 16 Unzen, oder 666⅔ Pf. medizinisch Gewicht zu 12 Unzen.

Klaproth.

2.

Meine Angabe von dem Gewicht eines Kubikfußes Kupfer zu 500 Pfund iſt allerdings zu geringe nach Müsſchenbroeks Beſtimmungen. Hr. Klaproth hat den Fehler gezeigt, den ich bei Reduzirung dieſer Pfunde auf Unzen begangen habe, und der die Folge hatte, daß das Gewicht des Kupfers zu klein ward. Ich nahm das Pfund zu 12 Unzen an, und ich hätte es zu 16 berechnen ſollen. Hätte ich dies beobachtet, und hätte ich das Kupfer 9 mal ſchwerer als das Waſſer angenommen, wie Müsſchenbroek es will; ſo wären meine Schlüſſe von noch weit gröſſerer Stärke gegen Lana's Vorſchlag geweſen. Denn die Dikke ſeiner Kupferplatten hätte dann nur $\frac{1}{30}$ einer Linie betragen, ſtatt daß ich ſie itzt auf $\frac{1}{12}$ anſetzte.

Zugleich

Für einen Fremden iſt das Ding gar angenehm und bequem. Statt die einzelnen Häuſer zu beſtürmen, wobei man noch immer Gefahr läuft, die Leute gar nicht, oder in einem Ocean von Geſchäften zu treffen: findet man ſie in einem Klub beiſammen. Sie haben ſich von ihren Arbeiten losgemacht, ſind aufgelegt, munter, und was eine Hauptſache iſt, wegen der mehrern dort verſammelten Bekannten geht die Unterredung nicht ſo leicht aus, als in einem Tête-à-tête mit einem Fremden. Man lernt auf die Art nicht bloß die angeſehenen Männer, ſondern auch in etwas ihre Verhältniſſe kennen, man ſieht ſie gleichſam in Situationen; man hört ferner die wichtigſten Neuigkeiten, bemerkt den Geiſt der darüber gefällten Reflexionen, u. ſ. w.

Sobald ich zu Hauſe komme, ſoll bei uns ſo was eingerichtet werden. Eine Geſellſchaft von Männern, die ſich ſelbſt ihre Mitglieder wählt! Bedenken Sie mir das negative Gute, das in dieſem Begriff liegt. Von Männern! Ich bitte alle hübſche Weiber und Mädchen um Vergebung; aber wahr iſt's doch, ſie genieren einen manchmal gewaltig. — Gott behüte mich vor einem Ort, wo ich keinen Umgang mit Frauenzimmern hätte! Sie ſind das Salz der Erde, die Würze des Lebens, müſſen aber wie dieſe, mäßig und klug genoſſen werden. Wahre Welt- und Menſchenkenntniß, Feinheit der Empfindung, Grazie, Geſchmak, und alle ſchönern Reize des Lebens ſind bei den Völkern todt, wo nicht

auch

auch Weiber im Zirkel der Männer erſcheinen. Ich wünſche, daß alle meine Freunde verheirathet ſein, und daß ich von Zeit zu Zeit bei ihnen, ihre Frauen, ihre Kinder und ihre ganze häusliche Lage ſehe. Aber es giebt auch wieder Zeiten, wo Männer gegen Männer ſich frei ausſchwatzen wollen, wo man ſich keine Art Zwang anthun will, wo Materie und Form des Geſprächs einem gleichgültig iſt, und wo man ſo wenig ein Mädchen von Stande, als eine Excellenz, oder einen Großinquiſitor, gern um ſich hat. Man muß über Politik, über Religion, über Gelehrſamkeit, ſelbſt über Frauenzimmer, kurz über alles räſonniren, und auf alle Art! Dann bedenkt man ſich nicht lange, ob man ein lateiniſches oder ein kraftvolles, vielleicht zu derbes deutſches Wort gebrauchen ſoll. Freimüthigkeit und Freiheit begeiſtert das Geſpräch. — Wo bloß die gemiſchten Geſellſchaften zuſammen kommen, da wird am Ende ein ekles Zwitterding aus dem Charakter der Einwohner. Die Weiber ſprechen und entſcheiden über alles mit, ſind vorlaut, eingebildet, und halbgelehrt; und die Männer vergeſſen ihres natürlichen Vorrechts, werden fade, komplimentenreich, und unmännlich.

In Berlin finde ich überhaupt die Achtung gegen das Frauenzimmer in gehörigen Schranken. Dazu tragen mehr Umſtände bei. Daß der König keine Maitreſſe hat, iſt wohl mit ein Hauptgrund. Sein Beiſpiel wirkt auf Miniſter und Generale;

 und

und ſo werden Aemter und Rechtsſprüche, nicht wie in manchen andern Ländern, durch Zofen erſchlichen. Die größere Oekonomie trägt auch viel bei. Im Punkt der Weiber gehts hier gar nicht großſtädtiſch her. Keine Dame nimmt den ganzen Tag von der Toilette, oder gar (wie in W *, nicht ungewöhnlich iſt) vom Bette bis wieder zur Abendtoilette, Kour an. Sie geben keine glänzende Feſte, wo Prinzen, und Marſchälle, und Gouvernöre, und Obergeiſtliche ſich drängen. Ihre Vorkammern werden nicht beſtürmt, ihre Sophas nicht bekniet; ihr Blik macht nicht ſelig, ihr Wort ſtiftet nicht Verſöhnung, ihr Wink bringt nicht den halben Hof in Verwirrung. Sie entſcheiden nicht, wer Staatsbedienungen haben ſoll, nicht wer in Anſehen ſtehen ſoll; ja nicht einmal, welches Schauſpiel beklatſcht, oder ausgepfiffen werden ſoll. Sie ſind elegant, geſchmakvoll, hübſch, reizend, man achtet ſie, man liebt ſie; nur ſie kehren die Welt nicht um. Im Grunde iſt man hier wohl zu haushälteriſch mit Geld und Zeit, um ſeine Romane ſo im Großen zu ſpielen; und der ſchlichte geſunde Menſchenverſtand widerſteht noch zu ſtark den Gallicismen. Vielleicht wirkt ſelbſt die Leichtigkeit der Eheſcheidungen etwas mit, die ſtolzen Gebieterinnen ein wenig zahmer zu machen. Vorzüglich aber thuts der ernſthaftere, und zugleich freie Ton der hieſigen Männer, die ſich weder zu faſelnden Gekken, noch zu girrenden Täubern gut ſchikken. Freilich giebts auch hier manche Romanheldinn,

heldinn, und ein Kreis junger Stutzer um ſie iſt dann auch wohl zu finden. Aber im Ganzen ſind die Mädchen noch züchtig und ſittſam, und die Weiber liebe häusliche Gattinnen und Mütter. Und ſo erhalte ſie Gott! wünſche ich mit dem Nachtwächter von Ternate.

Sagen Sie mir, um wieder auf die Klubs zu kommen, kennen Sie was elenderes, als die ewigen Familienſchmauſereien in den alten deutſchen Städten! Spiel und Eſſen iſt die Hauptſache; denn was wäre mit den einfältigen Schwägern und langweiligen Baſen ſonſt anzufangen? Die unbedeutenden Hausgeſchichten ſind bald erſchöpft, und mehr giebt's nicht zu reden. Der Zirkel ſieht ſich wöchentlich ein Paarmal, und hat ſich ſchon längſt ganz rein ausgeſchwatzt. Kömmt einmal ein Fremder in dies Heiligthum, ſo iſt er wie verrathen, oder wenigſtens wie unter Nationen, deren Sprache er nicht verſteht. Die Familie hat ihre eigene Bonmots, wobei jedesmal mit gleichſtarker Bauchererſchütterung gelacht wird, die aber ein Fremder und ſelbſt das nächſte Haus nicht verſteht. Alle witzige Anſpielungen gehn für ihn verloren; die andern flüſtern ſich heimlich ins Ohr, ſehen ihn an, und lächeln ſich zu. Wagt er zu reden, ſo iſt ſeine Ausſprache, und vorzüglich, was er ſagt, zu himmelweit verſchieden, um nicht faſt lautes Gelächter zu erregen. Kurz alle Greuel des Bokſbeutels (wie man dieſen Eſprit de corps in Niederſachſen

 nennt),

nennt) werden auf die Art in unſerm lieben Vaterlande unterhalten. Aber ihr Gegengift iſt ein vernünftig eingerichteter Klub. Hier gehts nicht nach Vetterſchaft. Man wählt die Mitglieder aus allen Familien, aus allerlei Aemtern und Beſchäftigungen. Denn ſonſt iſts freilich eben ſo arg, wenn lauter Advokaten, oder lauter Prieſter zuſammenkommen, als wenn nur Blutsfreundſchaft den Eintritt verſchaffet.

Was kann man zur Bildung des Verſtandes beſſeres wünſchen, als die Mittheilung der Ideen, die durch die Zuſammenkunft mehrerer in öffentlichen Aemtern ſtehender Männer bewirkt wird? Nur auf dieſe Art bleibt man nicht engbeſchränkt, und pedantiſch; man lernt eine Sache aus mehrern Geſichtspunkten anſehen, und hört die verſchiedenſten Urtheile. Man erfährt den Gang der Geſchäfte in mehrern Fächern, hört neue Begebenheiten, und (weil ein ſolcher Zirkel gewöhnlich vertraut genug dazu iſt) vernimmt die freimüthigen Urtheile erfahrner Geſchäftsmänner über öffentliche Angelegenheiten. Mancher erzählt wichtige Dinge, die ihm begegnet ſind, und fragt ſeine Freunde darüber um Rath. Kurz, der freie Ton, der das hieſige Volk erhebt und beglükt, wird vorzüglich mit in dieſen Geſellſchaften gebildet und unterhalten.

Ich verlaſſe die Theorie, um die Praxis zu üben; denn es iſt grade Zeit in einen ſolchen Klub zu gehen. —

Eilfter Brief.

Ich komme itzt zu dem ſchönſten Charakterzug der Berliner, der ein Reſultat aller vorher von mir bemerkten iſt: zu ihrer Wohlthätigkeit. Ja, R—, hierinn beſchämt dieſe große, von manchen Tröpfen für unchriſtlich, und alſo für unſittlich gehaltene Stadt, nicht allein alle andern mir bekannten großen Städte (wo gewöhnlich moraliſches Verderben weiter um ſich gegriffen hat), ſondern auch tauſend kleinere Oerter. Milde Beiſteuern, Kollekten aller Art, Privatwohlthaten gegen arme Familien, finden Sie hier allenthalben, wo Sie nur Sich darnach umſehen; und faſt immer auf die großmüthigſte Art ausgeübt, ohne Sucht nach Ruhm und ſelbſt nicht einmal nach Dank. Dieſe Eigenſchaft der braven hieſigen Einwohner muß jedem das Herz rühren, und gewinnt ihnen auch die Zuneigung aller einſichtsvollen Fremden. Wie viel derſelben habe ich hier geſprochen, Katholiken und Juden, Oeſterreicher und Schwaben, die dieſen Vorzug Berlins eingeſtanden, und ſelbſt zu Kollekten, die ſie für einige ihnen bekannt gewordene Nothleidende eröfnen wollten, nutzten. Wie ganz anders iſt es darinn hier, als in *, wo doch ſo ungleich größerer Reichthum iſt, und in * *, wo man ſich doch einer viel ſtrengern Glaubensreinigkeit rühmt!

Aber wahrlich, das ſind auch nicht die Quellen dieſer ſchönſten und edelſten aller Tugenden; ſie

ſtammt aus beſſerm Urſprunge. Freiheit im Denken und Handeln ſchafft edle, erhabne Geſinnungen. Von einem Volke, das furchtſam, niedergedrükt, zahm, und gar zu ängſtlich ſittſam iſt, kann man nichts Großes erwarten. Es iſt die lächerlichſte Unkunde des menſchlichen Herzen, wenn einige Fürſten und andere Volksregierer glauben, durch Zwangmittel, die jede Kraft der Seele und allen Keim der Aufklärung erſtikken, große edle Eigenſchaften erwekken zu können, die ſie doch auch gern in ihrem Volke hätten, weil ſie ſie nicht ſelten brauchen. Zucht und Ordnung läßt ſich gebieten; aber wahrlich nicht ſo Treue, Tapferkeit, Anſtrengung, — und Mildthätigkeit. Ferner vertreibt die hier nöthige Oekonomie den ſchwelgeriſchen Luxus, die ungeheure Sinnlichkeit, und die daher entſpringende wollüſtige Hartherzigkeit, die man in ſehr reichen Häuſern andrer Städte gewöhnlich bemerkt. Ein arbeitſamer, frugaler Menſch findet ſeinen Vorrath noch immer groß genug, um armen ihm bekannten Nachbarn etwas zur Unterſtützung mitzutheilen; indeß der prachtliebende Verſchwender, um ein eben ſo rauſchendes glanzvolles Soupé zu geben, als vor acht Tagen der Hofmarſchall gab, ſeine Bediente erfrieren, ſeine Arbeiter bis zum Erhungern mit der Bezahlung warten, und alle Nothleidende umſonſt zu dem dürftigen Reichen flehen läßt, der wohl gar ſelbſt die niedrigſten Mittel anwendet, um ſeinen Prachthunger zu ſättigen. Die ganz abſurden

Religionsbegriffe, die noch an ſo vielen Orten den Pöbel der Chriſten ſchänden: als ob Glauben gewiſſer nie verſtandner und nie zu verſtehender Sätze, ohne Rükſicht auf Handeln, ſelig machen könne; dieſe ſind hier ziemlich aus der Mode gekommen, und ſinken immer mehr und mehr, obgleich es auch noch hier unaufgeklärte Menſchen giebt, die ſie emporhalten wollen. Was thun ſie nicht für Schaden! Wir kennen ja Perſonen genug, von den höchſten Aemtern, die ein Sterblicher auf Erden bekleiden kann, bis zu ganz niedrigen Bedienungen, die durch dieſe Sucht im Glauben ſelig zu werden, höchſt ſchlecht, und unmoraliſch geworden ſind. Denn iſt es nicht Verbrechen gegen den Staat und die Menſchheit, wenn man, ſtatt die Pflichten des anvertrauten wichtigen Amtes zu erfüllen, ſtatt ſonſt ſich umzuſehen, wo man Gutes auf Erden ſchaffen kann, in der ſelbſtſüchtigſten Trägheit das Verdienſt Jeſu ergreift, und alles hienieden, die Auffoderung des ſtillen Verdienſtes, das Geſchrei der unterdrükten Unſchuld, die heiligſten Pflichten der Menſchheit, alles für Koth hält, womit man ſich nicht beſudeln muß, und ſich nicht zu beſudeln braucht, da man durch jenes Ergreifen der ewigen Seligkeit gewiß iſt! Mehr als ewig ſelig zu werden kann doch der habſüchtigſte Menſch, und ſelbſt ein Fürſt, nicht verlangen. Jene abſcheulichen Begriffe treffen Sie hier kaum bei einem Handwerker, geſchweige bei Männern in Aemtern an. Die Be-

kenner der verſchiedenſten Sekten, und die Gottlob! immer zahlreichere Menge derer, die keiner Sekte anhängen, kommen darinn überein, daß Liebe und Wohlthun die erſten Erforderniſſe zum innern Glük, und die einzigen Anſprüche auf Lohn von Gott und Welt ſind. — Der muntre, frohe, dreiſte Sinn der hieſigen Einwohner trägt auch nicht wenig zu dieſer edlen Denkungsart bei. Wir ſprachen wohl eh davon, wie richtig die Italiäner einen Böſewicht un triſto nennen. Bei einem heitern Menſchen thut der Unglükliche ſelten eine Fehlbitte; jener wünſcht ſo ſehr, lauter frohe Geſichter um ſich zu ſehen, als der König hier wünſcht, an allen Häuſern, wo er vorbeireitet, eine ſchöne Facciata zu erblikken. Auch iſt unbefangner muntrer Sinn nie knikkerig, denkt nie zu weit voraus auf eigenen Mangel, und iſt alſo — den zu großen Hang zum ſinnlichen Selbſtgenießen müſſen Sie, wie Sie ſchon wiſſen, hier nicht erwarten — gegen andre oft zu unbedachtſam mildthätig.

Auch dies Gemälde von Berlin hat ohne Zweifel ſeine Rükſeite. Aber ſo lange ich auch beidemal hier geweſen bin, habe ich doch von eigennützigen, kalten, hartherzigen Menſchen hier ſo äußerſt ſelten glaubwürdige Fakta erzählen hören, daß eine ſolche Ausnahme keine Betrachtung verdient. Die paar Beiſpiele, die mir vorgekommen ſind, waren von einem Dummkopf, der nur ſeinen Garkoch reich macht, einem heuchleriſchen wohlgemäſteten Geiſtlichen,

lichen, und einem vornehmen niederträchtigen Geizhalſe, der auf lächerlich ſinnreiche Weiſe Pracht mit Knauſerei verbindet. Solche Menſchenarten leidet die Geſellſchaft zwar noch unter ſich, die beſſere Menſchheit hat ſie aber ſchon längſt von ſich ausgeſpieen, weil ſie an der linken Seite der Bruſt ſtatt des Herzens einen Stein, ſei es auch ein Diamant, tragen.

Von den hieſigen milden Stiftungen ſchreibe ich Ihnen ein andermal. Sie wiſſen, daß ich nun einmal gegen öffentliche Armenanſtalten bin. Der Staat bricht einigen die Beine, und baut dann Lazarethe, wo ſie gratis kurirt werden; nimmt einigen das Futter, und ſperrt ſie dann in den Stall, damit ſie doch nur halb verhungern. Eine ſonderbare Geſchäftigkeit! Man laſſe jedem ſein natürliches Vermögen ſich ſelbſt zu ernähren, und ſchaffe ihm ſtets Gelegenheit zur Arbeit; ſo brauchts hernach dieſer unnöthigen, und bei allem Aufwande ſo wenig fruchtenden Mildthätigkeit nicht. Und wer nicht arbeiten kann, den nährt dann ſchon die arbeitſame, und durch Arbeitſamkeit wohlhabende Nachbarſchaft. — Doch itzt kein Wort mehr davon! Wer hierüber anders denkt, wird auch die Berliner loben müſſen; denn wahrlich, was König und Privatperſonen zu den großen Gebäuden, worin Tauſende genährt, gekleidet, geheilt und gepflegt werden, beigetragen haben, übertrift um vieles das, was andre viel reichere Länder darin thun. Wer

aber mit mir gleichſtimmig denkt, wird die guten Berliner herzlich lieben und loben, daß ſie für einzelne, durch Unglük zurükgekommene Familien ſo brav und thätig ſorgen, ihnen Nahrung, und Unterhalt, und Nothdurft zu verſchaffen.

Die Armuth iſt in Berlin ziemlich groß, obgleich mit andern Orten verglichen, gar nicht disproportionirt gegen die Größe der Stadt. Und dennoch muß man hier dazu rechnen, daß aus kleinen Städten, und ſelbſt vom Lande eine Menge Arme hieher kömmt, weil hier mehr Gelegenheit etwas zu erwerben iſt, und für diejenigen, die nicht mehr arbeiten können, viel Mildthätigkeit herrſcht. Wenn bei den geringen Beſoldungen Männer in kleinen Aemtern früh ſterben, ſo iſt die Wittwe nebſt den noch unverſorgten Kindern faſt immer an den Bettelſtab gebracht. Wittwen, und krank gewordene Handwerker ſind die eigentlichen Nothleidenden hier; das heißt in einem Lande, wo keine Bettelmönche ſind, die einzigen, die die menſchliche und chriſtliche Barmherzigkeit anflehen. Dieß letzte geſchieht doch faſt nie laut. Straßenbettelei iſt äußerſt, und Hausbettelei ziemlich, ſelten. Aber wer einmal im Rufe der Mildthätigkeit ſteht, dem entdekken ſich dann wohl Unglükliche, die eben ſo wenig eine nähere Unterſuchung ihrer Umſtände ſcheuen, als ſie jeden vorübergehenden, auch bei ſchlechterer Polizei, anzufallen frech genug ſein würden. — — Ich kenne kein ordentliches Haus hier, welches nicht

(und

(und ſelbſt einzeln lebende Unverheirathete thun dieß häufig) einer oder mehreren armen Familien monatlich etwas gewiſſes reichte. Solche beſtimmte Unterſtützung, wenn ſie auch noch ſo klein iſt, gereicht den Armen zur beſten Hülfe. Sie können doch einen nothwendigen Artikel ihrer Bedürfniſſe damit beſtreiten, für den ſie alſo gar nicht weiter zu ſorgen brauchen. — So bald jemand ein in Elend und Dürftigkeit tief geſunkenes Haus kennen lernt, und allein nicht im Stande iſt zu helfen; ſcheut er ſich nicht, ſeinem Kreiſe täglichen Umganges den Fall vorzutragen, wo dann beſtimmt wird, wie groß die ganze Summe zur Unterhaltung ſein muß, und berechnet wird, wie viel der Beitrag auf jeden beträgt. Avertiſſements von Subſkriptionen und Pränumerationen, in der Taſche herumzutragen, wäre es auch auf den modiſchſten Roman, und auf den geprieſenſten Dichter, iſt hier in guten Geſellſellſchaften ſchon lange lächerlich geweſen, und geſchieht auch von keinem vernünftigen Menſchen mehr; daher Sie ſich denn nicht wundern müſſen, warum in den Pränumerantenverzeichniſſen Berlin meiſtentheils ſo arm an Namen iſt, welches die Pränumerationsausſchreiber gewöhnlich als ein Zeichen der Undienſtfertigkeit und Unfreundſchaftlichkeit der von ihnen gnädigſt ernannten Kollektörs anzuſehen geruhen. Aber Entwürfe zu Geldunterſtützungen für Arme ſind an Spieltiſchen, und in Pikeniks, und in jeder Geſellſchaft willkommen. — Bei plötz-

lichen

lichen Unfällen, als: Verfolgung auswärtiger Intoleranz, Entſetzung aus Aemtern, Feuerſchaden, und dergl. ſind hier immer aufs ſchleunigſte Kollekten zu Stande gekommun, die in der That unglaublich große Summen betrugen, und oft mehrere Jahre, oft auf Lebenslang, dauerten.

Es giebt hier, wie allenthalben, eine Menge Armer, die mit kleiner Unterſtützung und hinlänglicher Arbeit ſich doch ziemlich durchhelfen können; an Zurüklegen iſt aber nicht zu denken. Wie, wenn nun das Winterhalbejahr kömmt, wo ſie höchſtens nur eben ſo viel, als vorher verdienen, und zu ihren andern ganz unentbehrlichen Bedürfniſſen noch die eben ſo nothwendige Ausgabe für Feurung beſtreiten ſollen? — Auch hierüber traten ſchon vor mehreren Jahren edle Menſcheufreunde in Geſellſchaft zuſammen. Die franzöſiſche Kolonie fieng an, die hier überhaupt Muſter von wohlthätigen und gut adminiſtrirten Stiftungen liefert. Bald folgten die deutſchen Einwohner; und jährlich werden mehrere tauſend Thaler zuſammengebracht, und mehrere hundert Familien dafür mit Holz verſorgt.

Und dies iſt die Stadt, von der vor kurzem noch ein junger Schriftſteller, der gern Aufſehn machte, in einem Werke, dem er einen großen Namen vorgeſchrieben hat, ſchamlos genug iſt, folgende Stelle drukken zu laſſen: "Wir hatten (damals als der "Meſſias zuerſt erſchien) kein heutiges Berlin, wo "es genug iſt, daß Religion und Tugend den Innhalt

„halt eines Werks ausmachen, um die Mine des „Lächerlichen darüber auszubreiten.“ So viel man hier weiß, hörte ich auf mein Nachfragen, iſt dieſer Menſch niemals in Berlin geweſen. Der Himmel weiß alſo, wo er es her haben mag, daß — denn dies folgt natürlich aus ſeinen Begriffen — Spalding und Moſes Mendelsſohn nicht bloß aus jeder guten Geſellſchaft ausgeſtoßen, ſondern allgemein verachtet und verſpottet ſind, weil ſie in Reden und Schriften und Handlungen wahre Gottesfurcht und wahre Tugend lehren; daß alle angeſehene Menſchen hier Gotteslaͤſterer und Laſterhafte ſind; und daß Irreligion und Unmoralitaͤt ausdruͤkliche Erforderniſſe ſind, um Buͤcher, und alſo natuͤrlich auch Menſchen, in Anſehn zu bringen. — Wahrlich, nur gegen Berlin konnte er ſo etwas ſchreiben, um vor jeder Art Ahndung ſicher zu ſein; woraus freilich wieder der hieſige Mangel an Religion und Tugend ſich ergiebt. Warum man von hier aus nichts dagegen geſagt hat, da der Band, der dieſe Stelle enthaͤlt, ſchon 1781 gedrukt iſt? Ich ſprach mit mehrern davon; faſt keiner hatte das Buch geleſen; und jeder laͤchelte, als ich ihm die Stelle vorlas, mit dem Laͤcheln der Verachtung, die ſie verdient, daruͤber.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zuſatz.

Warum ſollten die Herausgeber es leugnen, daß ſie ſich bei dieſen Briefen diesmal die Freiheit ge-

nommen

nommen haben, die Folge zu ändern, und den letz- ten Brief früher als einige andere, die vor ihm ge- ſchrieben ſind, abdrukken zu laſſen? — Ohne uns in die theoretiſchen, noch weniger die polemiſchen Behauptungen des Verfaſſers einzulaſſen, ergreifen wir dieſe Gelegenheit mit Freuden, um was der V. von der Mildthätigkeit der hieſigen Einwoh- ner ſagt, auch an unſrer Seite zu beſtätigen. Die Erfahrungen, die wir darüber haben beobachten kön- nen, und die Fakta, die uns bekannt geworden ſind, waren in der That ſehr zahlreich, ſehr edel und rüh- rend; und die innigſte Freude durchdrang uns im- mer bei dem Gedanken, an einem zugleich ſo aufge- klärten und ſo wahrhaft tugendhaften Orte zu leben. Eine der vortreflichſten Einrichtungen, nemlich die Geſellſchaft, welche die Verſorgung wahrer Hausarmen mit Brennholz zum Endzwek hat, und die der V. nur kurz berührt, verdient, wie uns dünkt, eine umſtändlichere Beſchreibung. Wir können dieſe hier itzt nur von der deutſchen Geſellſchaft geben.

Im Herbſt des J. 1779 entſchloſſen ſich Men- ſchenfreunde unter den hieſigen deutſchen Einwoh- nern, nach dem Beiſpiel der ſchon exiſtirenden fran- zöſiſchen gleichen Geſellſchaft, einen Theil ihrer Zeit und Mühe ihren ärmern Mitbürgern zu ſchenken, und ſich dem Geſchäfte des Einſammelns und des Vertheilens in Abſicht dieſer milden Hülfe zu unter- ziehen. Sie ſuchten um höchſte öffentliche Autori- ſirung beim königlichen Generaldirektorium an, und erhiel-

erhielten dieſelbe den 13ten November 1779. Den 25ſten Nov. geſchah die erſte Bekanntmachung an das Publikum, in welcher die Abſicht dieſer Geſellſchaft angekündigt, nähere Nachricht davon ertheilt, und die Wohlwollenden zur beliebigen Beiſteuer aufgefordert wurden. Nachher iſt jährlich eine ähnliche Nachricht ans Publikum gedrukt worden, worin zugleich der jedesmalige Betrag der jährigen Sammlung und die Verwendung der eingelaufenen Gelder gemeldet wird. — Um aufs kürzeſte einen Begrif von der vortreflichen Einrichtung dieſes Inſtituts zu geben, wollen wir folgende Stelle aus der 1780 gedrukten Nachricht abſchreiben.

"Es hat die Geſellſchaft, zum Beſten der wah-"ren Armen, für nöthig gefunden, folgende Einrich-"tung zu machen:

"1) Es werden keine Scheine von den Armen "ſelbſt angenommen; ſondern die Mitglieder der "Geſellſchaft wollen die wahren Armen in ih-"ren Wohnungen aufſuchen.

"2) Die Herren Prediger werden erſucht, keine "Scheine mehr auszufertigen; weil die mehrſten Ar-"men alsdann glauben, ein Recht zu haben, ohne "Unterſchied an der Austheilung des Holzes Theil "zu nehmen. Wenn aber

"3) Die Herren Prediger wahre und dieſem End-"zwek gemäß dürftige Arme, oder nothleidende El-"tern mit vielen Kindern, verlaſſene Wittwen, arme "Kranke, und hülfloſe Greiſe in ihren Kirchſpielen

"kennen,

"kennen, die keinen Holzzettel zum Armenpreis für
"dies Jahr bekommen haben; ſo bitten wir uns im
"Anfang des Dezembers ein mäßiges Verzeichniß,
"nebſt kurzer Anzeige der Umſtände und genauer
"Bezeichnung ihrer Wohnungen, aus. Die Geſell-
"ſchaft macht ſich anheiſchig, ſolche Arme ſelbſt zu
"beſuchen, und ſie nach Maaßgabe ihrer Einnahme
"mit Holz zu verſorgen.

"4) Den beitragenden Wohlthätern ſteht frei,
"wenn ſie ſelbſt dergleichen dürftige Arme kennen,
"ſie der Geſellſchaft durch einige Zeilen anzuzeigen;
"und ſie wird für ſolche die möglichſte Sorgfalt
"tragen.

"5) Die Geſellſchaft wird, auch auſſer dieſen
"Anzeigen, nach Maaßgabe des im erſten Jahr er-
"langten Verzeichniſſes, eine perſönliche Aufſuchung
"und Ausforſchung wahrer und hülfloſer Armen an-
"ſtellen, und ihnen ſelbſt dieſe Wohlthat überbrin-
"gen, oder ſie auf gewiſſe Tage beſtellen, ſolche ab-
"zuholen."

Dieſes eigne Aufſuchen der Armen in ihren Wohnungen iſt das einzige Mittel, um die wahren Dürftigen und die Pauvres honteux kennen zu lernen, um den eigentlichen Zuſtand ihres Bedürfniſſes zu erfahren, und ſich nicht von unverſchämtern Unwürdigen täuſchen zu laſſen, — und wahrlich auch ein Mittel, um durch den Anblik des tiefen häuslichen Elends jener Unglüklichen aufs innigſte gerührt, und zum thätigſten Hülfseifer befeuert zu werden.

werden. Aber welche Mühe, welche Zeit, welche Unbequemlichkeit koſtet nicht dieſe edle Aufopferung! Und welchen wahren Dank ſind nicht die bemittelten Bürger unſrer Stadt, die gerne mit ihrem Vermögen den Armen helfen, den Mitgliedern dieſer Geſellſchaft dafür ſchuldig, daß ſie jene Mühe übernehmen! Die Geſellſchaft thut nachher noch, ſo viel als möglich, bei den Armen ſelbſt Nachſuchung, ob das Holz auch wirklich gefahren, und ſeiner Beſtimmung gemäß angewandt worden iſt. — — Eine eigentliche Sammlung geſchieht nicht. Wer es fühlt, wie unentbehrlich einem armen ſpinnenden Weibe, einem kranken Greiſe, und einem Haufen halbnakter Kinder, die Feurung zur Winterszeit iſt, und wer edel genug denkt, um durch eigne kleine Erſparung einen Armen glüklich zu machen; ſendet ſeinen Beitrag zu dem Herrn Kommerzienrath Ulrici (im Ephraimſchen Hauſe am Mühlendamm), und erhält darüber, zur Sicherheit der Abgabe und des Empfangs, einen gedrukten Schein. Daſelbſt ſteht es auch Jedem frei, ſich durch Nachſicht in den Büchern, von der richtigen Führung und Anwendung der Gelder zu überzeugen. Herr Prediger Ambroſi (an der Gertrauds-Hoſpitalkirche), ein Mann, deſſen Frömmigkeit und ausgebreitete Wirkſamkeit bekannt iſt, wird bei der Austheilung zugezogen. Herr von Meierfeld macht ſich vorzüglich durch den thätigſten Eifer für das Wohl der Armen, und durch ſeine Sorgfalt in Beſuchung der Wohnungen, um die

die wahren von den angeblichen Dürftigen zu unterſcheiden, um dies Inſtitut verdient. Und ſo beeifern ſich auch die andern Mitglieder, ihre ſich ſelbſt aufgelegte edle Pflicht zu erfüllen, und das ihnen geſchenkte Vertrauen ihrer Mitbürger zu verdienen.

Und auch dies Inſtitut zeigt, wie viel Wohlthätigkeit in Berlin iſt. Es entſtand, wie geſagt, am 25ſten November 1779. Am 1. Oktober 1780 machte die Geſellſchaft bekannt, daß in dem verlaufenen Jahr 661 Thaler und 16 Groſchen eingelaufen waren, und davon 255 Perſonen oder Familien mit Holz unterſtützt worden, wovon 130 auch das Fuhrlohn erſetzt bekommen hatten. Am 1. Nov. 1781 betrug die Rechnung des verfloſſenen Jahres: Einnahme 973 Thlr. 11 Gr. 6 Pf., dafür Holz vertheilt an 455 Familien. Den 1. Nov. 1782: Einnahme 1618 Thlr. 20 Gr. 6 Pf. (aus einem Hauſe waren allein eingeſandt 40 Dukaten und 44 Friedrichsd'or); Holz vertheilt an 696 Familien. Den 1. Nov. 1783: Einnahme 1398 Thl. 21 Gr. 6 Pf.; Holz vertheilt an 638 Familien. — Und itzt, da wir dies ſchreiben, den 16. Januar 1784 ſind, zwiſchen dem 1. Nov. 1783 und heute, ſchon über 2000 Thlr. eingekommen; und davon iſt ſchon an 600 bis 700 Familien Holz vertheilt worden. Unter den eingelaufnen Geldern ſind die auf einmal geſchikten beträchtlichen Summen merkwürdig:

Den 12. Nov. 1783. 20 Dukaten u. 12 Friedr. d'or.
Den 31. Dec. — 150 Thlr. in Courant.
Den 8. Jan. 1784. 40 Friedrichsd'or.

Alle

Alle drei Poſten von Ungenannten an Herrn Ulrici geſandt. — So ſtrenge war lange kein Winter, als der diesmalige; und es iſt ein edler Zug unſrer Mitbürger, daß auch nie die Geldbeiträge zu Holz für Armen ſo anſehnlich waren.

Dies ſind Fakta, getreu und aus den Jedem offen ſtehenden Büchern erzählt. Sie beweiſen mehr als alle Deklamation, und wirken ſicherlich auch mehr. Denn, wir geſtehn es gern, um Wirkung war es uns ſelten, mit irgend Etwas, das in unſerer Monatsſchrift von uns ſelbſt geſchrieben, oder nur zum Abdruk beſorgt ward, ſelten ſo ſehr zu thun, als diesmal. Noch immer bezeugt die Geſellſchaft, daß ſie den Kummer hat, nicht allen Unvermögenden, die ihr vorkommen, helfen zu können (das einzige, nach ihrer Verſicherung, welches ihr Geſchäft ihr beſchwerlich macht). Mögte doch unſre getreue Darſtellung dieſer ſo heilſamen, wohl verwalteten, und gewiß zwekmäßigen Einrichtung noch Mehrere bewegen, ihren Trieb zum Wohlthun durch dieſelbe auszuüben! Denn ſicherlich haben nur wenig begüterte Menſchenfreunde Zeit und Gelegenheit, ſo genau als dieſe Geſellſchaft es thut, die Umſtände der ihnen bekannten Dürftigen zu erforſchen. — Mögte die Erzählung des vielen hier ſchon geſchehenden Guten zum ſchönſten Wetteifer der Tugend entflammen! Auch wagt man kaum, in zu großer Noth, die man vor ſich ſieht, zuzugreifen, weil man ſein kleines Hülfsvermögen doch völlig unzulänglich erkennt. Wo aber ſchon viele hel-

ſen, wo daher auch eine kleine Beiſteuer herzlich will-kommen und ſchon immer in etwas beträchtlich iſt; da kann keiner abgeſchrekt werden, auch ſein Weniges beizutragen. — Mögte endlich der Gedanke an die Strenge unſers Winters recht viele veranlaßen, ſich das Bewußtſein zu verſchaffen, zur Abſtellung des nöthigſten Bedürfniſſes und zur Erquikkung im härteſten Mangel ihren Mitbrüdern geholfen zu haben!

Die Herausgeber.

7.

Brief an die Herausgeber

von dem Ehmann einer Sappho.

Sie nehmen, wie ich ſehe, auch Familienklagen an; und ſo mag auch mein Schikſal Ihnen einen Beitrag gewähren.

Der gute Neumärker *) mag ſich wohl einbilden, Urſache zu klagen zu haben. Ach, meine Herren, wie viel ſchlimmer geht es mir! Jung iſt meine Frau auch; ſanft war ſie wenigſtens ehemals; ſchön — nun das eben nicht; und man will ja bemerkt haben, daß dieſer körperliche Vorzug nicht ſehr gewöhn-

*) Bezieht ſich alſo auf den November vor. J. S. 421, wo es gleich Anfangs heißt: „Ich habe — eine junge, ſchöne, ſanfte Frau.“ A. d. H.

gewöhnlich bei den Frauenzimmern sei, die ſich der Gelehrſamkeit, vornehmlich der Schöngeiſterei, befleißigen. Sie vergleicht ſich ſelbſt gern mit der Sappho, die auch nur klein von Wuchs und gelbbraun von Farbe war. Aber, was thut bei einem geſcheidten Manne Schönheit zur Sache? Bei Gott, es giebt ſchätzbarere Eigenſchaften an einem Weibe, als ein glatt Geſicht; und eher verzeihe ich faſt dem, der bloß um Geld, als dem der bloß um eine ſchöne Larve freit. Jenes iſt doch noch daurender, und hat wohl nicht einmal ſo viel Schmeichler und hofirende Gekken herangelokt, die den reizenden Engel zu einem wahren Teufel von Eigenſinn, Bosheit, Wankelmuth und Untreue verderben, wovon man in unſern Tagen Beiſpiele hat, mit denen ſich Jeder tröſte, deſſen Ehehälfte nicht aller Müßiggänger Augen an ſich zieht! Aber freilich giebts auch ſchätzbarere Eigenſchaften, als zu wiſſen, ob Härten und unreine Reime in einem Verſe ſind, oder als eine lange Beſchreibung von einer kleinen Luſtfarth zu machen, die einen zu ſechs Arbeitstagen ſtärken ſollte, und deren poetiſche Darſtellung mit Machen und Vorleſen und Feilen nun dagegen zwölf ſaure Wochen koſtet.

Wie ich mein gutes Weibchen kennen lernte, freute ich mich, die Neigung zur Lektur bei ihr zu bemerken. Denn Sie wiſſen ja wohl, wir Gelehrte glauben nun einmal, daß außer Büchern kein Sinn

und Menſchenverſtand unter den Menſchenkindern ſei; — ſo feſt wie Göze behauptet, außer der unveränderten augſpurgiſchen Konfeßion ſei kein Heil und Seligkeit zu hoffen. Ich ſelbſt nährte dieſen Hang, und lieh ihr Muſenalmanache und Jakobis Schriften, und dergleichen Sachen, die unſer einer auch wol zur Hand nimmt, deſſen Magen aber durch andre Speiſe und beſtändige Thätigkeit geſtärkt iſt. Allein ſie genoß ihr Konfekt ſtatt des Brotes. Das war ein Geleſe und Geſchreibe und Geſeufze und Geweine, daß mir endlich die Augen aufgingen. Nun wollt' ich eilig helfen, und kam mit Möſers Phantaſien; allein die fanden keinen großen Beifall, und gleich über die Spinnſtube *) wären wir faſt ſo zerfallen, daß ich bei meiner damaligen Anwerbung einen Korb befürchtete. Amor vincit omnia, iſt nun einmal ein wahres Wort. "Der gute Möſer übertreibt doch auch manches; in Osnabrük und auf dem Lande iſts doch anders als hier in Berlin; in den Hauptſachen wird ſie doch ſtets mit mir gleichſtimmig denken;" und was der ſchönen Vorwände mehr waren. Genug, ich gab alle Spinnſtuben in der Welt preis, es ward auf der Hatterern Gedichte pränumerirt; und wir wurden Mann und Frau.

Das erſte halbe Jahr der Ehe, das wohl immer voll Wonne und Freude zu ſein pflegt, gab meiner Frau noch mehr Schwung. Sie las nun vom Morgen

*) So heißt das fünfte Stük im erſten Theile von Möſers patriotiſchen Phantaſien. A. d. H.

gen bis in den Abend, kaufte die ungeheure Menge ſchaler Werke der itzigen deutſchen ſchönen Geiſter, kollektirte auf alle Ankündigungen von Gedichten, korreſpondirte mit ſchmeichelnden Dichtern, die wieder geſchmeichelt ſein wollten, ward ſo völlig verdorben, und hielt nun Haushaltung und Wirthſchaft für viel zu geringfügig. Ueber den letzten Punkt mogt' ich Anfangs nicht viel ſagen. Aber, wie widerlich war es mir, wenn nach meinen Geſchäften, wo ich wahrlich des Bücherleſens und Schreibens ſatt bekommen hatte, ich in ihre Stube trat, und auch da wieder Bücher auf mich warteten. Ein derbes ächtdeutſches Werk war darunter nicht zu ſehn, noch weniger ein tüchtig komiſches, das lachen machen konnte. Lichtenberg und Muſäus waren wie Gottesläſterer verworfen. Lauter Elegien und Idyllen und Nachtgeſänge und Empfindſamkeiten und langweilige Moralen von unbärtigen Knaben! Damit mußte ich mich den ganzen Abend quälen laſſen, und ſollte wohl gar über das Stük und den Ton des Vorleſens entſcheiden. Dann ward ich aus den geheimnißvollen Briefen der elenden Anekdotenjäger benachrichtigt, daß wirklich der Herr A. und nicht die Frau B. Verfaſſerin von dem und jenem Stük im Taſchenbuche ſei; und wer jene Rezenſion in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek gemacht habe, u. ſ. w. Merkte meine Frau endlich, daß ich nicht ſo recht einſtimmen wollte, ſo wurden Bücher und Briefe weggelegt, wir konnten einmal von

uns ſprechen; aber bei den ſimpelſten Sachen mußt' ich Reflexionen und ſchöne Sentenzen und wohlgewählte Wörter, zuweilen auch paſſende Stellen aus Dichtern, hören. Gern ging ich aus Verdruß und Langerweile dann mit, wenn meine Frau vorſchlug, ins Schauſpiel zu gehn. Aber das beſſerte mich wenig. Immer wurden nur Trauerſpiele ausgeſucht; meine Frau wand ſich in der Loge in meinen Armen faſt ſo arg herum, wie die Actrice in Elfriedens oder Mariannens Rolle auf dem Erdboden; und die elende Subordination, woran ſie ſich gar nicht ſatt ſehn noch ſatt weinen konnten, [illegible]t' ich immer, würd' ihr eine unzeitige Niederkunft verurſachen. Wie ſeufzte ich nach einer guten Ueberſetzung von Moliere's Precieuses ridicules!

Der härteſte Schlag wartete noch auf mich. Meine Frau ward nun erklärte Dichterin, und — läßt drukken! O mein Freund K., wer Sie auch ſind, ſicherlich mein Freund! der Sie im Oktober *) ſo männlich ſtark die Gefahren für Schriftſteller und Dichter darſtellten, um Jünglinge abzuſchrekken; — warum dachten Sie nicht auch an Mädchen, an Schriftſtellerinnen und Dichterinnen? Die Unnatürlichkeit der Sache macht hier jede Thorheit, jedes Ekelhafte noch um ſo viel widriger. Selbſt unter den Singvögeln ſingt ja nur der Hahn, indeß das Weibchen mit Zärtlichkeit ihre Eier brütet. — Was half es mir, daß ich Vater ward? Meine Frau

iſt

*) Vor. Jahr. S. 365. folgg.

iſt keine ſo herzliche Mutter von ihrem Mädchen, als von ihren verwünſchten Reimereien. Nur dafür hat ſie Sinn und Herz. Mein Vermögen, unſre Haushaltung, unſer Kind, unſre Nachbarn, die Kirche, die Armen, nichts intereſſirt ſie. Meine Freunde, würdige Geſchäftsmänner, ſind ihr immer unwillkommen; aber in ihrer Stube iſt der geliebte Zirkel von den fadeſten Schöngeiſtern und Dichterlingen, die ihr einbilden, ſie habe großes poetiſches Genie, und die ſie in den Hülfswiſſenſchaften unterrichten. Die Beſuche nehmen kein Ende; und ſelbſt aus der Fremde kommen ſolche Seelenbrüder und Schweſtern angereiſet, die mit aller poetiſchen Freiheit mein Haus für das ihrige anſehn. — Die Eigenheit ihres ganzen Charakters iſt nun verloren: Schüchternheit, Sittſamkeit, alle Weiblichkeit iſt fort, und in dreiſte Entſcheidung, Allwiſſerei und Pedanterei verwandelt. Ein wenig eigenſinnig und ein wenig eitel, ſagt man ja, iſt jedes Frauenzimmer; gewiß aber auch jeder Gelehrte. Nun, meine Herren, rechnen Sie beides zuſammen! Und nicht bloß Gelehrte, ſondern Dichterinn; nicht blos das, ſondern Schriftſtellerin! Oft möchte ich wild werden, und auffahren; und oft dauert mich das ſonſt gute Geſchöpf ſelbſt wieder. Sie hat, wenn ſie ein poetiſches Sujet im Kopf trägt, nicht Raſt noch Ruhe; beim Eſſen, beim Spazierengehen, beim Geſpräch, und ſicherlich auch im Schlaf, immer denkt ſie daran, und ſcheut ſich nur

davon zu reden, und wagt wenigſtens nicht, mir ihre unvollendeten Arbeiten vorzuleſen. Ihr Herz entbehrt der ſchönſten Genüſſe, ihr Geiſt der edelſten Gedanken; ihre Thätigkeit iſt erſchlaft, ihre jugendliche Munterkeit iſt hin. Heute müſſen noch zwei Bogen Manuſkript in die Drukkerei; morgen durchblättert ſie mit Furcht und Beben ein kritiſches Journal, und eine ungünſtige Rezenſion macht ſie wahrhaft unglüklich. Selbſt ein ſchönes Gedicht erfreut ſie nicht mehr ſo ſehr, ſeitdem ſie neidiſche Mitbuhlerin iſt. Keine häusliche Freude, keine Naturſcene, nicht der ſtille Beifall des Mannes, nicht das kreiſchende Lachen des Kindes hat Reiz für ſie; ſie ſieht es an, um es — zu bereimen.

Denn ſo bezieht ſie alles auf ihre Lieblingsneigung. Die Kaiſerin von Rußland iſt ihre Heldinn; aber der Sieg bei Tſchesme iſt nicht ſo glorreich, ſagt ſie, als der Sieg über die ſtolzen Männer, die ſich die Wiſſenſchaften allein anmaaßen wollten. Die Anſezung einer Madame le Directeur bei der Akademie der Wiſſenſchaften iſt die größte ihrer Thaten; und meine Frau kann nur nicht begreifen, warum dieſer Gegenſtand noch nicht eine Feder unter den Gottlob izt ziemlich häufigen ſchriftſtelleriſchen Deutſchinnen beſchäftigt hat. Sie hat ſich vorgenommen, dieſem Mangel abzuhelfen, hat ein Gedicht darauf verfertigt, und will es, wie ich glaube, Ihnen zum Einrükken in Ihre Monatsſchrift zuſenden. — Uebrigens iſt ſie eine ächte Patriotin, und die Sonne

geht

geht am 24. Januar nicht unter, ohne ein Gedicht von ihr beſchienen zu haben. Aber freilich nur, wie ſie ſelbſt ſagt, weil der König ihr Bruder in Apollo iſt. Unſern braven vorigen König ſchilt ſie hingegen einen Barbaren, weil er nach ihrer Meinung den Grazien und Muſen nicht ſo hold war. Vorzüglich vergiebt ſie ihm nicht, daß er das Predigen in Verſen verboten hat,*) welches, wie ſie behauptet, nothwendig viel erbaulicher muß geweſen ſein. — Ihre Tochter, die ja einen Namen haben mußte, worauf ein ſchöner Reim paßte, ſoll dereinſt Griechiſch und Latein lernen; und ſie bedauert genug, daß ſie's ſelbſt nicht kann, und vermag nicht zu begreifen, wie mich die Kenntniß dieſer Sprachen nicht zum Dichter begeiſtert.

Machen Sie, ich bitte dringend darum, zur Warnung meinen Fall bekannt. Sie haben auch Erfahrung in der Welt. Kennen Sie einen vernünftigen Gelehrten, der ſich eine gelehrte Frau wünſchte? Es iſt wohl unmöglich. Ob Leute andern Standes, kann ich nicht ſagen; doch glaub' ich es eben ſo wenig. —— O ihr holden Geſchöpfe, wie ganz andre Mittel habt

ihr

*) Ich fürchte, die Dichterin thut Friedrich Wilhelmen Unrecht; und ihr eigner Bruder in Apollo könnte ſelbſt dies unpoetiſche Verbot gegeben haben. Im Ernſt, ſo viel ich weiß, iſt dieſer Unſinn in Berlin: in Verſen zu predigen, — welche Art Thorheit iſt doch nicht von Gelehrten, und faſt mögte man hinzuſetzen, hier erdacht worden! — nur unter der itzigen Regierung ſo herrſchend geweſen, daß es endlich nöthig war, Geſetze dagegen zu geben. B.

ihr in Luſt und Ernſt, uns an euch zu feſſeln, als Dinge, die uns geläufiger, als Euch ſind, und die ihr uns überlaſſen könnt und nüzt, ſo gut wie das Reiten und Tabakrauchen! Eure Herrſchaft gründet ſich auf Künſten, in denen wir Euch ſtets den Vorzug einräumen müſſen, ja worin wir nicht einmal mit Euch wetteifern können! Gebraucht doch dieſe!

F.

8.

Auch etwas über die Folter.

(Fortſetzung. ſ. Januar S. 28 f.)

Die eigentliche Folter, ſo wie ſie bisher die Geſetze vorgeſchrieben hatten, iſt ſchon an ſich ſehr verſchieden von den Zwangsmitteln, die den Verbrecher zu einer Antwort bringen ſollen; dieſe Antwort mag nun ein Bekenntniß oder eine Ableugnung des Verbrechens enthalten. Aber doch muß von dem Schmerz, mit deſſen Verurſachung ſo lange fortgefahren wird, bis man von dem Inquiſiten die verweigerte Antwort erhalten hat, noch derjenige unterſchieden werden, wodurch man ſeinen vorherigen Ungehorſam, die vorgelegten Fragen zu beantworten, beſtraft. Um nun allen Misbräuchen vorzubeugen, würde ich beſtimmen, daß der Richter den Inquiſiten zwar zur Strafe ſeiner Hartnäkkigkeit züchtigen könne, aber mit dieſer Züchtigung nicht ſo lange fortfahren dürfe, bis er eine befriedigende Antwort erhalten hätte.

Allein,

"Allein, wenn der Richter das Recht hat, den "Inquiſiten zu zwingen, daß er ihm antworte; "warum ſoll er ſich des dazu dienlichen Zwangsmit"tel nicht bedienen?"

Dienliche Zwangsmittel ſoll er allerdings brauchen. Hätte der Richter kein Zwangsrecht, von dem Inquiſiten eine Antwort zu fordern; ſo dürfte er ihn auch wegen verweigerter Antwort nicht ſtrafen. Denn auch Strafen gehören unter die Zwangsmittel. Strafen dienen zugleich zum Beiſpiel, und können gebraucht werden, nicht nur um Handlungen hervorzubringen, ſondern auch um Handlungen zu verhindern. Sie finden alſo auch alsdann ſtatt, wenn man zwar weiß, der Thäter hätte die That unterlaſſen ſollen, ohne jedoch beſtimmen zu können, was er ſtatt derſelben für eine andre Handlung hätte vornehmen ſollen. Alle dieſe Zwekke zu erreichen, ſind andre Zwangsmittel nicht auf gleiche Weiſe geſchikt.

In dem vorher angeführten Falle (Jan. S. 93) iſt es gewiß, Inquiſit konnte den Umſtand, daß er mit Dietrichen betroffen worden, von der Arche Noä nicht herleiten. Wenn alſo der Inquiſit nicht verrükt iſt, ſo verdient er wegen dieſer unſchiklichen Antwort Strafe. Aber wer kann wiſſen, was er für eine Antwort hätte geben ſollen? Daher iſt es auch unmöglich, daß ein höherer Richter einem niedrigern verſchreiben könne, mit welcher künftigen Antwort des Inquiſiten er ſich begnügen ſolle. Der höhere Rich-

Richter ſelbſt, wenn er von ſeinen Einſichten nicht zu ſehr eingenommen iſt, wird oft ſelbſt nicht zuverläßig entſcheiden können, ob die Antwort des Inquiſiten wirklich ſo unpaſſend ſei, als ſie zu ſein ſcheint.

Wir wollen den Fall annehmen, der mit Dietrichen betroffne Inquiſit behauptete: er wiſſe nicht, wie er zu den Dietrichen gekommen ſei, und habe an dem geſchehenen Einbruche gar keinen Antheil gehabt. Inzwiſchen hatte ihn doch die Wache auf der nehmlichen Straße, wo der Einbruch geſchehn war, in vollem Lauf angetroffen. Nun giebt er zwar vor: er wäre einem Diebe, der ihm das Schnupftuch aus der Taſche gezogen, nachgeeilt. Aber man kann ihn durch Zeugen überführen, daß er das Schnupftuch in dem Wirthshauſe, woher er gekommen, zurükgelaſſen hatte; und er muß geſtehn, daß er außer dieſem Schnupftuche kein anderes bei ſich trug. Wenn nun der Inquiſit hierauf verſetzte, daß er demohngeachtet von ſeiner erſten Ausſage nicht abweichen könne; ob er gleich nicht im Stande ſei, die hier gemachten Einwürfe zu beantworten: wer würde nun nicht glauben, daß er ein halsſtarriger Leugner ſei? Und doch war er es nicht. Denn er wuſte nicht, daß er das Schnupftuch im Wirthshauſe verloren hatte. Aber der Dieb, welcher den Einbruch verübt hatte, ſtekte, als er darüber geſtört ward, dem Inquiſiten im Vorbeigehen die Dietriche in die Taſche. Inquiſit merkte, daß dieſer ſeine Taſche berührte, vermißte

ſein

ſein Schnupftuch, und lief dem Diebe nach. Der Dieb war ſchon um die Ekke herumgelaufen, und verſchwunden, als die Wache kam, und ſich des im vollen Laufe begriffenen Inquiſiten bemächtigte.

Wenn ſich nun dergleichen Fälle ereignen: ſo wird der Richter in großer Gefahr ſtehn, Antworten für unpaſſend zu halten, welche doch der Inquiſit anders zu geben nicht im Stande iſt. Ich gebe zu, daß dergleichen Fälle ſelten ſind. Ich will daher auch nicht, daß der Ungehorſam ganz ungeſtraft bleiben ſolle. Nein, ich glaube, daß mehr das übrige Benehmen des Inquiſiten, als die Antwort ſelbſt, auf deſſen Halsſtarrigkeit ſchließen laſſe. Und geſetzt, der Richter irrt ſich, und läßt einen Unſchuldigen eines vermeintlichen Ungehorſams wegen züchtigen: ſo iſt doch das Uebel nicht ſo groß, als wenn er mit der Züchtigung fortfährt, ſo lange ihn die Antworten des Inquiſiten noch nicht befriedigen.

Alle dieſe Betrachtungen beſtärken mich in der Meinung, daß körperliche Schmerzen zwar gebraucht werden können, um den Ungehorſam der Inquiſiten zu beſtrafen, aber nicht als ein Mittel, irgend eine Antwort zu erpreſſen. — Wenn alſo meine Stimme etwas gelten könnte: ſo würde ich den Richtern aufgeben, gegen einen gar nicht oder nicht gehörig antwortenden Inquiſiten die Unterſuchung immer fortzuſetzen, die Zeugen zu vernehmen, ihm jeden bei der Unterſuchung ſich ergebenden Umſtand vorzuhal-

zuhalten, und dabei ſein Stillſchweigen ſowohl als ſeine Antwort zu vermerken. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Richter nicht verabſäumen dürfe, den körperlichen und Gemüthszuſtand des Inquiſiten gehörig zu unterſuchen, und zwar nicht blos durch flüchtige Beſuche der Aerzte, ſondern auch beſonders durch Verhörung ſolcher Zeugen, welche ihn vorher gekannt haben. Nachdem dieſes alles geſchehen wäre, müßten die Akten an das Spruch-Kollegium eingeſendet werden; und dieſes müßte ſodann, wenn die Sache klar wäre, nicht nur in der Hauptſache, ſondern auch beſonders wegen Beſtrafung des Ungehorſams erkennen.

Bedürfte die Hauptſache noch einer nähern Unterſuchung: ſo müßte vorerſt die Strafe des Ungehorſams in Gegenwart der übrigen in demſelben Gefängniſſe befindlichen Inquiſiten an ihm vollzogen werden. Damit aber dieſe nicht ſtatt der Folter gebraucht werden könnte, müßte der Richter ohngefähr acht Tage nach der Züchtigung vorbeiſtreichen laſſen, und ſodann den Inquiſiten von neuem vornehmen, und ihm zugleich noch einmal zu erkennen geben, daß man diejenigen Fragen, welche er gar nicht, oder nicht paſſend beantwortet hätte, für bejaht annehmen, und ihn wegen ſeines fortgeſetzten Ungehorſams von neuem züchtigen würde. Nun könnte zwar nach Beſchaffenheit der Umſtände eine zweite Züchtigung erfolgen, aber nicht anders, als nach vorgängigem Erkenntniß des Spruch-Kollegiums,

giums; auch dürfte ſie nicht weiter wiederholt werden, weil ſonſt dieſe Strafe in eine förmliche Folter ausarten würde.

Zu Erforſchung der Wahrheit bedarf man beſonders zu unſern Zeiten, wo man durch ganz Europa leicht Nachrichten einziehen kann, und die Gerichtshöfe einander wechſelſeitig Hülfe leiſten, keiner dergleichen gewaltſamen Mittel. Freilich befindet ſich der Richter beſſer dabei, wenn er Zeit und Mühe ſpart, und ſich den Nachrichter vorarbeiten läßt. Inzwiſchen kann doch auch durch dergleichen Zwangsmittel immer nicht viel ausgerichtet werden. Denn will man von dem Thäter ſelbſt ein Geſtändniß erzwingen: ſo iſt entweder das Verbrechen ſonſt ſchon erwieſen oder nicht. Im erſtern Falle ſind Zwangsmittel überflüſſig, im letztern grauſame Ungerechtigkeit. Soll der Inquiſit Mitſchuldige angeben: ſo kann die Marter wieder nichts helfen. Denn einer dergleichen Angabe wird kein Glauben beigemeſſen.

Zwar wird man einwenden, daß auch die Ausſage des Inquiſiten dem Richter nur auf die Spur helfen ſolle. Allein wenn ſie nur das ſoll: ſo müßten noch ohnedies Umſtände vorhanden ſein, aus welchen ſich die Wahrheit der Beſchuldigung ergiebt. Es wird alſo meiſtens nur an der Trägheit des Richters liegen, wenn er nicht ſchon vorher auf die Umſtände geachtet hatte. Ueberhaupt muß ich hierbei folgende Bemerkung machen. Das Verhör des

Inquiſiten dient nicht ſowohl dazu, um ihn zum Geſtändniß der That zu bringen, als vielmehr, um zu erfahren, wie er ſeine That entſchuldigen, und die wider ihn ſtreitende Vermuthungen haben könne. Eben dieſes ſagt den Inquiſiten ihr Gefühl. Es iſt daher nicht ſo wohl ihr hartnäckiges Stillſchweigen, als ihre Geſchwätzigkeit, welche dem Inquiſitor beſchwerlich fällt.

Hiebei verſehen es aber die meiſten Inquiſitoren. Wenn ſie der Inquiſit mit einer erdichteten Erzählung zu täuſchen ſucht: ſo erzürnen ſie ſich, und zeigen ihm ſogleich den Ungrund ſeines Vorgebens. Wenn durch das Verhör des Inquiſiten deſſen Ueberführung bewirkt werden ſoll; ſo iſt es ſicher nicht auf dieſem Wege. Denn dadurch macht man den Inquiſiten in ſeinen Erdichtungen nur behutſamer. In einem ſolchen Falle muß es ſich der Richter gar nicht merken laſſen, was er der Erzählung des Inquiſiten entgegen zu ſetzen habe. Erſt muß er ihn ſein luftiges Gebäude ganz aufführen laſſen, und dann erſt, wenn der Inquiſit ſolches ganz vollendet zu haben glaubt, muß der Inquiſitor auf einmal das Spinngewebe wegreißen, auf welcher das Gebäude ruhete. Je dreiſter der Inquiſit lügt, deſto eher wird er ſich in ſeinen eignen Erdichtungen verſtricken; und er wird um ſo viel dreuſter lügen, je geduldiger der Richter ſeine Lügen anhört. Aber wenn der Richter ſich bei jeder falſchen Erzählung ereifert, und ſogleich den Widerſpruch zeigt, in wel-

chem

chem ſie mit den übrigen Umſtänden ſteht, ſo wird der Inquiſit behutſamer zu Werke gehn, und in der Geſchwindigkeit ſein Syſtem ändern.

Man hat alſo nicht nöthig, den Inquiſiten zu zwingen, daß er ſtatt einer unpaſſenden Antwort eine paſſendere geben ſollte. Wenn ſeine Antwort dem Stillſchweigen gleich zu achten iſt: ſo iſt doch Stillſchweigen auch eine Antwort. Das ſcheint nun freilich von einer andern Seite Gefahr zu bringen. Denn man beſorgt, der Richter werde, wenn es des Geſtändniſſes des Verbrechers nicht bedürfe, oft nur zu geneigt ſein, denſelben für überführt zu halten. Ich leugne auch nicht, daß der Richter ſich ſehr in Acht nehmen müſſe, der Stärke der aufgefundnen Beweiſe nicht zu viel zuzutrauen. Allein ich kann mich hier auf die Theorie vom Beweiſe nicht einlaſſen. Dort laſſen ſich Mittel angeben, dieſem Uebel, ſo viel als möglich, abzuhelfen. Hier begnüge ich mich, zu zeigen, daß man doch durch keine Art von Peinigung dieſer Gefahr ausweichen könne. Im Gegentheil vermehrt man ſie noch, indem man die mit Gewalt erzwungene Antwort unter die Beweiſe rechnet. Der ganze Unterſchied zwiſchen Gefahr und Gefahr wird alſo nur darin liegen, daß in dem einen Falle der Unſchuldige geſtraft werden wird, ohne vorher gemartert worden zu ſein, und daß er in dem andern Falle außer der Strafe noch vorher die Marter wird erduldet haben, wodurch er zu der gewünſchten Antwort gezwungen worden.

Dieſes, meine Herren, ſind meine Gedanken über einen Gegenſtand von äußerſter Wichtigkeit. Muntern Sie Ihre Leſer auf, einer Sache weiter nachzudenken, wovon das Wohl und Wehe der Menſchheit abhängt.

Ich habe vielleicht von Seiten der Weichherzigkeit gefehlt. Wundärzte, die nicht Muth haben, ein Glied abzulöſen, ſetzen oft den ganzen Körper in Gefahr. Aber ich bitte alle diejenigen, welche ſich eine größere Stärke der Seele zutrauen, ſich ja in Acht zu nehmen, daß ſie der Menſchheit nicht eine Wunde ſchlagen, worüber ſie vielleicht Jahrhunderte hindurch vergebens ſeufzen würde.

9.

Falſche Toleranz einiger Märkiſchen und Pommerſchen Städte in Anſehung der Einräumung der proteſtantiſchen Kirchen zum katholiſchen Gottesdienſt.

Ich habe mich immer beſtrebt, das was, meiner Meinung nach, aus den ächten Grundſätzen der Menſchenliebe und aus richtigen Begriffen von Religion folgt, nemlich Toleranz, gegen die Bekenner aller Glaubenslehren, zu üben. Ich fühle, daß mein

Herz nicht ſo eng iſt, um nicht alle meine Brüder lieben zu können, wenn ſie auch in Meinungen von mir verſchieden wären; und mein Verſtand iſt, hoffe ich, wenigſtens von ſolchen entehrenden Vorurtheilen frei, die mich bis zum Religionsverfolger erniedrigen könnten. Aber ich habe auch gern jede Sache von mehrern Seiten betrachtet, um mich nicht ſobald von dem blendenden Schein auch der geprieſenſten Modetugend hinreißen zu laſſen. Und ſo ſei es mir dann erlaubt, ein Wort über das helle Licht der Aufklärung zu ſagen, das unſern laut poſaunenden Zeitungen zufolge, in einigen unſrer Provinzialſtädte (Bernau, Pyritz, Greifenberg, Ruppin u. ſ. w.) itzt ſo glanzvoll ſtralt, in denen nemlich, welche den Katholiken zur Feirung ihres Gottesdienſtes die lutheriſchen Stadtkirchen einräumten. Es ſcheint hierüber faſt ein Wetteifer unter den Städten entſtanden zu ſein, Wird doch itzt ſelbſt darüber unter ihnen Streit geführt, welche Stadt zuerſt ſich auf dieſer Stufe der Aufklärung zeigte; wie ehemals griechiſche Städte ſich um die Ehre der Geburt ihres Homers ſtritten. — Uebrigens ſcheinen ſie aus wahrer guter Meinung, und aus der unbefangenen Gefälligkeit, die den Lutheranern eigen iſt, hiebei verfahren zu ſein. Deſto geneigter werden ſie ſein, eines gleichfalls unbefangenen Mannes Gedanken zu hören; der nur das, was ſie ihm dabei nicht bedacht zu haben ſcheinen, ihnen zur Erinnerung, und auch andern zum Aufmerken, angeben will. Wobei

ja Jeder die Freiheit behält, die Sache nach ſeiner Ueberzeugung zu entſcheiden.

Toleranz heißt und iſt — nichts anders als Duldung. Um tolerant gegen eine Glaubensmeinung und deren Bekenner zu ſein, muß man ſie dulden; das heißt wohl, wenn man nicht mit dem Worte ſpielen will: dieſer Religionspartei verſtatten, ſich frei zu ihrem Glauben zu bekennen, ihre Kinder darin zu erziehen, und auch Fremde, die zu ihnen übertreten wollen, anzunehmen; durch Lehren und Schriften, zur Erbauung und Beſtärkung in ihrem Glauben, ungehindert deſſen Sätze vorzutragen; Geiſtliche, und öffentliche Verſammlungsplätze zu haben, um den Gottesdienſt ungeſtört nach ihrer Weiſe abwarten zu können; bei Taufen, Ehebündniſſen und Begräbniſſen den Vorſchriften ihrer Religion zu folgen, und dabei ihre eignen Prediger zu gebrauchen; und was dergleichen mehr iſt. Einer ſolchen Toleranz genießen Gottlob in unſern aufgeklärten Preußiſchen Staaten unter andern auch die Katholiken; nur daß man ſie in einigen Nebendingen einſchränkt, die das Weſentliche ihrer Religion nicht angehn, und offenbar zu allgemeiner Unruhe und ihrer eignen Beſchädigung ausfallen könnten, z. B. daß ſie keine Prozeßion bei uns halten dürfen. — Sollte eine Religionspartei unglüklich genug ſein, Sätze, die offenbar gegen die Moral oder gegen die bürgerliche Geſellſchaft ſtritten, zu ihren Glaubensſätzen zu rechnen; ſo könnte die allerwillfäh-

willfährigſte Toleranz doch hierinn nicht nachgeben. Allein davon iſt hier die Rede nicht, und es verſteht ſich von ſelbſt; ob ich es gleich beifügen wollte, um meine Gedanken von der Toleranz vollſtändig anzugeben.

Unſer König gewährte den Katholiken die Hedwigskirche in Berlin. Kirchen und Klöſter ſtehn für ſie auch noch in Menge in andern Provinzen, als Schleſien, Weſtpreuſſen, Halberſtadt, Weſtphalen, u. ſ. w. Zu kleinern Gemeinen reiſen, zu beſtimmten Zeiten, die Geiſtlichen aus größern Orten hin, damit auch jene ihren Gottesdienſt feiern können. Wer hätte auch nur den Gedanken eines Zweifels darüber, daß ſolche Gemeinen nicht auch eigene Geiſtliche und eigne Kirchen haben dürften, wenn ſie nur vermögend wären jene zu beſolden, und dieſe zu erbauen? Unſre beſten Geſellſchaften ſtehn für Katholiken ſo offen, wie für unſre Glaubensbrüder. Und, ich kann dreiſt fragen, wo iſt, wenigſtens in meiner vaterländiſchen Mark Brandenburg, wo iſt ſelbſt der Pöbel, der einen Katholiken, als ſolchen, anfeindete, und ihm in Abſicht ſeiner Religionsübung etwas in den Weg legte? — Wir wollen uns aber alles deſſen, meine lieben proteſtantiſchen Mitbürger, nicht rühmen; es iſt die Pflicht unſerer Vernunft, unſrer Menſchheit, unſers Glaubens.

Zwar erwiedern unſre katholiſchen Brüder in Deutſchland uns nicht immer dieſe Pflicht. Die traurigen Geſchichten in Salzburg, in der Pfalz, u. ſ. w. ſind bekannt. Aber was in ältern Zeiten und unter

ſtrengen Regierungen geſchah, mag gerne ganz vergeſſen ſein. Noch izt aber, ſelbſt in den Ländern des aufgeklärten Joſephs II. (obgleich, wie man denken kann, ganz gegen ſeinen Willen) werden unſre Glaubensgenoſſen bedrükt. Die neueſten Stükke von Schlözers Anzeigen erzählen erſtaunliche Dinge davon, die wirklich unglaublich wären, wenn uns nicht eben dieſe Staatsanzeigen genug belehrt hätten, um ſelber keine Art [illegible] Immoralität in Deutſchland mehr für unglaublich zu halten. Ich will nur das, was er von Kärnten *) anführt, hier kurz in einem Auszuge beibringen. Ehemals, d. h. noch vor 20 Jahren, ſann man dort, wie in ganz Oeſterreich, auf nichts mehr, als alle Unterthanen entweder durch Gewalt, oder durch Liſt, zu katholiſchen Chriſten zu machen. In Kärnten waren eigene Miſſionen dazu angeſezt, und ſind es noch; ihre Unterhaltung betrug im J. 1780. [illegible] Fl. Die geſcheutern unter den Miſſionarien ſchämten ſich, die ehrlichen Bergleute im Leſen der Bibel zu ſtören, ließen ſie in Ruhe, und genoſſen dann auch in Ruhe ihr Gehalt aus der Religionskaſſe. Aber andere darunter waren geſchäftiger. Wegen ihrer Unwiſſenheit aber konnten ſie keinen unter dem gemeinen Volke bekehren, weil alle klüger waren, als ſie. Um dieſe kätzeriſche Klugheit zu erſtikken, ließ das Gericht und die Miſſionare die Schulen verſperren, unter dem Vorwand, es ſei nicht nöthig, daß Bauren leſen und

ſchreiben

*) Heft III, S. 355, f. VIII, 504, f. XX, 414, f. u. 433, f.

ſchreiben lernten. Noch itzt überlaufen die Geiſtlichen die Häuſer dieſer Leute, und wollen wenigſtens den Kindern verdogmatiſiren; die ſich aber, um den Unſinn nicht zu hören, unter die Betten verſtekken, oder aufs Feld laufen. Noch itzt hört man den frechen Unſinn auf den Kanzeln, daß Geiſtliche in ihren Predigten ausrufen: "Gott mögte ſie ſogleich "ſterben laſſen, wenn die katholiſche Religion nicht "die allein ſeligmachende, und die lutheriſche nicht "eine verfluchte, käzeriſche wäre. Sehet!" ſprechen ſie dann, wenn ſie nicht ſogleich auf der Kanzel ſterben: "ſehet! ich lebe noch, Gott zeigt augenſchein"lich, daß ich Recht habe." Ein anderer, um die Sache noch lebhafter zu machen, ruft aus: "Wenn die "evangeliſche Religion die wahre iſt, ſo ſoll mich gleich "der Teufel holen! Freilich, meine Lieben, hat der Teu"fel an meinen Prieſterkleidern keine Gewalt; aber ich "will ſie ablegen;" (er zieht ſie dann wirklich aus); "nun, Teufel komm, und hole mich!" — Das härteſte war noch vor wenig Jahren, daß jeder, bei dem man die Bibel und evangeliſche geiſtliche Bücher fand, theils am Leibe, theils am Vermögen, hart geſtraft ward. Die Gerichtsdiener überfielen um Mitternacht die ſichern Bauern, um nach den verbotenen Büchern zu ſuchen; und fanden oft welche, ſo ſinnreich ſie auch verheimlicht waren. — — Nun erſchien das geſegnete Toleranzedikt. Aber ſeine Kraft dauerte nur bis zum Neujahr 1783. Wer ſich bis dahin nicht gemeldet hatte, war und blieb ausgeſchloſſen.

Wer ſich in dieſer ihm wichtigen Sache nicht raſch genug entſchloß, wer aus Krankheit, wegen Abweſenheit, wegen Mangel an Zeit, wegen zu großer Entfernung, wegen zu plötzlicher Citation, es verabſäumte und verabſäumen mußte, ſich bei den Pflegämtern als Lutheriſch anzugeben, wer oft nur nicht zu der beſtimmten Stunde kam, der muß itzt katholiſch bleiben, trotz ſeiner Ueberzeugung, trotz ſeiner Erklärung, und trotz des Toleranzedikts. Nach Kärnten kam der Befehl zu dieſer Einſchränkung den 17. Dezember 1782; man hielt ihn aber geheim. Wenn Leute ſich noch am Ende des Jahres meldeten, ſagte man ihnen: es ſei itzt keine Zeit, ſie mögten nach Neujahr wiederkommen. Kamen ſie dann, ſo hieß es: Nun ſei es zu ſpät, das neue Edikt ſei da. Viele melden ſich noch immer; man merket ſie an, und verbietet ihnen dann, bei harter Leibes- und Geldſtrafe, dem lutheriſchen Glaubensunterricht beizuwohnen. Dieſe Leute ſind ſehr übel daran; von den Katholiken haben ſie ſich ſelbſt getrennt, und man leidet ſie an manchen Orten auch nicht in deren Kirchen. Damit nun ja keiner, als der ſich vor 1783 zur evangeliſchen Gemeinde gemeldet hat, deren Gottesdienſt beſuche, gehn die Gerichtsdiener ins Bethaus, und ſpazieren während der Andacht des verſammelten Volkes herum, um ſolche heimliche Ueberläufer zu ertappen. Zu Spital, dem Wohnſitze des Fürſten von Portia, ſeines Landgerichts, und des Dechanten, hatte man, als ein proteſtantiſches Leichenbegängniß

nach

nach Joſephs Verordnungen geſchehen ſollte, die Kirchhofsthüre verriegelt, und ein Loch durch die Mauer gebrochen, wodurch die Evangeliſchen kriechen mußten; der andern, auch thätlichen Beſchimpfungen dabei zu geſchweigen. Zu Villach ward 1783, im Angeſicht des Kreisamtes, bei den letzten Faſtnachtspoſſen D. Luther lächerlich vorgeſtellt, auf einem Schubkarren durch die Stadt geführt, und endlich mit vielem Pomp von der Brücke in den Strom geworfen. — — Solche Beiſpiele können und müſſen keine andre Wirkung haben, als uns anzufeuren, ſtets ſolche Menſchen an edlem tolerantem Betragen ſo weit zu übertreffen, als wir ſie ſicherlich ſchon am Verſtande und an Aufklärung übertreffen.

Alſo Willfährigkeit, den Katholiken die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienſtes zu verſtatten, ſo weit es ihre Erbauung erfordert, und die Ruhe des Staats nicht darunter leidet, iſt Pflicht der wahren Toleranz; und eine von uns gern geübte Pflicht. Wo aber ſollen ſie ihren Gottesdienſt üben? Natürlich da, wo ſie irgend etwas anders, was ihnen beliebt, auch thun können, auf einem Platze, der ihnen gehört, entweder eigenthümlich, oder gemiethet, oder geſchenkt; kurz, wo jeder Menſch und jede Religionspartei Geſchäft und Gottesdienſt übt. Warum aber, frage ich dagegen, warum in einer fremden ihnen nur dazu geliehenen Kirche? Ich wünſchte in der That, die genauere Geſchichte dieſer ihnen geſtatteten Erlaubniß zu wiſſen: ob die Katholiken anſuchten,

ſuchten, oder die Proteſtanten anboten? Was jene für Gründe in ihren Bittſchriften anführten, und was dieſe für Beweggründe (auch die geheimen nicht zu vergeſſen) hatten? Das Beiſpiel in Frankfurt an der Oder iſt ſehr löblich; da waren die Katholiken beſcheidner, und die Proteſtanten vorſichtiger. Jene wünſchten das Ballhaus daſelbſt zu kaufen; der König geſtattete es, der Kauf iſt itzt geſchehen, und ſie werden darin ihren Gottesdienſt und Kinderunterricht abwarten. Giebt es denn in den andern Städten keinen Saal, kein großes Zimmer mehr, das von den Katholiken könnte gemiethet, oder von den andern Einwohnern oder dem Magiſtrat ihnen unentgeldlich überlaſſen werden? — Es wäre ein Zeichen höchſt verkehrter Begriffe, wenn die Katholiken glaubten, Gott könne nur in einem Gebäude würdig angefleht werden, welches von Geiſtlichen zu dem Endzwek eingeweihet worden; glaubten, daß ſonſt nirgends die vereinte Andacht eines zur Gottesverehrung verſammelten Haufens dem höchſten Weſen wohlgefällig und für die Gemüther der Betenden von heilſamen Einfluß ſein könnte. Wahrlich, die Nachgebung gegen ſo verkehrte Begriffe iſt keine Toleranz mehr zu nennen. Waren aber die Katholiken ſo übertrieben orthodox, daß ſie nur in einem konſekrirten Gebäude Gott dienen wollten; wie konnten ſie zugleich ſo heterodox ſein, der Konſekrirung evangeliſcher Geiſtlichen ſolche Kraft zuzutrauen? Vielleicht ſoll ihr Verfahren hierin gar Toleranz gegen uns ſein? Oder haben ſie etwa dabei eine geheimere Abſicht? In der That, die Sache hat noch eine Seite, von der ſie verdient angeſehn zu werden.

Nicht, weil die Katholiken in ihren Ländern faſt immer hart und untolerant gegen uns verfahren; nicht, weil ſie, von Religionseifer übernommen, leicht ſelbſt in unſern Kirchen unſern Glauben läſtern könn-

ten,

ten; nicht darum rede ich gegen die Nachgiebigkeit jener Städte. Nein, es giebt andre Gründe. Und, wer den Geiſt der katholiſchen Religion kennt, und den itzigen Weltlauf beobachtet, wird dieſe Gründe mit mir erkennen, und die Sache daher für gefährlich anſehn. Ich bin feſt überzeugt, daß die aufgeklärteſten und freidenkendſten Theologen unſerer Hauptſtadt darin übereinſtimmen werden: daß man mit Sicherheit eher Juden und Mohammedanern und Naturaliſten unſre Kirchen zum Gebrauch bei ihren Religionsübungen einräumen könne, als den Katholiken. Keine Glaubenspartei lehrt ſo offenbar den Satz, daß nur ihre Kirche die alleinſeligmachende ſei; und übt ſo heimlich alle Kunſtgriffe, daß ſie wenigſtens hier auf Erden die alleinherrſchende werde. Keine iſt ſo überzeugt, daß dieſe Alleinherrſchaft nicht nur zum Beſten der Welt heilſam ſei, ſondern auch ihrer Kirche von Rechtswegen vollkommen gehöre. Keine ſieht ſo, wie ſie es thut, alle Einrichtungen der übrigen Parteien als gewaltthätig gegen ſich, und den längſten feſt begründeteſten Beſitz als unrechtmäßig und null an. — Der weſtphäliſche Friede, der nach Strömen von Blut unſerm armen Vaterlande endlich die Ruhe, und was mehr als Ruhe iſt, Gewiſſensfreiheit wieder gab, dieſer wohlthätige Vertrag, den die Verzweiflung und der Heldenmuth der Proteſtanten gegen den tyranniſchen Deſpotismus der Gegenpartei erkämpfte, iſt feierlich von allen Fürſten Europas verbürgt, nur nicht vom Papſt und vom Großſultan. Aber ſicherlich gehört es nicht ſo ſehr zur Politik des Diwans, der Erbfeind des Chriſtenthums zu ſein, wie unſre Väter glaubten; als es ein Grundſatz des römiſchen Stuls iſt, alle noch ſo theuer erkauften Rechte der Proteſtanten für erſchlichen und ungültig anzuſehn. Noch immer heißen wir die Ungläu-

bigen,

digen, ſo gut wie Heiden und Türken. Noch immer hält man die längſt und nach den öffentlichſten Verträgen unſern Fürſten anheim gefallnen Bisthümer für Lehen des römiſchen Stuls, vergiebt ſie noch immer, und ernennt von Rom aus Biſchöfe von Brandenburg und von Magdeburg, wie man ſie von Tiberias und von Karthago ernennt*). — Wer ſteht dafür, daß die katholiſche Geiſtlichkeit ſich, bei ihrem Gottesdienſt in lutheriſchen Kirchen, nicht gleichſam auf einen Augenblik wieder in ihr vermeintes altes Recht eingeſetzt glaubt? und annimmt, daß ſolch ein Augenblik wenigſtens unſre Verjährung unterbricht, und ihnen aufs künftige längern Beſitz verſpricht? Wer ſteht dafür, zumal wenn kein Revers darüber ausgeſtellt worden, daß ſie nicht dieſe zu große Gefälligkeit dereinſt als eine der Obſervanz gemäße Schuldigkeit fordert; ſie dann auch, mit Vorſchützung der Noth, öfter im Jahre fordert; und ſo allmählich anfängt, die wahren Eigenthümer aus ihrem Beſitz zu verdrängen?

Denn, mit welchen Mitteln ſucht nicht dieſe Religion ſich allgemein zu verbreiten! Sind es etwa nur Unchriſten, zu welchen ſie Miſſionen ſchikt, wie doch der Begriff, den wir dieſem Worte beilegen, anzuzeigen ſcheint? Jeder katholiſche Geiſtliche in proteſtantiſchen Ländern, heißt ein Miſſionar. Das Collegium de propaganda fide iſt äußerſt thätig, und verſteht unter fidem nicht den chriſtlichen, ſondern, wie ja ſelbſt Zeitungsnachrichten lehren, bloß den katholiſchen Glauben. Es erſtrekt ſeine Wirkſamkeit ungemein weit, ſelbſt nach Ländern hin, wo man nichts davon weiß, und durch Anſtalten, deren Exiſtenz man in ſolchen Ländern oft nicht einmal kennt. Es giebt katholiſche Stiftunge und Seminarien in Ita-

*) Man ſ. auch, was Nikolai in ſeinen Reiſen Th. I. S. 46—48) hierüber ſagt. Anm. d. Verf.

Italien, Frankreich, und Deutſchland, wo junge, vorzüglich adliche, Herren aus England, Schottland, Irland, Dännemark, Norwegen, Schweden in den Grundſätzen dieſer herrſchſüchtigen Religion erzogen werden, und dann in ihr Vaterland zurükkehren, wo ſie, oft ohne ſich öffentlich zu derſelben zu bekennen, zu deren weiterer Verbreitung eifrigſt helfen. Wer bürgt uns dafür, daß es nicht auch ausdrüklich ſolche Anſtalten für unſer Vaterland giebt? Denn wer kann alle geheimen Wege entdekken, und das Dunkel aller Verbindungen entſchleiern? So viel ſcheinen alle einſichtsvolle Männer itzt einzuſehen, daß die Exjeſuiten ihre mächtige äußerſt wirkſame, nur ſcheinbar aufgehobne, Geſellſchaft nicht nur immer fortſetzen, ſondern mit ſichern bald langſamen bald ſchnellen Schritten, um ein großes erweitern. Ihr Einfluß wirkt unter den verſchiedenſten Geſtalten, — und bringt die ſonderbarſten Phänomene hervor. Sie wiſſen ſelbſt das Herz der Fürſten zu gewinnen; und man ſieht mit Erſtaunen, wie ſchnell die katholiſche Religion hier und dort ſich weiter verbreitet. Toleranz iſt ihnen ein Täuſchungswort, unter deſſen Schutz ſie immer feſtern Fuß zu gewinnen trachten, bis ſie endlich ſolches Schutzes nicht mehr bedürfen. Religionsvereinigung iſt eine andre Art Lokſpeiſe, die ſchon genug ehrliche Proteſtanten gefeſſelt hat. In Kleinigkeiten wollen ſie Anfangs nachgeben; ein Grundſatz, den auch alle katholiſche Miſſionare bei den Heiden befolgten; um nur recht viele Glieder in den Schooß der Mutterkirche zu lokken. Sie zeigen Philoſophie, und Aufgeklärtheit, und Abſchaffung mancher ſonſt wichtig gehaltnen Punkte, und Toleranz, und ſo weiter; bis auch wir von unſerm Eigenſinne abſtehn, und uns mit ihnen zu einer großen Heerde vereinigen, deren Hirt unfehlbar iſt, und deſſen Lehren alleinſelig-

ma-

machend ſind. Das iſt der Hauptbegriff des katholiſchen Glaubens, davon gehn ſelbſt ihre edelſten Mitglieder nicht ab. In mehrern Toleranzedikten Josephs II heißt es wörtlich: "Die Aufrechthaltung "und Verbreitung der wahren und allein ſelig"machenden katholiſchen Religion iſt immer "Unſre angelegenſte Sorgfalt geweſen." Kann ſich damit der Geiſt des Proteſtantismus vertragen, der wahre Toleranz und freie Nachforſchung liebt, und eigne Ueberzeugung geſtattet? Läßt ſich auf die Art eine Vereinigung gedenken, oder müßte nicht vielmehr eine Verwandlung und Transſubſtantiation vorgehn? — Aber, wozu auch Vereinigung! Iſt es nicht genug, wenn wir friedlich neben einander wohnen, jeder den andern Mitbürger auf ſeine Weiſe Gott dienen läßt, und keiner ſich mehr Anhang zu machen bemüht iſt? Iſt es möglich, daß alle Menſchen über einen Punkt gleichförmig denken? Iſt es nützlich, daß man ſich zu Einer Art darüber zu denken vereinigt, die dann ſtete Richtſchnur werden würde, und alles eigne Nachſinnen und alle Gewiſſensfreiheit verhinderte?

Männer, die ſich länger, als ich, mit Religion und Philoſophie und Politik beſchäftiget haben, mögen dieſe Sache entſcheiden. Mir iſt es genug, ſie in Anregung gebracht zu haben. — So gern ich auch jedem alle Religionsfreiheit gönne, und nichts dagegen haben würde, wenn ich alle meine Mitbürger auf einmal, nur aus Ueberzeugung, Katholiken werden ſähe; ſo wollte ich doch nicht gern, daß ſie aus unvorſichtiger Gutherzigkeit Schritte thäten, wozu ſie künſtlich verleitet wären, und welche ſie in Zukunft aufs bitterſte gereuen könnten.

Akatholikus Tolerans.

Drukfehler im Januar.

S. 28, Z. 4. (von unten) ſtatt: Verſteller lies Verſtokter.

Berliniſche Monatsſchrift.

1784.

Drittes Stük. März.

1.

Horaz und Lydia.

Horazens neunte Ode des dritten Buchs.

—v—vv—vv

—v—vv— —vv—vv

Horaz.

Als mir Lydia günſtig war,
Und kein trauterer Freund ſeinen verliebten Arm
Um den glänzenden Nacken ſchlang:
War der Perſer Monarch glüklicher nicht, als ich.

Lydia.

Als du ganz für mich lodertest,
Keine Chloe den Rang Lydien abgewann:
Da war Lydiens Nahme groß,
Nicht Roms Ilia ward höher verehrt, als ich.

Horaz.

Ja! die Thraciſche Chloe ſiegt:
Rührend tönet ihr Lied, rührend ihr Saitenſpiel.
Freudig litt' ich den Tod für ſie,
Wenn das Schickſal nur *ihr* Leben verlängerte.

Lydia.

Nun entflammt mich die ſchönſte Glut:
Die facht Kalais an, eines Thuriners Sohn.
Zweymahl litt ich den Tod für ihn,
Wenn die Parze nur *ſein* Leben verlängerte.

Horaz.

Wie? wenn Amor zurücke kehrt?
In ein ehernes Joch beide Getrennte ſpannt?
Die gelblockige Chloe weicht,
Das verſchloſſene Thor Lydien offen ſteht?

Lydia.

Zwar lacht Jener, wie Hesperus;
Du biſt ſchwankend, wie Rohr, zorniger, als die Fluth
Des aufbrauſenden Adrias:
Doch gern lebt' ich für dich, ſtürbe vergnügt mit dir.

Anmerkungen.

V. 4. Der Perſer Monarch) anſtatt der größte Monarch. Der Römiſche Dichter bedient ſich der Sprache der älteſten Griechen, die, wenn ſie

ſie einen Mächtigen oder Glücklichen nennen wollten, den Perſiſchen König nannten. Auch hieß er bey ihnen wegen ſeiner vielen Königreiche ſchlechtweg der große König. An einem andern Orte nennt Horaz einen ſolchen uralten Perſiſchen König mit Nahmen. (II. 12.)

V. 7. Da war Lydiens Name groß) nehmlich durch des Poeten Lieder. Petrarka legt ſeiner Laura einen ähnlichen Gedanken in den Mund:

Willkommen waren mir die ſanften Bande,
Die dein Herz feſſelten, der ſchöne Nahme
Willkommen, den mir deine Lieder machten,
Bey Fremden, wenn es wahr iſt, was ich höre,
Und unter deinem Volke. — — —

V. 8. Roms Ilia.) Ilia oder Rhea Sylvia war die Mutter des Romulus und Remus, und alſo gewiß die berühmteſte Römerinn. Lydia gebraucht hier eine noch größere Hyperbel, als vorhin Horaz, nach der eingeführten Gewohnheit bey ſolchen Wechſelgeſängen, das heißt, nach der Vorſchrift der Natur ſelbſt: denn auch im gemeinen Leben pflegen die Menſchen auf Lob oder Schimpf mit noch größerm Lobe oder Schimpfe zu antworten.

V. 9. Ja! die Thraciſche Chloe ſiegt.) Horaz läugnet dieſes nicht gegen eine bloße Mätreſſe; er will ſie vielmehr noch eiferſüchtiger machen, um ein gleiches Geſtändniß von ihr herauszulocken, damit ſie beide mit einander aufheben und ſich wieder verſöhnen können.

V. 10. Rührend tönet ... ihr Saitenſpiel.) Der berühmte Thracier Orpheus hatte, wie es ſcheint, ſeine Landesleute ſo muſikaliſch gemacht, daß man ſich die beſten Sängerinnen und Cytherſpielerinnen aus Thracien kommen ließ, wo noch überdieß die ſchönſten Blondinen waren.

V. 13. Eines Thuriners Sohn.) Dieſer Volksnahme ſteht hier nicht ohne Urſache. Lydia will ſagen, Kalais ſey ſchon von Geburt ein galanter Jüngling, er ſey der Sohn eines Sybariten. Die Stadt Sybaris, welche nachmahls Thurium genannt ward, war wegen ihrer wollüſtigen Einwohner berühmt. Als ſie von den Krotonienſern zerſtört worden war, ward ſie von den Athenienſern und andern Griechen nicht weit davon wieder aufgebauet, und von der Quelle Thuria, die man dort entdeckte, Thurium genannt, ſo wie die erſte Stadt von dem Fluſſe Sybaris ihren Nahmen bekommen hatte. Cellarii notitia orbis antiqui, T. I. Pag. 729.

V. 22. Du biſt ſchwankend, wie Rohr, ꝛc.) Die feine Lydia giebt zu verſtehen, ſie ſey in der That unſchuldig, und der Dichter habe ſie bloß aus Jachzorn und aus Liebe zur Veränderung verſtoßen.

Dieſes leichte und anmuthige Lied, welches, mehr wie andere, zum Singen beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheint, hat viele Nachahmer gefunden. Zwey ähnliche Lieder findet man in der lyriſchen Bluhmenleſe, eines von der Frau Unzerinn, (VI. 6.) und

und eines von dem Herrn von Kleiſt (II. 35.). Auch hat Hagedorn ein Perſiſches Liebeslied nach dieſem Zuſchnitt verfertigt; imgleichen ein ſatiriſches Lied auf den Bavius und Mävius, zwey eitele Poeten.

Ramler.

2.

Ueber den Urſprung und Gebrauch der Verwandlungen.

Die Verwandlungen der Menſchen in Thiere gründeten ſich auf die alte Lehre von der Wanderung der Seelen, welche Pythagoras aus den gemeinen Volksideen der damaligen Zeit nahm, ſie mit der Religion verband, und zu einem Grundſatze der Moral machte, um bei einem Volke mehr Eindruk zu machen, nach deſſen Vorſtellungskraft er ſeine Lehren bequemte. Der Glaube an die Seelenwanderung war ehemals, ſo wie noch jetzt, beinahe allen wilden und rohen und unausgebildeten Nationen natürlich, ſo wie H. Tiedemann ſeinen Urſprung entwickelt hat: (deutſches Muſeum 1777. Sept. 248.) wo ich nur die Vergleichung des indianiſchen Prinzen, der das Manderam von der Göttin er-

 hielt,

hielt, mit dem Abaris der Griechen vermiſſe. So wie man von dem Glauben an das Herumwandern der Seele bei lebenden Körpern auf die Seelenwanderung nach dem Tode übergieng, folgte man immer einer gewiſſen Aehnlichkeit des eigenthümlichen Charakters und der Handlungen einiger Menſchen mit einigen Thieren; welche inſonderheit die Völker, die noch halb wild ſind, und viel mit ihren Heerden und Vieh zu thun haben, auch in denjenigen Handlungen der Thiere, die am wenigſten freiwillig ſind, ſuchen und finden, und welche in den meiſten orientaliſchen und aſiatiſchen Sprachen ſo oft ausgedrükt ſind.

Man gieng dabei von dem irrigen Satze aus, der ſo gar itzt noch in manchem Syſtem der Naturgeſchichte herrſche, daß man die Handlungen der Thiere aus gewiſſen Grundſätzen und Abſichten herleitete, deren nur der menſchliche Verſtand fähig iſt. Dieſe Aehnlichkeit, welche verbunden mit dem Glauben von der Abſicht der thieriſchen Handlungen vermuthlich die erſte Veranlaſſung zu der äſopiſchen Fabel, der älteſten moraliſchen Lehrart, gegeben hat, mochte wohl auch den erſten rohen Menſchen veranlaſſen zu glauben, daß die Seelen derjenigen Menſchen, die eine gewiſſe auffallende Uebereinſtimmung in ihrem Betragen mit einigen Thieren hatten, nach dem Tode in ſolche Thiere übergiengen; daß die Seele der Wollüſtlinge in die Körper der Schweine, die der Muthigen, Verwegnen und

und Grauſamen in die Körper der Löwen, Wölfe und Bären fahren müſſe. Denn ſie konnten ſich dieſe bemerkte Aehnlichkeit am leichteſten und bequemſten dadurch erklären, daß ſie ſie von der Verſetzung der Seelen herleiteten.

Die erſten Stifter der Religionen unter dieſen Völkerſchaften nutzten dergleichen Glauben und Ideen des gemeinen Haufens zur Leitung und zum Unterrichte des Pöbels. So gaben ſie dem Glauben von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und ihren Wanderungen nur die Wendung, daß dieſe Wanderungen nach gewiſſen Geſetzen geſchähen, die eine Beziehung auf das geführte Leben hätten. Man drükte dieß Verſetzen der Seelen in thieriſche Körper auch durch das Verwandeln in Thiere aus. Dergleichen Verwandelungen gab man für Strafen und Belohnungen der Götter aus, und führte dazu Beiſpiele an, bei welchen die Aehnlichkeit des Charakters und Naturells allein zum Grunde lag. Durch dieſe Einkleidung ſuchten die erſten Volkslehrer Belehrung und Beſſerung ihrer Nation zu bewürken. Nunmehr ward daraus ein Glaubensartikel, den die Prieſter immer mehr erweiterten und erläuterten; und eben dadurch wurden ſie immer mehr und mehr aufmerkſam auf die Handlungen der Thiere gemacht, um die Kombinationen von Aehnlichkeiten zu vervielfältigen, und ihre Lehre mehr auszuſchmükken. Eben dahin führte auch die älteſte Lehrart der praktiſchen Moral, die ſogenannte phry-

 giſche

giſche oder äſopiſche Fabel, die gewiß ihren Urſprung nicht in den Zeiten hatte, wo der Deſpotismus anfieng, wie der Verfaſſer des Eloge auf. la Fontaine ſagt, ſondern die mit den erſten moraliſchen Empfindungen des Menſchen anfieng und ausgebildet ward.

Kein Theil von dieſer alten, und wie man ſie gemeiniglich nennt, pythagoräiſchen Philoſophie und Religion, hat in der griechiſchen Mythologie ſich länger erhalten, als die Lehre von den Verwandelungen. Aber es waren nur die Dichter, die dieſer Meinung ſich ſo eifrig annahmen, weil ſie ihnen einen herrlichen Stoff zur Schilderung von Charakteren und Handlungen gab, welche beinahe eben ſo viele kleine Dramen ausmachten. Die erſte Abſicht gieng frühzeitig, mit der erweiterten moraliſchen Lehrart, und veränderten Regierungsform verlohren; und man behielt nur noch wegen des Wunderbaren und der Schiklichkeit zur Poeſie, dieſe Lehrart, ſo wie die Fabel bei. Noch in den ſpäteſten Zeiten machten einige Dichter ſich ein eignes Geſchäft daraus, Verwandlungen ſelbſt zu ſchaffen und in denſelben ihr Genie zu zeigen. Aber nun verirrte man ſich von dem alten Wege. Denn die Verwandlungen blieben nun nicht mehr im Thierkreiſe eingeſchloſſen, in welchem allein Beziehung und Aehnlichkeit der Handlungen und Sitten Statt findet, ſondern man gieng in das Pflanzenreich über; weil es nunmehr gleich galt, ob die ehemals nothwendi-

wendige Aehnlichkeit noch Statt fände oder nicht; wenn man nur die Geſchicklichkeit beſaß, die Verwandlung mit einer Perſon vorzunehmen, welche einerlei oder doch einen ähnlichen Namen mit der Pflanze oder dem Baume hatte, in die ſie verwandelt werden ſollte. Auch in der alten Lehrart paßten bei Verwandelungen oft nur die Handlungen der Hauptperſonen mit den Thieren zuſammen, in welche ſie verwandelt wurden; Nebenperſonen mußten ſich bisweilen mit dem erſten beſten Leibe eines vierfüßigen oder zweifüßigen Thieres begnügen.

Aus dieſen von den Prjeſtern geſammleten Aehnlichkeiten und darauf gegründeten Verwandlungen entſtand nach und nach eine ganz eigne Gattung von Fabel, die nothwendig bei verſchiedenen Völkern, in einem ganz verſchiedenem Dialekte, eine verſchiedene Geſtalt annehmen mußte. Die Prieſter dichteten hinzu, erſannen ſelbſt Verwandlungen, oft ohne auf eine gewiſſe Aehnlichkeit zu merken. Neuere Dichter folgten nun ohne Unterſchied der erſten beſten Ueberlieferung, und ſchmückten alles noch mehr aus. Bei Völkern, wo der Aberglaube an Vogelflug und Vogelgeſang herrſchte, und von Prieſtern ſowohl als Geſetzgebern mit zur allgemeinen Regierungsform und Religion aufgenommen ward, mußte nothwendig der Glaube an Verwandlungen ſich mehr in dieſe Gattung von Thieren verirren. Und daher die Ornithogonien, oder Zeugungen der Vögel. Dieſe Art von Verwandlungen trift man

in der alten Mythologie am allerhäufigſten an. Und ſo wird ſich dieſe Art von Fabel bei allen Völkern nach ihrer verſchiedenen Lebensart verſchiedentlich ausgebildet haben; z. B. bey Völkern, die mehr Nomaden waren und Viehzucht trieben, bey Fiſchern und dergleichen Nationen, die nahe am Meere wohnen, u. ſ. w.

Weil dieſe Gattung von Fabel ſich urſprünglich auf wirklich bemerkte Aehnlichkeit mit dem thieriſchen Naturell und thieriſchen Handlungen gründete, ſo ward ſie beiläufig zugleich eine Quelle der Naturgeſchichte für die Zeitgenoſſen. Ich finde, daß auch ſelbſt Ariſtoteles die erſten Schriftſteller, welche dergleichen Fabeln geſammlet hatten, als eine Quelle der älteſten Nachrichten von der Naturgeſchichte nicht ungenutzt gelaſſen, ſondern ſich öfters darauf bezogen hat. So ſagte er in ſeiner Thiergeſchichte (IX. 32.) daß dem Adler im Alter der Oberſchnabel ſo lang und krumm wachſe, daß er endlich vor Hunger ſterben müßte. Die Fabel ſetzt hinzu, daß ihm dieſes wiederfahre, weil er ehemals als Menſch ſeinen Gaſtfreund beleidiget hatte. Der älteſte Schriftſteller in dem Fache ſolcher Fabeln war der Dichter Boeus. Schon in den älteſten Zeiten war man über dieſe Perſon uneinig; denn einige hielten ſie für einen Mann, und ſchrieben Boeus; ander aber, und vorzüglich der Geſchichtſchreiber Philochorus nannte ſie Boeo und hielt ſie für ein Frauenzimmer, deren Gedicht nach ſeiner Nachricht

richt

richt beim Athenäus (IX. S. 393.) aus lauter Erzählungen von Menſchen beſtand, welche von den Göttern in Vögel waren verwandelt worden. Dies Gedicht führte die Aufſchrift Ornithogonia; und Antoninus Liberalis hat daraus viele Auszüge gemacht. Plinius nennt die Boeo und Phemonoe in dem Regiſter vor dem zehnten Buche, welches bloß die Naturgeſchichte der Vögel abhandelt, unter den Schriftſtellern, woraus er ſeine Nachrichten entlehnt hat; und bei den Adlern führt er ſie noch einmal an. Daß der Dichter Boeus älter als Ariſtoteles ſei, könnte ich durch mehrere Beweiſe erhärten, wenn hier der Platz darzu wäre. Ich will aber damit nur ſoviel ſagen, daß Ariſtoteles wahrſcheinlich auf das Gedicht des Boeus zielt, wenn er dergleichen Verwandlungen erwähnt. Doch kann er auch einen andern Dichter vor Augen gehabt haben: denn Antoninus Liberalis nennt mehrere dergleichen, und einige werde ich noch ſelbſt hernach anführen.

Die zweite Stelle im Ariſtoteles iſt (X. 1.) wo er ganz kurz anführt, daß nach der Fabel der Vogel Chlorion aus einem Brande entſtanden ſein ſolle. Die dritte Stelle iſt (VI. 35.) Von den Wölfen, ſagt er, erzählt man, daß ſie alle in zwölf Tagen zuſammen gebären. Die Urſache giebt die Fabel an, daß die Lato in eben ſo vielen Tagen von den Hyperboreern nach Delos unter der Geſtalt einer Wölfin aus Furcht vor der Juno gekommen ſei,

und

und alsdann ihre Kinder gebohren habe. Die vierte Stelle (IX. 18.) leitet auf eine gute Bemerkung. Ariſtoteles unterſcheidet daſelbſt drei Arten von Reihern, den weißen, ſchwarzen und geſtirnten oder fleckichten. Von dem letztern heißt es: Der geſtirnte, mit dem Zunamen Oknos, ſoll nach der Fabel aus einem Sklaven verwandelt worden ſein. Er iſt, wie auch ſein Zuname zeigt, der trägſte unter allen. Die Verwandlung, worauf Ariſtoteles hier anſpielt, erzählt der Dichter Boeus beim Antoninus (Kap. 5.) doch mit einer Verſchiedenheit, die zur Hauptſache nichts thut. Hat man dieſe nicht in Gedanken, ſo verſteht man folgende Nachricht in Aelians Thiergeſchichte (V. 36.) gar nicht. Der geſtirnte Reiher, heißt es daſelbſt, oder die Rohrdommel wird in Aegypten zahm gemacht, und verſteht die Stimme des Menſchen. Denn wenn man ihn einen Sklaven oder Trägen (οκνον) nennt, ſo wird er böſe, daß man ihm ſeine Faulheit und Herkommen vorwirft. Die Rohrdommel iſt allerdings die trägſte Art von Reihern, welche auch am erſten zahm wird; aber man ſieht an dieſem Beyſpiele zur Genüge, daß dieſe Quelle der Naturgeſchichte ſehr verderblich ward, wenn Leute daraus ſchöpften, welche den Beobachtungsgeiſt des Ariſtoteles nicht hatten. Mit der gehörigen Vorſicht laſſen ſich aus den Excerpten der uralten Dichter, welche Antoninus geliefert hat, allerdings noch manche ganz beträchtliche Nachrichten zur Naturgeſchichte ſammlen;

man

manche Stelle des Ariſtoteles und andrer Grie-chen daraus aufklären, auch einige nicht unbedeu-tende Synonymen auffinden. Bisher haben die Ausleger dieſes Schriftſtellers auf dieſen Umſtand und Gebrauch deſſelben keine Rückſicht genommen, und ihn bloß als einen Fabelſammler behandelt; und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet iſt ſein Werk eine leere und elende Kompilation.

Einigen Verwandlungen ſieht man ihre ſpätere Erfindung und Herkunft ganz deutlich an; von an-dern läßt ſich der Beweis davon führen. Auch der-gleichen Entdekkungen, ſo unbedeutend ſie ſcheinen, können ſowohl in der Kritik als in der Naturge-ſchichte auf etwas nützliches leiten. Ich will ein Paar Beiſpiele anführen. Nach Ovid ward Ar-gus, der Wächter der Jo, in einen Pfau verwan-delt. Dieſe Fabel iſt viel neuer als viele andre; denn der Pfau iſt den Griechen erſt ſpät bekannt ge-worden; aber nicht erſt, wie Büffon glaubte, durch die Eroberungen des Alexander in Indien, ſondern wohl an 30 Jahre vorher. Der erſte Pfau ward, als eine Seltenheit, der Juno auf Samos ge-ſchenkt; daſelbſt pflanzten ſie ſich fort, und ver-breiteten ſich von da über Griechenland. Dieſe Nachricht giebt Menodotus beim Athenäus (S. 655.). Daher hieß der Pfau der Vogel der Juno; und die Samier bezeichneten ihre Münzen mit ſeinem Bildniſſe. Das Alter der Fabel läßt ſich alſo hieraus beſtimmen; und ich vermuthe, daß

ein

ein ſamiſcher Dichter zuerſt den Pfau mit in die Geſchichte der Jo gezogen hat. Dieſelbe Anmerkung läßt ſich über die Art von Perlhuhn machen, welche die Alten Meleagris nennen. Nach der Fabel, welche Antoninus Kap. 2. und Aelian IV. 12. erzählen, ſollen die Verwandtinnen des ätoliſchen Prinzen Meleager in dieſe Vögel aus Erbarmen von den Göttern verwandelt worden ſein, weil ſie ſich zu ſehr über den Tod des Meleager abhärmten. Zum Andenken dieſer Trauer ſollen ſie am Leibe die ſchwarzen Flekken tragen, und deutlich den Namen Meleager rufen. Die ſchwarzen Flekken finden ſich allerdings bei der gemeinen Art; aber in ihrem Geſchrei kann ich mich nicht entſinnen etwas dem Worte Meleager ähnliches bemerkt zu haben. Doch die Alten kannten mehrere Arten davon; vielleicht findet ſich in dem Geſchrei einer andern mehr Aehnlichkeit. Daß nun dieſe Verwandelung eigentlich von einem ätoliſchen Dichter oder Prieſter herſtamme, läßt ſich aus dem Namen des ätoliſchen Prinzen ziemlich zuverläßig ſchließen; auch daß der Vogel zuerſt aus Afrika, wo er zu Hauſe gehört, nach Aetolien gekommen, und alsdann den übrigen Griechen bekannt geworden ſei. Das leztere läßt ſich ſchon aus der Analogie mit dem ſamiſchen Pfaue ſchließen; aber nun kömmt noch das Zeugniß des Geſchichtſchreibers Menodotus hinzu, den ich vorher angeführt habe, welcher ausdrücklich ſagt, daß die Meleagrides zuerſt nach Aetolien gekommen ſind.

Die

Die Zeit und Gelegenheit läßt ſich hier nicht beſtimmen; ſo angenehm auch dem Naturforſcher dieſe Entdekkung ſein müßte.

Ich habe oben zu verſtehn gegeben, daß mir die Verwandlungen in Bäume und Pflanzen einen neuern dichteriſchen Urſprung zu haben ſcheinen, weil hier die Beziehung auf menſchliche Handlungen und Charaktere nicht Statt findet, welche urſprünglich ſcheint erforderlich geweſen zu ſein. Indeſſen beweiſet ein Fragment des Empedokles beim Aelian XII. 7. daß dieſer Dichter, welcher die Seelenwanderung ebenfalls lehrte, ſchon die Verwandlung der Menſchen in Bäume annahm. Er ſah es als ein vorzügliches Loos guter Seelen an, wenn ſie nach dem Tode in einen Löwen oder einen Lorbeerbaum übergiengen. Sollte aber nicht ſchon dieſe Verwandlung in einen Lorbeerbaum bloße poetiſche Idee und Ausſchmükkung des alten Syſtems ſein, welche ſich auf den in Griechenland allgemein angenommenen Werth des Baums gründete, mit deſſen Zweigen und Blättern Könige, alle Sieger und verdiente Männer gekrönt wurden? Den meiſten übrigen ſieht man es deutlich an, daß das Spiel der dichteriſchen Einbildungskraft den größten Antheil an ihrer Entſtehung hatte; einige gründen ſich auf eine wirkliche oder eingebildete Aehnlichkeit der Namen, andre auf Etymologien, ja ſogar ſind einige nichts als hiſtoriſche Etymologien. Und eben daraus kann man einſehen, daß dieſe Art nicht mit in

das

das alte Syſtem von Seelenwanderung gehörte, ſondern dem Witze der Dichter ihren Urſprung danket.

Die folgenden Verſe des Auſonius beziehen ſich auf die älteſten und bekannteſten Beiſpiele dieſer Art von Verwandlungen in der alten Mythologie:

Fleti olim regum & puerorum nomina flores,
Mirator Narciſſus, & Oebalius Hyacinthus,
Et Crocus auricomans, & murice pictus Adonis,
Et tragico ſcriptus gemitu Salaminius Ajas.

Hyacinthus, der Liebling des Apollo, ſoll nach ſeinem Tode in die Blume gleiches Namens verwandelt worden ſein. Andre ſagen, aus ſeinem Blute, das aus der Wunde ſtrömte, ſei die Blume entſtanden, und trage noch auf den Blättern das Zeichen des Schmerzes. Andre erzählten, daß aus dem Blute des tapfern Ajax eine Blume entſtanden ſei, auf deren Blättern ſein Name geſchrieben ſtehe; anderswo heißt es, auf ihren Blättern ſei das Zeichen der Wehmuth über ſeinen Tod ausgedrükt. Beide Erzählungen ſind wirklich ganz artig von Dichtern ausgeſonnen, welche auf den Blättern des dunkelblauen Ritterſporns, welchen Linne' in Beziehung auf die Fabel Delphinium Ajacis nennt, die Buchſtaben ΑΙΑΙ bemerkten. Dieſe kann man im griechiſchen für den Vokativus, o Ajax! oder auch für die Exklamation Αι, ach, nehmen. Eine ähnliche aber bei weitem nicht ſo witzige Idee liegt zum Grunde, wenn aus dem Blute des Adonis die

die Roſe, aus den Thränen der Venus aber die weiße Anemone entſprungen ſein ſoll. *) Etwas dergleichen veranlaßte die Verwandelung der Schweſtern des Phaethon in Pappeln, welche noch nach ihrem Tode und nach ihrer Verwandelung Thränen vergießen. Hier tritt nehmlich ein Wortſpiel ein; denn Thränen nennen die Griechen auch den aus den Pappeln ausſchwitzenden Gummi. Die Verwandelung der Io in ein Veilchen (das ſogenannte Stiefmütterchen) beruht ganz allein auf einer hiſtoriſchen Etymologie; denn ἴον heißt im griechiſchen das Veilchen. Dergleichen finden ſich in den Verwandelungen des Ovid; aber noch häufiger im eilften Buche der griechiſchen Sammlung von der Landwirthſchaft; und einige davon laſſen ſich als dichteriſche Fiktionen ganz angenehm leſen und vielleicht auch nachahmen. Ihren Verfaſſer kennen wir nicht; aber aus dem Galen und Suidas wiſſen wir, daß ein gewiſſer Pamphilus aus Alexandrien zweihundert Jahr v. Ch. G., und Neſtor, ein Dichter aus Lycien zu den Zeiten des Kaiſer Severus, dergleichen Verwandlungen in Pflanzen aufgezeichnet und beſchrieben hatten. Die älteſten Dichter dieſer Art, worunter Nikander gehört, und aus welchen Antoninus Liberalis Auszüge gemacht hat, näherten ſich

*) ſ. Auguſt dieſer Monatsſchrift (1783) S. 140. letzte Zeile.

ſich in ihren Erzählungen mehr der erſten urſprünglichen Abſicht dieſer Verwandlungen, und aus ihnen laſſen ſich auch mehr Data für die Naturgeſchichte ſammlen. Hingegen haben Ovids Verwandelungen mehr die vorausgehenden Handlungen zum Zwek (wo der Dichter auf vielfältige Art im Ausdrukke der Sitten und Leidenſchaften ſeine Kunſt und Genie zeigen konnte), als das Ende der Handlungen, die Verwandlungen ſelbſt, wobei er ſich nur wenig aufhält; ſo daß dieſe lezte Scene dem Nachdenken des Leſers gleichſam die Thüre hinter ſich zu ſchließet.

Die äſopiſche Fabel gränzt ſehr nahe an dieſe Verwandlungen, ſo daß man vielleicht vermuthen könnte, daß beide Lehrarten urſprünglich die nehmliche Abſicht hatten. Beide beobachten die thieriſchen Handlungen, vergleichen ſie mit den menſchlichen, und ſtellen ſie dem Menſchen zur Warnung oder Lehre vor. Nur liegt die Lehre in der äſopiſchen Fabel offener und deutlicher vor Augen; in der Verwandlung aber iſt ſie mehr in die oft vielfachen und verwikkelten Handlungen verwebt und eingehüllt. Die Verwandlung ſcheint mehr den Grund der Aehnlichkeit zwiſchen ſo manchen thieriſchen und menſchlichen Handlungen zu zeigen; freilich urſprünglich um dieſe Aehnlichkeit als eine Folge von dem Zorne oder Wohlgefallen der Götter, oder als Strafe und Belohnung vorzuſtellen. Die äſopiſche Fabel nimmt dieſe Aehnlichkeit der Sitten, Handlungen

gen und Grundſätze bei Thieren durch die Verwandelung als ausgemachte Prämiſſen an, hebt einzelne Beiſpiele aus, und ſtellt ſie dem Menſchen zur Belehrung auf. Kurz, dort leitet die Verwandlung ſelbſt auf die Moral; in der äſopiſchen Fabel aber fließet die Lehre aus der bemerkten Aehnlichkeit in Handlungen und deren Ausgange. Die Gränzen von beiden Lehrarten fließen in einigen äſopiſchen Fabeln ſo ſehr zuſammen, daß man mit geringer Veränderung aus der Fabel eine Verwandlung machen kann, ohne daß die Moral dadurch geändert oder geſchwächt wird. Ich führe zum Beiſpiel die Fabel von der Nachtigall und Schwalbe an, welche wir auch vom Babrius in Choliamben gebracht noch ganz haben. Die Schwalbe räth der Nachtigall ſich mehr dem Menſchen zu nähern und mit ihnen unter einem Dache zu wohnen, wie ſie. Darauf antwortet die Nachtigall: Ich will das Andenken meines ehemaligen Unglüks nicht erneuern, deswegen ziehe ich die Einſamkeit der Geſellſchaft der Menſchen vor. Hier iſt die Anſpielung auf die Verwandelung der Philomela, nachdem ſie ihren geliebten Itys verlohren hatte und ihn unabläßig beweinte, in die zärtlich klagende Nachtigall, ganz deutlich. Man darf nur die Geſchichte ſelbſt nebſt der Verwandelung erzählen, ſo wird alsdann die nehmliche Moral in dem Zuſatz liegen, den die Verwandlung mit ſich bringt: Daß nehmlich wegen dieſes grauſamen Mordes an ihrem Sohne die Nach-

O 2 tigall

tigall die menſchliche Geſellſchaft fliehe, und in der Einſamkeit ihren Itys beklage. Jedoch geht dieſe Umſetzung nicht bei allen äſopiſchen Fabeln an; denn nicht alle beruhen auf Aehnlichkeiten der thieriſchen und menſchlichen Geſinnungen, Handlungen und Sitten. Eine einzige Fabel findet ſich in der Sammlung des Planudes, von welcher ich nicht einſehe, wie ſie dahin gekommen iſt. Denn ſie hat weder den Charakter der äſopiſchen Fabeln, noch der urſprünglichen Lehre von Verwandlungen; ſondern iſt ein Geſchöpf der dichteriſchen Einbildungskraft, welche gewiſſe natürliche Eigenſchaften an Thieren und Pflanzen durch eine vorhergegangene Verwandlung erklären wollte, und alſo von ſpäterm Urſprunge. Sie lautet alſo: "Die Fledermaus, der Dornſtrauch und Reiher gaben ſich in Geſellſchaft als Kaufleute, und giengen zu Schiffe. Die Fledermaus borgte Silber, der Reiher Kupfer, und legten es in die gemeinſchaftliche Kaſſe; der Dornſtrauch aber führte Kleidungsſtükke mit ſich. Als ſie auf dem Meere waren, entſtand ein Sturm, das Schiff ſchlug um, alles gieng verlohren, und die Geſellſchaft rettete ſich mit Noth auf das Land. Seit der Zeit ſucht der Reiher immer am Strande, ob das Meer ſein Kupfer nicht auswerfen werde; der Dornſtrauch greift nach allen Kleidungen der Vorübergehenden, um die ſeinigen wieder zu finden; und die Fledermaus fliegt nur des Nachts aus, weil ſie ſich am Tage vor ihren Gläubigern fürchtet."

Hier

Hier iſt zwar keine Spur von Verwandlung zu bemerken; aber ich glaube, daß ſie urſprünglich in dieſer ganz ſinnreichen Erdichtung da geweſen iſt, weil ohne ſie der Grund der Erdichtung wegfällt. Die Götter hatten alſo vermuthlich in der erſten Erzählung die drei unglücklichen, im Meere ertrunkenen, Geſellſchafter aus Mitleiden in Vögel verwandelt, deren Handlungen eine gewiſſe Beziehung auf ihr voriges Schickſaal hatten. Die nehmliche Fabel findet ſich auch in der von H. Matthäi herausgegebnen Sammlung des Syntipas (S. 29); aber daſelbſt iſt der Umſtand ausgelaſſen, daß die drei Geſellſchafter ſich ans Land retteten. Ich vermuthe daher, daß man willkürlich den Hauptumſtand der Erzählung ausgelaſſen und verändert habe, weil man nicht ſo ſehr auf die Wahrſcheinlichkeit der Fiktion als auf die daraus zu ziehende Moral ſah, die bei dieſer Erzählung ſowohl in der Sammlung des Planudes als in der von Syntipas ganz jämmerlich ausgeſonnen iſt; aber eine beſſere läßt ſie auch, als ein bloßes Spiel des Witzes, nicht zu. Ueberhaupt aber finden ſich mehrere Fabeln in den gewöhnlichen Sammlungen, die in den Händen der Abſchreiber, Paraphraſten und Mönche ihre alte Geſtalt ganz verlohren haben, und gar nicht mehr in den von Leſſing beſtimmten Charakter der äſopiſchen Fabel paſſen.

Dieſe letzte Art von Verwandlungen hat viel anziehendes und gefälliges: und ich ſollte glauben,

daß dieſe und die ganz ähnliche Manier, in welcher Simonides die Umſchaffung der Weiber aus gewiſſen Thieren erzählt hat, die man aus der Ueberſetzung unſers Ramlers (in der neuen Verdeutſchung des Zuſchauers) oder des H. Grafen von Stollberg kennen wird, keinen geringen Stoff zu anmuthigen Erzählungen geben könnte, wenn irgend ein Dichter mit einigen Kenntniſſen der Naturgeſchichte verſehn ſich in derſelben verſuchen wollte.

J. G. Schneider.

3.

Dädalus und Ikarus.

Nach dem Ovid.

(Ars Am. II, 15 — 96.)

Dädalus, der älteſte Luftſchiffer, hatte ſein Vaterland Athen, wegen eines Mordes verlaſſen müſſen. Er gieng nach Kreta. Hier erbaute er das Labyrinth. Aber eben hier hielt ihn theils Eiferſucht theils Rachſucht des Königs Minos gefeſſelt. Vergebens ſuchte er zu entkommen.

„Ent-

„Entlaß," rief Dädalus, „mich endlich meinem Bann,
„Daß doch im Vaterland mein Leichnam ruhen kann;
„Daß, wo zu leben, mir das drohende Verderben
„Mißgönnte, wenigſtens mir ſei vergönnt zu ſterben.
„Laß dich, wenn graues Haar dich nicht zu rühren weiß,
„Dieß Kind erbitten; wenn nicht dieſes Kind, den Greis."
Er ſprach's. Allein nicht er, nicht Suadens Lippen hätten
Vermocht, ihn aus der Hand des Minos zu erretten.
Er ſah's, und: „Nun o nun!" rief er ſich ſelber zu,
„Weil nichts mir weiter hilft, mein Witz, ſo hilf mir du!
„Sein iſt die Erde, ſein ſind ringsumher die Meere,
„Und nirgend Land noch Fluth, wo mir ein Ausgang wäre.
„Der Himmel noch iſt frei — der Himmel ſei mein Pfad!
„Begünſt'ge, Jupiter! was Angſt erfunden hat.
„Nie ſollte himmelan mein Uebermuth ſich ſchwingen,
„Wenn wir durch andre Flucht dem Wütrich nur entgiengen.
„Verzweiflung trotzt der Macht des eiſernen Geſchiks;
„Entriegle mir die Höll' — ich ſchwimme durch den Styx!"
Oft wekket Unglük erſt den Witz. Wer ſonſt erſönne
Ein Mittel, wie der Menſch auf Lüften wandeln könne?
Indeſſen ordnet' er, wie eine Ruderbank,
Das Flügelpaar, das er mit Zwirn zuſammenſchlang,
Befeſtigte mit Wachs der Federn äußerſt Ende;
Und fertig war das Werk erfinderiſcher Hände.

Der Knab' unwiſſend, daß für ihn ſein Vater ſann,
Fühlt Federn oft und Wachs neugierig lächelnd an,
Und hört zuletzt: „Dieß ſind die Schiffe, Sohn, auf denen
„Ins Vaterland entrükt, wir Minos nicht mehr fröhnen.
„Der Luft allein nicht Herr, ließ er uns dieſe bloß.
„Wohlan! mit mir durchfleuch, was er uns nicht verſchloß!
„Doch nicht Kalliſto, nicht Orion mit dem Schwerte,
„Das bei Booten ſtrahlt, ſei deiner Bahn Gefährte;
„Mir, mir nur, folge nach mit dieſen Fittigen,
„Die ſicher hinter mir die leichte Luft zerwehn.
„Durchfliegen wir, zu nah der Sonne lichtem Sitze,
„Den Aether, ſo zerfließt das Wachs von ihrer Hitze;
„Und ſchweben wir zu tief am Meere, ſo erſchlaft
„Von ſeinem feuchten Dunſt der Flügel Federkraft.
„Fleuch zwiſchen beiden; laß, gehorſam allen Winden,
„Die Luft, wohin ſie zieht, ſtets ohne Segel finden.“
So ſpricht er, legt das Werk ihm an, und lehrt ihn, dreiſt
Entfliehn, wie ſeine Brut der Vogel unterweiſt.
Alsdann beflügelt er auch ſich, und prüft die Glieder,
Nicht ſonder Furcht, im neu erfundenen Gefieder;
Und, nah dem Fluge, küßt er noch einmal ſein Kind,
Indeſſen unerſtikt die Vaterthräne rinnt.
Nicht Berg, doch höher als das Thal, erhebt ein Hügel

Sich hier. Dort ſchwangen ſie zuerſt die neuen Flügel.
Dädal, der ſichrer ſchon nun ſeine Schwingen ſchlug,
Sah, väterlich beſorgt, oft nach des Sohnes Flug.
Doch bald ergötzte ſie die neue Fahrt, bald ſchiffte
Furchtloſer Jkarus und kühner durch die Lüfte.
Von ſeiner Angel ſah ein Fiſcher itzt empor,
Erblikte ſie, und ihm entſank das ſchwanke Rohr.
Schon hatten ſie den Sitz des Gottes mit dem Bogen,
Samos und Paros ſchon und Naxos überflogen,
Aſtypaläa, von fiſchreicher Fluth benetzt,
Labynth, Kalymne lag zu ihrer Rechten jetzt,
Als Jkarus, zu ſtolz auf die geprüften Schwingen,
Verſuchte, höher noch, als Dädalus, zu dringen,
Und deſſen Spur verließ. — Die Fäden wurden ſchlaf,
Das Wachs, das allzunah der Strahl der Sonne traf,
Zergieng vor ihrer Glut, verdünnte Lüfte wallten
Um ihn, zu leicht anitzt, um ſeine Laſt zu halten.
Erſchrokken ſah er nun vom Himmel auf das Meer
Hinunter, dikke Nacht lag um den Ausblik her.
Zerronnen war das Wachs; nicht Flügel, die ihn trügen,
Nur Arme ſchüttelt' er, ohnmächtig noch zum Fliegen.
Er fiel, und: „Vater! ach!“ ſo rief er noch im Fall,
„Jch ſinke“ — da verſchloß den Mund des Waſſers Schwall.
Der Vater, ach! itzt nicht mehr Vater, ſchrie, zerriſſen

 Von

Von Angſt: „Wo', Ikar, biſt du? Wo? An welchen Flüſſen,
„Bei welchen Sternen ſchwebſt du, Unglükſeeliger?
„Wo? Wo, mein Ikarus?" Nun ſah er auf dem Meer
Die Flügel ſchwimmen. — Hier ward ſein Gebein begraben,
Und dieſen Sund benennt die Nachwelt von dem Knaben.

G. L. Sp.

4.

Ueber die früheſte Bildung junger Kinderſelen. *)

Ein Bruchſtük.

Sinnliche Empfindungen ſind die einzig mögliche Nahrung junger Kinderſelen. Um nun aber zu beſtimmen, welcherlei Arten von Empfindungen es eigentlich ſind, welche dem zarten Geiſte Wachsthum und Gedeien geben, laßt uns forſchen, ob Ver-

*) Dieſe Abhandlung wird die zehnte und eilfte Rubrik des von mir (Berl. Mon. ſchr. 1783 Aug. S. 162) bekannt gemachten Plans zu einer allgemeinen Reviſion des geſammten Erziehungs- und Schulweſens von einer Geſellſchaft praktiſcher Erzieher

Vernunft und Erfahrung irgend eine befriedigende Antwort auf die Frage gewähren: welchen Einfluß die angenehmen Empfindungen, und welchen hingegen die unangenehmen auf unſere Sele äußern?

Die Vernunft, wenn ich ihren Ausſpruch recht verſtehe, behauptet zuvörderſt: daß die angenehmen Empfindungen allein der Natur unſerer Sele angemeſſen, die unangenehmen hingegen ihr zuwider ſind; und ſie ſtüzt ſich hiebei auf unſer aller Gefühl, indem wir jene lieber haben, als nicht haben, dieſe hingegen lieber nicht haben, als haben mögen. Sie geht noch weiter; ſie zeigt auch, warum uns jene angenehm, dieſe hingegen unangenehm ſind; weil bei jenen nehmlich jede Verrichtung unſerer Geiſteskräfte, beſonders das Zuſammenfaſſen vieler Vorſtellungen auf einmal, mit ausnehmender Leichtigkeit und Geſchwindigkeit von ſtatten geht, welches der nach Erweiterung und Erhellung ihres Gedankenkreiſes

ſtreben-

her erörtern, dafern nehmlich das Publikum die Ausführung dieſes Plans durch hinlängliche Unterſchriften möglich machen wird. Der erſte Theil der Abhandlung, woraus das gegenwärtige Bruchſtük genommen iſt, enthält die allgemeinen Grundſäze der Selenerziehung; der andere die Anwendung derſelben auf beſondere Vorſchriften. Ich wünſchte von meinen Freunden unter den Verbeſſerern der Erziehung ſchon jezt zu erfahren, ob ihnen der Ton dieſes Aufſazes, der vornehmlich für die Mütter geſchrieben iſt, der rechte zu ſein ſcheint, oder ob, und in wie fern ſie ihn geändert wünſchen? Dazu ließ ich das gegenwärtige Probeſtük in dieſer Monatsſchrift abdrukken.

ſtrebenden Vorſtellungskraft nothwendig Vergnü- gen machen muß. Bei unangenehmen Empfindungen hingegen werden der Sele wider ihren Willen ſolche Vorſtellungen gewaltſam aufgedrungen, welche den klaren Strom ihrer Gedanken trüben oder ſtokken machen, mithin ihre Wirkungen hemmen oder aufhalten, welches ihr nothwendig Mißvergnügen verurſachen muß. Und hieraus ſchließt nun, wie geſagt, die Vernunft mit Recht: daß die angenehmen Empfindungen einen guten, die unangenehmen hingegen einen ſchlimmen Einfluß auf den Wachsthum einer Sele und auf die Entwikkelung ihrer Fähigkeiten haben, und daß alſo jene ihrer Natur eben ſo angemeſſen, als dieſe ihr zuwider ſind.

Aber eben dieſe Vernunft erkennt doch auch auf der andern Seite, daß unſere Sele zur Ausbildung ihrer Kräfte und Fähigkeiten der unangenehmen Empfindungen, ſo ſehr ſie auch ihrer Natur entgegen ſind, dennoch eben ſo wenig entbehren könne, als der Leib verſchiedener Nahrungsmittel von ſaurem und bitterm Geſchmak, welche an und für ſich ſelbſt einen widrigen Eindruk auf ſeine Nerven machen, und doch mittelbarer Weiſe überaus heilſam für ihn ſind. Sie begreift, daß wir, wenn gar keine unangenehme Gefühle für uns ſtatt hätten, auch auf tauſend angenehme Empfindungen Verzicht thun müßten; und beſonders auch dis: daß die leztern, wofern die erſtern gar nicht wären, ungemein

mein viel von ihrer Lebhaftigkeit, von ihrem Reiz und von ihrer Süßigkeit für uns verlieren würden, weil dis alles gröſtentheils blos durch den Abſtich (Kontraſt) der auf einander folgenden unangenehmen und angenehmen Empfindungen verurſacht wird, ſo wie die Süßigkeit der Speiſen ihren meiſten Reiz von den zuvor genoſſenen, oder mit ihnen vermiſchten ſauern und bittern Sachen borgt. Endlich ſieht die Vernunft auch noch dieſes mit großer Ueberzeugung ein, daß die unangenehmen Empfindungen ein unentbehrlicher Sporn für unſere Sele ſind, der ſie antreibt, alle ihre Kräfte zuſammen zu raffen, um ihren Zuſtand zu verändern, und ohne welche ſie bald in Trägheit und Schlafſucht verſinken würde; ganz nach Art unſers Körpers, welcher, wenn jedes Triebrad ſeines ſo ſehr zuſammengeſetzten Maſchinenwerks ſeine Pflicht thun ſoll, gleichfalls von Zeit zu Zeit einiger herben Eindrükke bedarf."

Da wäre alſo Einſicht gegen Einſicht, Urtheil gegen Urtheil gerichtet: und wir ſind jetzt zweifelhafter, als zuvor, welcherlei Empfindungen wir in den Selen unſerer Kinder erwekken oder verhüten ſollen. Aber laßt uns um deswillen noch nicht den Muth verlieren; vielleicht, daß die Erfahrung etwas beſtimmteres darüber anzugeben im Stande iſt. Wir wollen ſie zu Rathe ziehen.

Aber, wenn ich ihre Antwort recht vernommen habe, ſo iſt ſie eben ſo doppelzüngig als diejenige, wel-

welche wir kurz zuvor von der Vernunft erhielten. Sie ſagt zuvörderſt ebenfalls: daß unter gleichen Umſtänden alle Verrichtungen unſerer Selenkräfte während einer angenehmen Empfindung leichter und beſſer von ſtatten gehen, als während einer unangenehmen; daß eine Sele, welche lange von Kummer und Elend belaſtet iſt, darunter endlich zu Grunde gehe, oder an allen ihren Kräften dergeſtalt geſchwächt werde, daß man ſie nicht mehr für eben dieſelbe erkennen könne; daß dieſe Wirkung des Druks der Leiden ſich ſogar bei ganzen Klaſſen von Menſchen, bei ganzen Nationen äußere; und daß daher der ſchlimme Einfluß, welchen unangenehme Empfindungen auf die Ausbildung unſers Geiſtes haben, außer allem Zweifel ſei.

Gleichwohl führt uns eben dieſe Erfahrung, welche hier ſo entſcheidend ſpricht, bald darauf ganz entgegengeſezte Beiſpiele vor, welche gerade das Gegentheil zu lehren ſcheinen. Sie zeigt uns einzelne Menſchen, ja ganze Nationen, welche vor lauter Wohlleben in die größte Unthätigkeit verſanken, und deren Geiſtesfähigkeiten unter lauter angenehmen Empfindungen nach und nach allen Wirkungstrieb und alle Spannkraft verlohren; dahingegen andere ſchon ſeit vielen Jahren in geiſtige Schlaſſucht geſunkene Menſchen und Völkerſchaften durch wohlthätige Widerwärtigkeiten erſchüttert, zu einem Leben, zu einer Wirkſamkeit erwachten, welche die Zuſchauer in Erſtaunen ſezte. Sie geht noch wei-

ter;

ter; ſie erinnert uns ſogar an Vorfälle unſers eignen Lebens, bei denen wir eben dieſe Wirkung unangenehmer Empfindungen an uns ſelbſt erfuhren. In weſſen Leben hat nicht je zuweilen ſich ein Sturm erhoben; und wer, wenn er zu ſolcher Zeit auf ſich ſelbſt geachtet hat, iſt ſich nicht bewuſt, daß ſeine Selenkräfte gerade damals ihre ſtärkſten und ungewöhnlichſten Wirkungen äußerten?

Alſo abermals widerſprechende Zeugniſſe! — Und wie ſollen wir es nun anfangen, um dieſe ſcheinbaren Widerſprüche aufzulöſen? Ich ſage, ſcheinbaren; denn das müſſen ſie ja wohl ſein, wenn wir nicht ungereimter Weiſe annehmen wollen, daß einerlei Urſache unter einerlei Umſtänden ganz entgegenſetzte Wirkungen hervorbringen könne.

Mich deucht, ich ſehe Licht in dieſer Finſterniß. Wie? wenn das verſchiedene Maaß unſerer Empfindungen, in Anſehung ihrer Menge, Stärke und Dauer, den Einfluß änderte, den ſie auf die Wirkſamkeit unſerer Selenkräfte haben? Wie? Wenn die wirkenden Urſachen von denen, oder die Mittel, durch welche unſere jedesmaligen Empfindungen jedesmal erregt werden, und die verſchiedene Art und Weiſe, wie ſie erregt werden, gleichfalls einen Unterſchied machten? Ich will verſuchen, ob dieſes Wie? Wenn ſich vielleicht in ein So iſts verwandeln laſſe.

Je länger ich darüber nachdenke, deſto feſter wird meine Ueberzeugung. Denn, daß erſtlich das

Ueber-

Uebermaaß ſowohl unſerer angenehmen, als auch unſerer unangenehmen Empfindung ſchädlich für uns werde, das lehren ja unzählige ganz gemeine Erfahrungen, die ich meinen Leſern nicht erſt vorzulegen nöthig habe. Daß aber auch die Verſchiedenheit der Urſachen, oder Mittel, durch welche Empfindungen in uns bewirkt werden, und die Verſchiedenheit der Art und Weiſe, wie ſie bewirkt werden, aus einer und eben derſelben Empfindungsart bald eine heilſame, bald eine ſchädliche machen, dazu brauchen wir den Beweis gleichfalls nicht erſt weit zu ſuchen. Er liegt ganz nahe und ganz flach, in vielen uns allen wohlbekannten Beiſpielen. Der Kitzel, der beim Genuß ſüßer Milch, und der, welcher beim Genuß eines franzöſiſchen Liqueurs in den Nerven unſers Gaums entſteht, gehören beide zu den angenehmen Empfindungsarten; und doch iſt unſerm Leibe — mithin auch unſerer Sele — der erſtere zuträglich, der andere nachtheilig. Freude über des Nächſten Wohlergehn und Schadenfreude über des Nächſten Verlegenheit ſind beides Freuden: aber wie verſchieden iſt beider Einfluß auf die Sele desjenigen, welcher ſie empfindet! Die Empfindung, welche die Verrichtung eines ſehr beſchwerlichen und verdrießlichen Geſchäfts oder die Verſagung irgend eines ſehr gewünſchten Guts mit ſich führen, iſt zwar immer unangenehm; aber wie wohlthätig, wie ſtärkend für den Geiſt, wenn jene Verrichtung oder dieſe Verſagung die Folge eigener Ent-

ſchließung

ſchließung eines freien, bloß von ſeiner Vernunft geleiteten Menſchen; und wie niederdrükkend, wie entkräftend für Leib und Sele, wenn ſie eine Folge der Peitſchenſchläge auf den Rükken des Sklaven ſind! — Dieſe Beiſpiele werden, glaube ich, hinreichend ſein, um meine aufmerkſamen Leſerinnen an eine Menge anderer zu erinnern, die ſich ihnen nun von ſelbſt darbieten werden.

Es iſt alſo wirklich ſo, wie ich vermuthete. Beiderlei Arten von Empfindungen, die unangenehmen, wie die angenehmen, können einen heilſamen, können aber auch einen verderblichen Einfluß auf unſere Sele haben. Beide ſcheinen auch zur beſtmöglichen Ausbildung einer jungen Kinderſele gleich unentbehrlich zu ſein; nur daß von beiden das rechte Maaß beobachtet werde, nur daß beide aus den rechten Urſachen, durch die rechten Mittel, und auf die rechte Art und Weiſe entſtehen.

"Und welches iſt nun dieſes rechte Maaß? Welche Urſachen, welche Mittel, welche Art und Weiſe mögen nun wohl die rechten ſein?" Darinn trafen, wie wir oben geſehen haben, Vernunft und Erfahrung mit ihren deutlichſten Ausſagen zuſammen: "daß die angenehmen Empfindungen der Natur unſerer Sele unmittelbarer Weiſe oder an und für ſich ſelber angemeſſen, die unangenehmen hingegen ihr an und für ſich ſelber zuwider und nur unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen heilſam ſind." Wir werden alſo wohl nicht irren, wenn

wir daraus ſchließen: daß, nach der Abſicht des Schöpfers, nur die angenehmen Gefühle, die für unſere Sele zu ihrer Nahrung und zu ihrem Wachsthum beſtimmte eigentliche Speiſe ſein, die unangenehmen hingegen blos die Stelle des Gewürzes, und, bei eintretender Krankheit der Sele, die der Arzeneimittel oder auch der Präſervative vertreten ſollen. Daraus würde denn alſo zuförderſt folgen: daß es mit jeder Sele überhaupt, und mit dem Wachsthum der jungen Kinderſele inſonderheit wohl ſtehe, wenn zwiſchen ihren angenehmen und unangenehmen Empfindungen, in Anſehung der Menge derſelben, dasjenige Verhältniß herrſchte, welches wir, bei einer vernünftigen Diät, zwiſchen Speiſe und Gewürz, oder auch zwiſchen Speiſe und Arzeneimitteln zu beobachten pflegen. Und das wäre denn zuvörderſt, was ſich über das rechte Maaß von beiden bis jetzt beſtimmen läßt.

Aber nun iſt noch die wichtige Frage übrig: durch was für Urſachen oder Mittel, und auf welche Art und Weiſe ſowohl die angenehmen, als auch die unangenehmen Empfindungen in der Sele des Kindes erwekt werden müſſen, wenn die einen, als ihr ordentliches Nahrungsmittel, die andern, als das Gewürz dazu, oder als die für ſie beſtimmte Arzeneien, ihr bekommen ſollen? Die einzig mögliche Antwort darauf iſt, ſoviel ich ſehe, dieſe: man ſchließe ſich, in ſeinem ganzen Verfahren, in Anſehung der Erwekkung beiderlei Empfindungsarten,

ſo

ſo nahe man immer kann, an den Gang der Natur; ſpüre den Abſichten derſelben nach, um ſie befördern zu helfen; ſuche unter ihrer Leitung durch diejenigen Mittel, welche ſie uns ſelbſt ohne Mitwirkung weit geſuchter Künſte darbeut, ſo viel angenehme Empfindungen in der jungen Sele zu erregen, als man kann; halte jede unangenehme Empfindung, welche nicht zu den erkannten Abſichten der Natur gehört, ſo ſehr es möglich iſt, von ihr ab; ſuche aber auch diejenigen, welche eine unmittelbare Folge irgend einer von der Natur ſelbſt getroffenen Einrichtung ſind, nicht zu ängſtlich von ihr abzuwehren. Bei einem ſolchen Verfahren dürfen wir zuverſichtlich hoffen, daß keine andere Empfindungen ſich der Sele unſers Kindes bemächtigen werden, als ſolche, die ihr heilſam ſind: denn die Natur iſt eine gar gute und zuverläßige Führerin, und es hat noch niemanden gereuet, ſich ihren mütterlichen Leitungen überlaſſen zu haben.

„Aber, ſagt ihr, dieſe Antwort iſt ja viel zu allgemein und unbeſtimmt, als daß wir bei der Anwendung derſelben auf einzelne Fälle nicht alle Augenblikke in die Gefahr zu fehlen gerathen ſollten.“ Ihr habt Recht, gute Mütter; allein erinnert euch, daß es uns jetzt noch nicht darum zu thun iſt, beſondere Regeln für beſondere Fälle feſtzuſetzen, ſondern bloß darum, diejenigen allgemeinen Vorerkenntniſſe einzuſammeln, ohne welche ihr jene beſondern Regeln, welche künftig folgen werden,

nicht mit lebendiger Ueberzeugung faſſen, und nicht muthig oder anhaltend genug in Ausübung bringen würdet.

Campe.

5.

Einige Bemerkungen über die Herrenhuterkolonie zu Diedendorf und den Abbe Raynal.

(Aus den Briefen eines Reiſenden.)

C ∗ ∗ ∗ 178∗.

Liebſter Freund,

Endlich habe ich meinen ſchon lange gefaßten Entſchluß, die nur einige Stunden von Gotha entfernte Herrenhuterkolonie Diedendorf zu beſuchen, ausgeführt. Gleich nach unſerer Ankunft ließen wir uns von einem Bruder, dem das Amt, Fremde zu begleiten, aufgetragen war, herumführen. Es iſt unmöglich, beſter Freund, dieſe und ähnliche Wohnſitze und Pflanzſchulen von Arbeitſamkeit, Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit ohne Rührung und Ehrfurcht zu beobachten und zu verlaſſen. Man mag die Häuſer der verheiratheten, oder die Wohnungen der ledigen Brüder und Schweſtern, und

In beiden mag man wiederum die Schlafſäle (in denen doch bisweilen 60 bis 70 Betten ſtehen) oder die Arbeitsſtuben, die ſonſt durch verjährte Uebelgerüche abſchrekken, oder man mag endlich die Speiſezimmer und Küchen ſehen; ſo findet man durchgehends dieſelbige muſterhafte Ordnung, und bezaubernde Reinlichkeit. Gewiß hat kein Religionsverbeßerer jemals Sinne und Herz ſo zu feſſeln, und den Genuß der reinſten irdiſchen Freuden mit den ſicherſten Hofnungen ewiger Seligkeiten ſo innig zu verbinden gewußt, als der Graf von Zinzendorf. Dieſer eben ſo große, als ſeltſame Mann legte in die von ihm eingeführten heiligen Gebräuche und gottesdienſtlichen Handlungen gerade ſo viel Sinnlichkeit hinein, als nöthig war, die Einbildungskraft zu feſſeln, nicht aber ſie zu entzünden, oder den Körper in eine myſtiſche entkräftende Ruhe einzuwiegen. Seine Nachfolger treten, wie in andern, ſo auch in dieſem Stükke, genau in ſeine Fußſtapfen. Dieſe wiſſen in Kirchen und Betſälen mit der größten Einfalt eine ſolche Zierlichkeit zu verbinden, welche die Seele erhebt, nicht aber die Sinne zerſtreut, und ohne Pracht zu ſein, mehr als die verſchwenderiſchſte Pracht bezaubert. Ungeachtet ich es mehrmalen geleſen und gehört hatte, daß der Kirchhof einer jeden Brüdergemeinde einem Garten ähnlich ſei, ſo wurde ich doch durch den wirklichen Anblik eben ſo ſehr überraſcht, als wenn ich dergleichen noch nie gehört hätte. Der ganze

Ruheplatz war in Grabſtätten, wie in Blumenbeete abgetheilt, und dieſe Grabſtätten waren auch wie Blumenbeete eingefaßt. Ein Theil derſelben ſchien bereit zu ſeyn, die irdiſchen Hüllen zu empfangen, die ihnen anvertraut werden ſollten; der größere Theil aber war mit prunkloſen Grabſteinen belegt, auf welchen der Name der Eingeſenkten, und die Zeit bemerkt war, wann ſie geboren worden und entſchlafen, oder heimgegangen ſeyn. Nirgends entdekte man Grauſen oder Ekel erregende Ueberbleibſel von Verſtorbenen, nicht einmal unangenehme Bilder des Todes. Vielmehr waren die Seiten oder Wände des Kirchhofs mit ſchönen Bäumen beſezt. Auch ich fand, was ſchon andere bemerkt haben, daß die Brüder und Schweſtern ſich in Anſehung ihrer Züge auffallend ähnlich ſind. Auf allen Geſichtern war Geſundheit des Leibes und der Seele, himmliſche Reinigkeit des Herzens, am meiſten aber eine heilige aus höhern Betrachtungen abſtammende Seelenruhe mit unverkennbaren Merkmalen ausgedrükt. Von dem geheimen Kummer aber, welchen man bisweilen in den Mienen der ledigen Schweſtern und Brüder entdekt haben will, ſah ich keine Spur. Wahrſcheinlich verwechſelte man den feierlichen Ernſt, der aus einer beſtändigen Folge von himmliſchen Betrachtungen, nüzlichen Arbeiten, und ſtillen heiligen Freuden entſtehen muß, und der in einem Alter, deſſen unterſcheidender Zug ſonſt muthwillige Fröhlichkeit iſt,

immer

immer auf eine gewiſſe Art unnatürlich ſcheint, mit dem verbiſſenen Gram, der oft an den Herzen der unglüklichen Bewohner oder Bewohnerinnen von Klöſtern nagt. So unangenehm und zwangvoll uns Kindern der Welt auch die Eingezogenheit der unverheiratheten Perſonen ſcheinen mag; ſo kann man doch aus dem Erfolge ſchließen, daß dieſe ſtrenge Zucht denen, die ſich ihr freiwillig unterwerfen, nicht ſo vorkommen müſſe. Nur durch dieſe Zucht können die Wohnungen der ledigen Brüder und Schweſtern das werden und bleiben, was die Klöſter urſprünglich waren, oder ſein ſollten: Schutzörter gegen die Verführungen der Welt, und Erhalterinnen und Schulen guter Sitten und nützlicher Kenntniſſe. Wie ſehr dieſe fleißigen Jungfrauen von andern Perſonen ihres Geſchlechts verſchieden ſein müſſen, ſchloß ich am meiſten daraus, daß keine einzige auch nur mit einem neugierigen Blik auf meine Begleiterin hängen blieb, und daß mehrere von denen, die mit ihren Geſichtern von uns abgewandt waren, ſich nicht einmal umſahen, als wir hineintraten und weggingen. Alle Waaren, die hier verfertigt werden, ſind wie gewöhnlich theurer, als die von andern Handwerkern und Fabrikanten; allein ſie übertreffen auch die Arbeiten anderer ſo ſehr an Güte, daß man doch lieber das beſte und theurere, als das ſchlechtere und wohlfeilere kauft. Die Brüder zwingen alle ihre Nebenbuhler in der ganzen Nachbarſchaft eben ſo ehr-

lich und gut zu arbeiten, als ſie, oder ſich auch von ihnen zu entfernen. — Ihr Beiſpiel iſt ein neuer Beweis der groſſen Wahrheit, die viele Staatsmänner und alle groſſe Kaufleute von jeher befolgt haben, daß Rechtſchaffenheit und Fleiß über alles, ſelbſt über die feinſte Betrügerei ſiege.

Auf eben dieſer Reiſe hatte ich das Vergnügen, den Abbe Raynal kennen zu lernen. Der unerſchöpfliche Mann, den ich in einer vornehmen Geſellſchaft antraf, ſetzte anfangs einen Theil der Tiſchgenoſſen durch eine gelinde Heiſerkeit in Schrekken, indem man glaubte, und er ſelbſt es auch ſagte, daß er nur wenig reden werde. Er ſprach zuerſt nur ſehr leiſe, und zu ſeinen nächſten Nachbaren; allein das leiſe Stillſchweigen und die aufmunternde Aufmerkſamkeit, die er rund um ſich her bemerkte, ließen ihn bald ſeinen Katharr vergeſſen. Er erhob ſeine Stimme allmälig, und war bald, wie gewöhnlich, der einzige Redner in der ganzen Geſellſchaft. Wahr iſt es, der Abbe hat einen ungeheuren Vorrath von Anekdoten, die nicht anders, als intereſſant ſein können, weil ſie aus Paris, oder vom Hofe zu Verſailles kommen. Auch läßt es ſich nicht läugnen, daß er eine bewundernswürdige Gabe zu erzählen hat, und daß er ſeine Erzählungen mit einer Menge von ſcharfſinnigen Betrachtungen auszuſchmükken weiß, von denen man glauben ſollte, daß ſie nur langſame Früchte tiefer ſtundenlanger Meditationen ſein könnten. Allein dieſe von Deutſchen ſo

oft

oft beneidete, und ihnen meiſtens unerreichbare Leichtigkeit im Erzählen, iſt doch viel weniger eine Gabe der Natur, als der Kunſt; und läßt ſich, wie gewiſſe Arten des Witzes, oder die Fertigkeit Räthſel aufzulöſen, bei ſehr mittelmäßigen Talenten durch anhaltende Uebung in einem unnachahmlich ſcheinenden Grade erwerben. Man müßte in der That bis zum Blödſinn ſtumpf ſein, wenn man beſonders in einer Stadt, wie Paris, wo man das Talent der geſellſchaftlichen Unterhaltung mehr, als die größten ſchriftſtelleriſchen Gaben ſchätzt, und in eben dem Verhältniße auch mehr übt, wenn man in einer ſolchen Stadt nicht endlich Sachen, die man tauſendmal mit immer neuen und ſchönen Wendungen und Reflexionen hat erzählen hören, und ſelbſt zu erzählen verſucht hat, nicht endlich ſo in ſeine Gewalt bekommen ſollte, daß man ſie jeden Augenblick unvorbereitet mit einer nirgends anſtoßenden Geläufigkeit vortragen könnte. Eben dieſe Gabe iſt aber eins von den glänzenden Scheingütern, die zwar nicht immer einzelne Menſchen, aber gewiß ganze Nationen mit dem Verluſt viel wichtigerer Vorzüge erkaufen. Zu dieſen Vorzügen rechne ich aber doch nicht die geſellſchaftliche Verträglichkeit, oder vielmehr die Geduld, Fragen und ſelbſt Einwendungen ruhig anhören zu können. Dieſe Geduld fehlt dem Abbe gänzlich; und dies iſt an einem Mann, der ſo lange in der großen Welt gelebt hat, noch mehr zu verwundern, als daß der Schrift-

ſteller, den man ſo allgemein als den Vertheidiger der Freiheit und Rechte der Menſchheit erhoben hat, auch gegenwärtige Fürſten, und ihre Miniſter mißhandelt, und ſogar Damen Ungezogenheiten ſagt, weswegen man ihn vielleicht in Paris ſelbſt zum Hauſe hinauswerfen würde.

Zum Beſchluß will ich Ihnen noch eine kurze Nachricht von verſchiedenen Schriften geben, die ich auf der Bibliothek in Gotha und Jena gefunden habe. Die erſte Schrift auf der Gothaiſchen Bibliothek, die mich beſonders intereſſirt hat, enthält illuminirte Zeichnungen von den Turniren, welche ein Herzog von Sachſen im Anfange des ſechszehnten Jahrhunders gehalten hat. Auf dieſen Zeichnungen ſieht man nicht bloß die Ritter und ihre Pferde, ſamt beider Schmuk und Rüſtungen, ſondern auch die furchtbaren Stöße und Fälle der Kämpfer, in welchen der Herzog ſelbſt einigemale den Arm gebrochen hatte. Die Pferde waren noch mehr, als die Ritter geputzt, und mit ſo vielerlei Rüſtungen und Dekken belegt, daß man kaum begreifen kann, wie ſie ſich haben bewegen können. Das zweite merkwürdige Buch aus eben dieſer Bibliothek war ein Modenbuch, in welchem die Kleider, die ein Herzog von Sachſen von 1517 bis 1519, wenn ich mich anders recht beſinne, getragen hatte, mit lebendigen Farben gemahlt waren. In dieſem Zeitraume müſſen ſich die Trachten der Männer viel häufiger, als jetzt die der Weiber geändert haben.

ben. Anfangs erſcheint der Herzog in einem langen, den ganzen Körper einſchließenden Kleide, dergleichen jetzo die katholiſchen Kanonici tragen; doch gieng der herzogliche Rok, der im Sommer nur aus Barchent gemacht war, nicht bis auf die Füße, ſondern nur bis an oder eben über die Knie herab. Von 1523 an wurden die Kleider immer kürzer und kürzer, bis ſie ſich zulezt ganz in Spaniſche Tracht verloren. Während dieſes Uebergangs von der alten Mode zu einer neuen ausländiſchen, trugen die Stutzer bisweilen die eine Hälfte von ihrem Wammis und Beinkleidern, und ſo auch den einen Strumpf von einer ganz andern Farbe, als die andere, ſo daß ſie von der einen Seite roth, und von der andern gelb oder ſchwarz erſchienen.

Die Bibliothek in Jena iſt viel größer, und reicher an Seltenheiten, als man ſich auswärts vorſtellt. Weil ſie aber faſt ganz aus Schenkungen entſtanden iſt, und die Vermächtniſſe nach den Verordnungen ihrer Wohlthäter beiſammen bleiben müſſen, ſo iſt es unmöglich, ſie in eine erträgliche Ordnung zu bringen. Sie enthält vortrefliche alte Drukke und Ausgaben von klaſſiſchen Schriftſtellern; viele koſtbare Handſchriften aus der Bibliothek Karls des Kühnen, von welchen man nicht weiß, wie ſie hieher gekommen ſind; eine Handbibel des Kurfürſten Friedrich mit unvergleichlichen Zeichnungen von Kranach; und viele Bücher aus Luthers Bibliothek, unter denen mehrere mit ſeiner eige-

eigenen Hand beſchrieben ſind. An dem Rande ei-ner Schrift, wenn ich nicht irre, über den Roſen-kranz, lieſt man die Worte; "Ei — und noch einmal Ei, und abermals Ei, daß dich der Teufel mit dei-nen Lügen!"

Ich bin u. ſ. w.

6.

Ueber den Vorſchlag die Geiſtlichen nicht mehr bei den Ehen zu be-mühen.

(An Herrn Hofprediger Sack in Berlin.)

Sie forderten mich neulich auf, über den in der Berliniſchen Monatsſchrift (Sept. v. J.) eingerük-ten Aufſaz: "Vorſchlag, die Geiſtlichen nicht "mehr bei Vollziehung der Ehen zu bemü-"hen" meine Gedanken aufzuſetzen. Sie glaub-ten, man würde über dieſe Sache am liebſten die Meinung eines Nichtgeiſtlichen hören. Es ſchien uns auch dieſer Vorſchlag noch einige ſchwache Sei-ten zu haben, welche Herr Pr. Zöllner in ſeiner Beantwortung (Dec. 5.) nicht berührt hatte; und ſo finde ich es auch bei genauerer Unterſuchung. Ich erfülle alſo mein Verſprechen.

Herr

Herr Z. hat hauptſächlich nur zeigen wollen: daß 1) die religiöſe Sanktion der Ehe für die eheliche Verbindung ſelbſt, ſo wie für das Wohl der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, von dem größeſten Nutzen ſey, und 2) keinem andern Vertrage eine größere Heiligkeit zuwachſen würde, wenn man dieſer Verbindung einen Theil der ihrigen entzöge; und dieſes, dünkt mich, hat er auch hinlänglich dargethan. In der That iſt auch die Ehe ein Vertrag von einer ganz andern Beſchaffenheit, als andere bürgerliche Verträge. Bei dieſen ſind Rechte und Verbindlichkeiten gröſtentheils durchaus beſtimmt; bei jenem hingegen müſſen ſie faſt allein der Gewiſſenhaftigkeit derer, die den Vertrag eingehen, überlaſſen werden. Wodurch kann aber dieſe Gewiſſenhaftigkeit ſichrer, als durch feierliche vor Gott gethane Zuſagen bewirkt werden? Betrachtet man die Trauungs-Ceremonie in dieſem Lichte, und ſieht, mit welcher Wärme der Verfaſſer ſich über den Werth gottesfürchtiger Geſinnungen erklärt; ſo muß es wunderbar ſcheinen, wie er ſie ſo äußerſt falſch habe beurtheilen können. Doch der Aufſatz ſelbſt giebt darüber Aufklärung. Das Anſtößige mancher Liturgien, und des Verfaſſers Meinung von dem Urſprunge der prieſterlichen Einſegnung ſind es ohne Zweifel, was ſie ihm in dieſes nachtheilige Licht geſtellt hat. Allein jenes iſt offenbar etwas außererweſentliches, das ſchon unter uns zum Theil verbeſſert iſt, und, wo es ſich noch findet, verbeſſert

werden

werden kann; daß aber der Grundſatz der römiſchen Kirche, die Ehe ſei ein Sakrament, die Trauungs-Ceremonie veranlaßt habe, iſt der Geſchichte entgegen. Die prieſterliche Einſegnung iſt älter als jenes Dogma. Anfangs wurden die Verlobten vor Schließung der Ehe prieſterlich eingeſegnet; auch findet man Spuren, daß andre bürgerliche Verträge, als Kauf, Schenkung auf ſolche Weiſe geheiliget worden ſind; ja, nachdem die Trauung ſchon allgemein eingeführt worden war, hat die Gültigkeit der Ehe, nach den allgemeinen Grundſätzen der römiſchen Kirche, nicht einmal von ihr abgehangen; obgleich beſondre Satzungen eines Ortes oder Landes hierin eine Aenderung gemacht haben können. Das Sakrament war nach dieſen Grundſätzen der einzige Grund der Unverletzlichkeit des ehelichen Bundes; und hiezu war nichts weiter erforderlich, als die wechſelſeitige Erklärung der Verlobten, ſich nunmehr zu Ehegatten anzunehmen. Wer die Lehre des kanoniſchen Rechtes von den Sponſalibus de præſenti kennt, kann hieran nicht zweifeln; und erſt das tridentiniſche Koncilium fand nöthig, die Gegenwart des Pfarrers und einiger Zeugen, als eine nothwendige Solennität hinzuzufügen; aber nur die bloße Gegenwart, nicht die Einſegnung. Statt andrer Gewährsmänner führe ich Ihnen unſre beiden großen Kanoniſten an, den ältern und jüngern Böhmer, erſteren im Jure eccleſ. Proteſt. Tit. de clandeſtina deſponſatione, und letzte-

ren in ſeinen principiis juris canon. Tit. de contrahendo matrimonio. Durch die Kirchengeſetze wurden darauf, ſowohl die Erklärung der Verlobten, als die Trauung vorgeſchrieben; allein nur der Mangel an jener zog die Ungültigkeit der Ehe, die Unterbleibung der letzteren aber nur eine Strafe nach ſich. Aehnliche Fälle ſind nicht ſelten, und unſre eignen Geſetze geben uns einen an die Hand. Gewiſſe Kontrakte müſſen ſchriftlich verfaßt, und geſtempelt werden; aber die Schrift allein giebt dem Kontrakt ſeine Gültigkeit, der Stempel kann unbeſchadet derſelben fehlen; ſein Mangel wird erſetzt, und mit einer Geldſtrafe belegt.

Es hat alſo die Trauung, die nunmehr faſt in allen proteſtantiſchen Ländern zur Gültigkeit der Ehe erfordert wird, den abergläubiſchen Urſprung gar nicht, den der V. ihr beilegt; und von allem Anſtößigen gereiniget, iſt ſie nichts, als eine feierliche Anrufung Gottes und Erweckung religiöſer Empfindungen; und wer kann dieſe bei einer der allerwichtigſten Handlungen des Lebens überflüßig, oder anſtößig finden? — Der Verf. ſagt ſelbſt: "es iſt bekannt, daß Religion faſt noch das "Einzige iſt, womit man den gemeinen Mann "faſſen kann, zumal bei dieſer Erſchlaffung, "dieſer Halbweisheit, dieſer Ueppigkeit." — Den gemeinen Mann? Giebt es denn für irgend jemand, da wo es auf Gewiſſenhaftigkeit ankömmt, ein anderes, oder wenigſtens ein feſteres

Band?

Band? Alle Geſetzgeber haben dies erkannt; und nicht nur die Ehe, ſondern auch andre wichtige Verbindungen und Handlungen ſind mit Hülfe der Religion feierlicher und heiliger gemacht worden. Denn was ſind Eide? Was iſt die Huldigung, welche das Band zwiſchen Unterthanen und Regenten feſter knüpfen ſoll, anders als feierliche Zuſagen vor Gott? und wollen wir dieſe auch abſchaffen? Es iſt freilich nöthig ſolche Religionsgebräuche nicht bei den täglichen Geſchäften gleichſam zu verſchwenden, da nach der Natur der Menſchen die Gewohnheit auch die ſtärkſten Eindrücke ſchwächt.

Der Verfaſſer jenes Aufſatzes wünſchet, daß die Religion noch mehr als jetzt mit der Geſetzgebung verbunden werde, und verſpricht ſich mit Recht davon die glückſeligſten Folgen. Man kann es ihm gern verzeihen, wenn er dieſe ſchwere Aufgabe nicht vollſtändig löſen kann; aber auffallend iſt es, ihn, ſtatt aller Mittel zu dieſem groſſen Zwecke, gerade nur die Abſchaffung einer gottesdienſtlichen Feierlichkeit, und die Einführung des Konkubinats, das iſt der Ehe ohne Trauung, vorſchlagen zu ſehen: Wird denn der Konkubinat, weil die Trauung ihm fehlet, treuer gehalten werden, als heut zu Tage die Ehe? Oder wird nicht Gewiſſenloſigkeit in dieſer Verbindung nun noch weiter einreiſſen? — Doch der V. läßet ſich hierauf nicht ein; er behauptet nur: dieſe natürliche Ehe würde nicht mit ſo groſſem Aufwande für den unbegüterten Mann

von Stande verknüpft ſein, man würde ſie aus Furcht vor Nahrungsſorgen nicht ſcheuen dürfen; und ſo werde beides, Familienglük und Bevölkerung, befördert werden, und leztere beſſer, als durch Aufnehmen fremder Koloniſten.

So wie die Sachen jezt ſtehen, da das Geſez den Konkubinat nur duldet, nicht gut heißt, und die Denkungsart der Bürger demſelben eine Art von Makel anhängt; gebe ich zu, daß der Aufwand in demſelben geringer ſein könne, als er oft in der Ehe ſein muß, weil der Mann ſeine Konkubine und deren Kinder nicht eben ſo halten und erziehen darf, als wenn ſie ſeines Standes wären und ſeinen Namen führten. So bald aber der Konkubinat für rechtmäßig erklärt wird, ändert ſich alles. Anfänglich zwar dürfte noch die ehemalige Geringſchäzung auf demſelben haften, ob ihn gleich das Geſez gut heißt. Allmählig aber wird er eingeführt, die Verachtung verliert ſich; man lernt ihn der Ehe gleich ſchäzen. Nicht ſo das Geſez; dieß begnügt ſich, ihn wie einen andern Kontrakt gelten zu laſſen; es ignorirt, ſagt der V., die Heirath, und verſagt ihm übrigens die Rechte der Ehe; die Kinder und die Frau ſollen den Stand und Namen des Mannes nicht haben, und erſtere ihn nicht gleich ehelichen Kindern beerben.„ Es entſteht alſo ein Widerſpruch zwiſchen Geſez und Volksmeinung. Aus Liebe zur Frau und zu den Kindern will der Mann und Vater ſie, die nach der natürlichen Em-

pfindung ihm gleich ſind, an ſeinen Vorzügen, wenigſtens bei ſeinem Leben Theil nehmen laſſen, und den übrigen Gliedern ſeines Standes fehlt der Vorwand, dieſe rechtmäßig erzeugten Kinder und ihre Mütter von ihrem Umgange auszuſchließen. Was iſt die Folge? Es wird ſo viel auf den Unterhalt der Konkubinen und ihrer Kinder gewendet werden, als jetzt eine Ehegattin und eheliche Kinder koſten. Am Ende kommen wir alſo wieder dahin, wo wir jetzt ſtehen, ohne etwas gewonnen zu haben, als die Freiheit, uns nicht von einem Geiſtlichen trauen zu laſſen, oder mit andern Worten, Gott bei unſrer Zuſage nicht auf eine feierliche Weiſe zum Zeugen anrufen zu dürfen.

Der Verfaſſer ſtellt uns noch, um ſeinem Vorſchlage mehreren Eingang zu verſchaffen, das Beiſpiel der nachgebornen Söhne brittiſcher Lords vor, welche nicht den Stand ihres Vaters erben. Aber kaum hätte ein Beiſpiel unglüklicher gewählt werden können. Denn geſchweige, daß dieſe nachgebornen Söhne Recht und Antheil an dem Adel des väterlichen Geſchlechts behalten: ſo kann ein ſolcher Lord auch ohne peinliche Empfindung ſeine jüngern Kinder in einem niedrigern Stande ſehen. Dieſer niedrigere Stand darf den höheren nicht um ſeine Vorzüge beneiden; er beſitzt andern, faſt noch wichtigeren Einfluß in die Geſetzgebung, Mittel zu Reichthümern zu gelangen, und die Ausſicht, durch Glück oder Verdienſte ſich ungehindert zu den höchſten Wür-

Würden aufſchwingen zu können. Aber alles dieſes verhält ſich nach unſrer Verfaſſung anders. — Uns wird nicht ſicherer geholfen werden, als wenn der Ueppigkeit geſteuert, unſer Aufwand eingeſchränkt, d. i. in ein richtiges Verhältniß mit dem Erwerbe mitdeſſen gebracht wird. Dann wird keiner die Ehe, auch mit der Trauung ſcheuen, die Ehen werden zunehmen; der Staat wird ſtärker und beſſere Bevölkerung aus ſich ſelbſt erhalten, und auch der Zulauf aus der Fremde wird einem Lande nicht fehlen, wo man in jedem Stande ſein Auskommen für ſich und die ſeinigen finden kann.

M. den [illegible] Januar [illegible].

Graf v. H—.

7.

Ueber die neue Preußiſche Juſtizverfaſſung.

Eine Erinnerung zu den Briefen über Berlin.

Erſtes Fragment.

Das Publikum iſt dem Verfaſſer der Briefe über Berlin vielen Dank ſchuldig, daß er es auf manche Vorzüge dieſer Stadt und des Preußiſchen Staats aufmerkſam macht, welche bisher entweder aus Un-

achtſamkeit überſehn, oder aus Partheilichkeit in ein falſches Licht geſtellt worden. Die Berliner, ob ihnen gleich der Ruhm ihrer Stadt und Nation nicht gleichgültig iſt, verdunkeln ihn oft ſelbſt dadurch, daß ſie manches Gute genießen, ohne es zu erkennen, oder nach ſeinem ganzen Umfange zu ſchätzen. Man kann alſo auch den Ausländern nicht zumuthen, daß ſie Anſtalten rühmen ſollen, von denen, wie von der neuen Preußiſchen Rechtspflege, ein Theil der Einwohner mit einer gewiſſen Kälte zu ſprechen pflegt.

Denn der Ausländer weiß nicht oder denkt nicht daran, daß hier der größern Unternehmungen zu viele vorfallen, als daß man ſie mit dem in andern Ländern gewöhnlichen Geſchrey aufnehmen könnte. Dieſe Kälte ward in Abſicht auf die Juſtizreform dadurch vermehrt, daß dieſe mit einer Miniſterialveränderung verbunden, und von einer [illegible] begleitet wurde, welche aus leicht abzuſehenden Gründen vielen und ſelbſt denen, welche ſie ausführen ſollten, unangenehm ſeyn mußte. Denn die Arbeit des Richters und die Beſchwerlichkeit ſeines Amts wurde vermehrt, und die Einkünfte derjenigen Perſonen geſchmälert, welche ſich dem vornehmſten und reichſten Theile der Nation unentbehrlich gemacht hatten. Dagegen konnte es nicht fehlen, daß eben dadurch der arbeitſamſte und zahlreichſte Theil des Volks am meiſten gewonnen hatte. Denn dieſer ſteht zu tief, um ſeine Stimme mit Nach-

druk

druk erheben zu können, fühlt immer nur die gegenwärtigen Laſten, und iſt am wenigſten fähig, die Erleichterungen, welche ihm verſchaft, und die Vortheile, welche ihm zugewendet werden, zu ſchätzen. Dieſes alles iſt dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ſo gemäß, daß es wenig Menſchenkenntniß verrathen würde, ſich darüber zu wundern. Aber das iſt auffallend, daß, obgleich die Juſtizreform offenbar dahin abzwekt, allen Ständen des Staats, ohne Unterſchied des Ranges und Reichthums, ihre Rechte ſicher zu ſtellen; dennoch einige Widerſacher derſelben ſie als ein Werkzeug des Deſpotiſmus zu verſchreien ſuchen.

Um dieſem Tadel Eindruk zu verſchaffen, nimmt man das Anſehn eines Montesquieu zu Hülfe, und behauptet mit dieſem berühmten Schriftſteller,*) daß auf den bisher üblich geweſenen Proceßformalitäten die Freiheit der Bürger in den monarchiſchen Staaten beruhe. Vielleicht würde Montesquieu, wenn er noch lebte und von der neuen Preuſſiſchen Rechtspflege hinlängliche Kenntniß hätte, der erſte ſeyn, der gegen einen dergleichen Misbrauch ſeines Grundſatzes protestirte. Was Montesquieu vom Nutzen der Formalitäten ſagt, verſteht ſich wohl nur von zweckmäßigen Vorſchriften, aber nicht von unnützen Weitläuftigkeiten. Das Formelweſen deſſen Rôle die Myſterien unſrer Gerichtshöfe aus[illegible] mach-

*) Esprit des Loix, Buch VI. Kap. 2.

machten, hat, wie bekannt, ſeinen Urſprung von den Römern genommen. Bei dieſen waren in den erſten Zeiten der Republik Adel und Prieſterſchaft im ausſchließenden Beſitz dieſer Formeln, ohne deren Hülfe kein Kläger gegen den andern Recht finden konnte. [illegible] ward dieſes Geheimniß dem Volke [illegible] offenbaret. Denn dieſer Wortkram war ſchon ſelbſt damals nicht ein Geheimniß für alle diejenigen, welche nicht Einfältigkeit genug hatten ihn zu [illegible], oder deren Verſtand zu gerade war, als daß er ſich mit dergleichen Spitzfindigkeiten hätte abgeben ſollen. Quintilian klagt, daß ſelbſt die Redner die Rechtsgelehrſamkeit [illegible], ſo nöthig ſie ihnen auch war, um ihre Klienten vor Gerichte zu vertheidigen. — So wurden die Klagformeln von jeher gebraucht, um den geſunden Menſchenverſtand ſeiner Herrſchaft zu entſetzen und das gemeine Volk unter dem Drucke zu erhalten. Um die Rechte der Nation ſicher zu ſtellen, bedarf man keiner pedantiſcher Formeln, ſondern deutlich und beſtimmt abgefaßter Geſetze.

Unnütze Formalitäten waren immer das Mittel, deren ſich die obern Stände und die Prieſter bedienten, die Nation unter ihrem Joche zu halten. Wer alſo dem Volke die unnützen Formalitäten [illegible] der Freiheit einen ſehr ſchlechten Dienſt erweiſen. Denn je ſchwerer es in ſolchem Falle wird, Recht zu erlangen, deſto leichter iſt es, unter dem Schutz der Förmlichkeiten Gewalt

und

und Ungerechtigkeit zu [illegible]. Der Richter [illegible] Hände den hat, kann sie [illegible] nach Gefallen zum Vortheil der [illegible]. Wenn ich inzwischen gegen [illegible] Förmlichkeiten [illegible] scheine, ich [illegible] nicht diejenigen Vorschriften, welche dem Richter auf der einen Seite den nächsten Weg zur Wahrheit zeigen, und auf der andern ihn hindern, sich in den Schlupfwinkeln der Schikane zu verirren. Ich gebe daher dem großen Montesquieu völlig Beifall, wenn er eine gewisse Proceßform für nöthig hält, um die Monarchie vor dem Despotismus zu verwahren. Aber die Frage ist: wie müssen die Formalitäten beschaffen seyn, wenn sie uns von diesem Ziele nicht abführen, sondern uns demselben näher bringen sollen?

Meinem Erachten nach müssen sie zwo Haupteigenschaften haben. Erstlich müssen sie den Richter nöthigen und in den Stand setzen, die Wahrheit auf die gründlichste Weise zu erforschen. Zweitens müssen sie ihn hindern, die Rechte der Partheien willkürlich zu bestimmen.

Man [illegible] überzeugen, daß die neue Proceßordnung [illegible] unterschiedlichen Regeln habe, und daß dadurch nicht alle Formalitäten abgeschafft worden, [illegible] neue Proceßordnung [illegible]. Wo [illegible] sind denn die vielen Hände, welchen sie [illegible] gefüllt, als jene Vorschriften, welche den Richtern gegeben worden? [illegible] diese Vorschriften [illegible], und halte, daß die der-

durch feſtgeſetzten Formalitäten juſt mit den beiden eben gedachten weſentlichen Eigenſchaften verſehen ſind. Zu gründlicher Erforſchung der Wahrheit wird dem Richter die erforderliche Zeit gelaſſen. Keine willkürlichen Friſten hindern ihn daran. Es wird ihm Gelegenheit verſchaft, die Wahrheit von den Parteien ſelbſt zu erfahren. Dieſe ſind von allen Schritten des Richters unterrichtet. Sein Verfahren iſt nicht mehr in einen ihren Augen undurchdringlichen Nebel eingehüllt. Sie haben Gelegenheit, ihn zu beobachten und zu recht zu weiſen. Der Decernent und die Aſſiſtenzräthe thun ein gleiches; ja der Referent hat noch Gelegenheit, die begangenen Fehler zu verbeſſern, und auf eine neue Inſtruktion anzutragen. Dieſes nöthigt den Richter, allen Fleiß auf Erforſchung der Wahrheit zu wenden. Er kommt nicht damit ab, daß er etwas thut, um es gethan zu haben. Es iſt nicht genug, daß ein Termin abgewartet, ein Protokoll aufgenommen, eine Verfügung erlaſſen worden. Die Arbeit drükt ſeine Schultern ſo lange, bis er ſie auf eine zwekmäßige Weiſe beendigt hat. Alles dieſes führt auf eine gründliche Erforſchung der Wahrheit.

Nur da iſt der Richter gebunden, wo ſeine Freiheit der Freiheit der Bürger nachtheilig werden könnte. Er iſt bloß Richter, aber nicht Geſezgeber. Er kann nicht, wie bei der alten Verfaſſung die Rechte der Parteien nach Willkür beſtimmen. Die

Ent-

Entſcheidung der Rechtsfragen, das iſt derjenigen Punkte, welche in den Geſetzen noch nicht klar entſchieden ſind, hängt nicht, wie ehehin, von ihm ab. Er muß ſie ohne die Namen der Parteien zu nennen, der Geſetzkommiſſion vorlegen. Dieſe entſcheidet ſodann nicht bloß den ſtreitigen Fall, ſondern ſetzt auch, indem ſie dieſes thut, eine Regel für die künftigen feſt. So war es nicht bei der alten Einrichtung. Derſelbe Richter entſchied dieſelbe Rechtsfrage geſtern ſo, heute anders. Dieſe Willkür, welche doch zuweilen durch unlautere Abſichten gelenkt werden konnte, iſt nun in die gehörigen Schranken zurückgewieſen; und eben dadurch das Eigenthum und mit ihm die Freiheit der Bürger geſichert worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Von Verpachtung der Landgüter.

Der Präſident von Beneckendorf hat in ſeiner Oeconomia forenſis ſehr umſtändlich die Nachtheile der Verpachtungen, und die Vorzüge der eigenen Bewirthſchaftung gezeigt; ſo daß ſich ſchwerlich etwas weiter ſagen läßt, als daß die Verpachtungen ein unvermeidliches Uebel ſind, indem die Selbſt-

bewirthſchaftung oft ſchwer, ja unmöglich iſt. Es wird daher wohl der Mühe werth ſeyn, auf Mittel zu denken, das Uebel, da ihm nicht abzuhelfen iſt, ſoviel ſich thun läßt, zu verringern. Ich übergehe hier einen ſolchen Vorſchlag der [illegible] Verfaſſung. Und damit man dieſe gehörig einſehen könne, werde ich die von dem Herrn [illegible] angezeigten Nachtheile in einen Auszug bringen, und dann zeigen, wie [illegible] durch meine Vorſchläge abgeholfen wird.

1) Ein Pächter muß, nebſt ſeiner Familie, von der Pacht leben, und wo möglich noch etwas erübrigen.

2) Er ſchwächt die Unterthanen in ihrer Nahrung, ſo daß ſie weder Dienſte noch Abgaben leiſten können.

3) Er richtet das Gut zu Grunde, indem er den Miſt nur auf die nahegelegenen Aecker führet, die entfernten aber kläglich, oder gar nicht düngt — die Brache mit Erbſen, Wicken, Tabak überladet — Graben aufzuräumen, Wieſen zu düngen, [illegible] — Gärten und Fiſchereien verwüſten — die Gebäude verfallen läßt [illegible] u. d. gl.

Die

Die Wahrheit zu ſagen, den unter der Rubrik 3 zuſammengeworfenen Mängeln, läßt ſich durch vorſichtige Einrichtung des Kontraktes, und durch gute Aufſicht, ziemlich abhelfen; ſo daß es des Verpächters eigene Schuld iſt, wenn er darinn gefährdet wird. Ganz anders iſt es mit denen unter 1. und 2 angeführten. Ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Wie will man daher einen Pächter verbinden, ohne Nutzen für ſich zu arbeiten? Man kann mit ziemlicher Genauigkeit beſtimmen, was er von den Unterthanen zu fodern hat, und ihm verwehren, ihnen mehr aufzulegen: aber daß er das, was ihm zugeſchrieben iſt, nach der Strenge beitreibe, iſt ihm nicht zu verwehren; und hierinn ſitzt der Hauptknoten. Der Eigenthumsherr muß Maaß und Ziel halten; und oft von ſeinen Rechten etwas nachgeben, wenn er nicht ſeine Unterthanen, (das iſt, ſich ſelbſt) zu Grunde richten will. Aber nicht ſo der Pächter. Dieſer iſt ein Miethling, deß die Schaafe nicht eigen ſind. Gerathen ſie an den Bettelſtab, was kümmerts ihn? Er zieht weiter, und überläßt dem Herrn die Sorge, ihnen wieder aufzuhelfen. Die ausführliche Beſchreibung des gewöhnlichen Betragens der Pächter mag, wer es nicht aus der Erfahrung kennt, bey dem Herrn von Münchhauſen [illegible] Hauptſt. 1. §. 76, 77, 78, 79. und [illegible] nachleſen. Da nun, nach deſſelben richtigen Bemerkung, Brand-, Waſſer-, und Kriegsverheerungen einem Landgute nicht ſo ſchäd-

lich

lich ſind, als der Verluſt von wohlhabenden Einwohnern; ſo muß es eine Sache von Wichtigkeit, und ein wahres Verdienſt um den Staat ſein, dieſem ſchreklichen Uebel abzuhelfen. Das Mittel darwider iſt erfunden, und hat das vor andern Mitteln voraus, daß es mehr leiſtet als man erwartet, anſtatt daß andere gewöhnlich weniger leiſten. Die Unterthanen werden, durch meine Vorſchläge nicht bloß in mittelmäßigen Umſtänden erhalten; ſie werden verbeſſert; ſie können wohlhabend, ſie können reich werden, als Bauern betrachtet.

Quid dignum feret hic tanto promiſſor hiatu?

denkt vielleicht mancher. Hier iſt mein arcanum in zwei Worten: Man verpachte das Guth nicht fremden Pächtern, ſondern den Einwohnern deſſelben.

Es iſt offenbar, daß dadurch den beiden Hauptmängeln der gewöhnlichen Verpachtungen gänzlich abgeholfen wird. Ein fremder Pächter will, und muß nebſt ſeiner Familie von ſeiner Pacht leben: aber nicht ſo der Bauer, der zugleich Pächter iſt. Er lebt ja ſchon als Bauer, und braucht als Pächter nichts mehr. Vortheil genug für ihn, von einem Fremden geſchoren und ausgeſogen zu werden. Daher dünkt mich, iſt es ihm denn wohl zu vergönnen, wenn er ſeine Umſtände einigermaßen zu verbeſſern, und ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen ſucht. Da er nicht viele Bedürfniſſe hat, ſo wird dazu nicht viel erfodert. Ein Fremder unterhält ja

eben

eben [illegible] mit dem Unterſchiede, daß er, nachdem er ſich von Herren und Unterthanen bereichert hat, weiter geht, und ſeinen Platz einem Andern überläßt, der es nicht beſſer macht. Der Unterthan aber bleibt, und [illegible] mit als ſeinem Herrn erſt recht, nachdem er zu Kräften gekommen. Seine Verbeſſerung iſt alſo im Grunde die Verbeſſerung des Herrn ſelbſt: der Herr kann alſo, wenn er ſein Guth dem Unterthanen verpachtet, beinahe das daraus löſen, was er bei eigener Bewirthſchaftung haben würde. Daß dem ſo ſei, davon wird man ſich durch öffentliche Bietung leicht überzeugen können. Die Dorfbewohner werden jeden Fremden überbieten, ſobald ſie ſehen, daß man geneigt iſt, ihnen das Guth in Pacht zu geben. Das Wenige, was der Verpächter allenfalls einbüßen möchte, kommt ihm wieder zu gut, indem es ſeinen Leuten zufließt.

Daß die beiden Hauptmängel auf ſolche Art gehoben werden, iſt, dünkt mich klar. Was die geringern betrifft, ſo läßt ſich ihnen, wie ich ſchon geſagt habe, durch gute Aufſicht, und vorſichtige Einrichtung des Kontrakts abhelfen, und zwar bei Einheimiſchen weit leichter, als bei fremden Pächtern. Denn da ſie als Unterthanen und Einwohner des Guthes von jeher gewohnt ſind, ihrer Herrſchaft zu gehorchen und Dienſte zu leiſten; ſo wird man da theils die Schwierigkeiten und Widerſpenſtigkeiten nicht antreffen, die man an den Pächtern

gewöhn-

gewöhnlich wahrnimmt. Allenfalls wäre dem weit leichter abzuhelfen. Man ſetze den Widerſpenſtigen aus der Pacht, oder drohe ihn nur damit. Das wird ihn bald wieder ins Geleiſe bringen.

Ich höre ſchon im Geiſte das Geſchrei, das man wider meine Vorſchläge erheben wird. Man wird mich für einen Projektmacher ausgeben, deſſen Träumereien höchſtens auf dem Papiere erträglich ſind, in der Ausübung aber nicht Stich halten u. w. dergl. m. Einem jeden iſt erlaubt ſeine Meinung zu ſagen. Nur bitte ich zum Beſchluß, noch einen Augenblik um günſtiges Gehör.

Meine Vorſchläge ſind nicht von mir erfunden, oder aus der Luft gegriffen: ſondern ſie ſind auf Wirklichkeit und Erfahrung gegründet. Mein Guth Lidden in der Ukermark hat nun 23, ſchreibe drei und zwanzig Jahre, ſeine Bauern zu Pächtern, die ſich wohl dabei befinden, eben ſo wie ich. Ich habe es ſo gefunden und laſſe es ſo.

Ob mein Guth gleich das erſte iſt, welches den Einwohnern verpachtet iſt, ſo iſt es doch ſchon lange nicht mehr das einzige. Dieſe Verpachtungsart hat, ungeachtet des Vorurtheils, welches man gewöhnlich gegen Neuerungen hegt, den Beifall der ganzen Provinz dergeſtalt erzwungen, daß ſie ſchon viele Nachahmer hat, deren Zahl ſich von Jahre zu Jahre vermehret. Gegenwärtig ſind mir eilf Güther bekannt, welche den Bauern verpachtet ſind, und namentlich folgende: die arnimſchen Güther

Werbes

Werbelo, Läzlo, Mietko; die brugiſchen Klepzo, Roſſo; das holzenderſche Guth Torno; das neckernſche Guth Blumenhagen; die wedelſchen Güther Dauer, Göritz, Malchow; und das winterfeldſche Guth Wrechen. *)

Ich wüßte keine Schwierigkeit, die unüberſteiglich wäre, außer wo ein Gut gar keine Bauern hat. Alle übrigen laſſen ſich heben, wenn es nur Ernſt damit iſt. Zu groſſe, zu kleine Güter; zu viele, zu wenige, zu reiche, zu arme Bauern, und dergleichen, thut nichts. Die genannten eilf Güter ſind ſehr verſchiedener Art, wie ein jeder von ſelbſt erachten wird, und dennoch geht's mit der Verpachtung. Wrechen z. B. hat 59 Hufen, und 9 Bauern; Malchow dagegen 44 Hufen, und nur 4 Bauern. In einigen Dörfern ſind Schmied und Müller Mitpächter, in andern nicht. Einige haben ganz herrſchaftliches Inventarium; andere etwas; andere nichts. In einigen ſind alle Bauern Pächter; in andern ſind es nur einige, wie in Klepzo. Ein jeder macht ſeine Einrichtung ſo gut er kann.

Einem Einwurfe, der mir gemacht werden könnte, muß ich indeſſen begegnen. Die Bauern ſollen, durch meine Vorſchläge, in beſſere Umſtände verſetzt werden. Das iſt den Grundſätzen gewiſſer Herren zufolge, keine Empfehlung; denn es iſt eine angenommene, und zum Sprichworte gewordene

Vor-

*) In der Mittelmark ſoll auch ein Gut den Bauern verpachtet ſein. Ich weiß aber ſeinen Namen nicht.

Vorurtheil behauptet, der Bauer müſſe nicht mehr haben als einen Rok. Auf lateinich: Ruſtica gens, eſt optima flens, ſed peſſima ridens. Ich kann mich von der Richtigkeit dieſes Satzes ſo wenig überzeugen, daß ich ihn vielmehr für einen der ſchädlichſten, und das Gegentheil für ausgemacht halte. Ein Bauer, der in dürftigen Umſtänden iſt, hat auch nur ſchlechtes Akkergeräthe, und ſchlechtes Geſpann, und kann folglich weder ſeine eigene Arbeit, noch die Frohndienſte gehörig verrichten: hat auch zu nichts Luſt; weil er vor Augen ſieht, daß er bei allen ſeinen Mühſeligkeiten kaum das tägliche Brod gewinnt. Anſtatt Pacht und Zins ordentlich abzutragen iſt er beſtändig im Rükſtande; fällt zuweilen ganz aus; überläuft ſeinen Herrn unaufhörlich, bald um Saat, bald um Brod, bald um Futter, bald um Ergänzung der Hofwehre; baut und beſſert nicht; ſondern läßt ſeine Gebäude zu Schutthaufen verfallen; läuft am Ende gar davon, und überläßt dem Herrn die Sorge einen neuen an ſeine Stelle zu ſchaffen, und mit allem nöthigen auszurüſten, der in kurzem in ſeines Vorgängers Fußſtapfen tritt; dahingegen ein in guter Nahrung ſtehender Bauer in Dienſten und Abgaben nie fehlt, Gebäude und Hofwehre in gutem Stande erhält, und ſeinen Herrn nie überläuft. Ich ſollte meinen, es ſei nicht möglich, wenn man dieſes alles reiflich erwägt, bei dem alten Wahn zu verharren, und arme entkräftete Bauern, wohlhabenden und vermögenden vorzuziehn. Ferner legt man

den reichern Bauern gewöhnlich Halsſtarrigkeit und Widerſpenſtigkeit zur Laſt. Aber, mich dünkt, wiederum mit Unrecht. Wie darf ſich ein wohlhabender Bauer unterſtehen widerſpenſtig zu ſein? Er läuft ja Gefahr, ſeines Hofes und ſeiner Nahrung entſetzt zu werden. Gerade umgekehrt iſt es mit dem armen. Dieſer hat nichts zu verlieren. Ihm iſt es gleichviel, wo er ſich durchkümmert. So gut, denkt er, wie ich's hier habe, finde ich es überall. Dergleichen Betrachtung kann wol nicht zum Gehorſam reizen.

Ich muß indeſſen geſtehn, daß dies zuletzt geſagte nur vornehmlich auf die Ukermark Anwendung finde. Denn in dieſer Provinz ſind die Bauern faſt durchgängig Pächter, im eigentlichen Verſtande. Herr und Bauer vergleichen ſich über Bedingungen, und bleiben nicht länger bei einander, als ſie ihren Vortheil dabei zu finden glauben. Ja, in vielen Gütern iſt es gewöhnlich, daß die Bauern geſchriebene Kontrakte auf beſtimmte Jahre bekommen. Dieſe Verfaſſung hat den Nutzen, daß Herr und Bauer ſich gut gegen einander zu betragen gezwungen ſind." Denn will der Herr ſeine Höfe beſetzt behalten, ſo muß er mit ſeinen Leuten gut umgehn; und will der Bauer in Nahrung bleiben, ſo darf er nicht widerſpänſtig ſein; weil ſich ſonſt alsbald zehn andere zu ſeiner Stelle finden. Ich rede hier wiederum aus der Erfahrung; denn ich glaube

mit die wohlhabendſten Bauern in der Ukermark, zugleich aber auch die folgſamſten zu haben.

Ich weiß, daß dieſe Einrichtung in andern Gegenden nicht iſt. Allein ſie läßt ſich, ſollte ich meinen, mit der Zeit einführen. Ein Herr darf nur, wenn er ſich genöthigt ſieht einen Hof neu zu beſetzen, mit dem Ankömmlinge kontrahiren. Wird das ſo fortgeſetzt, ſo werden zuletzt die noch übrigen, auf dem alten Fuße ſtehenden, ſich gern gefallen laſſen, ſich den Neuen gleich zu ſtellen, ſobald ſie nur den Nutzen davon vor Augen ſehen. Die Ukermark ſcheint ihre jetzige Verfaſſung den Verheerungen des dreiſſigjährigen Krieges zu danken zu haben. Denn da zu den Zeiten deſſelben die meiſten Bauern Haus und Hof verließen, ſo daß manche Dörfer ganz wüſte wurden; ſo machten die Guthsherren bei Wiederbeſetzung der Höfe, die itzige Einrichtung, die nun zur Obſervanz geworden iſt. Zu unſern Zeiten laſſen ſich einige Gutsbeſitzer ein geringes Geld erlegen, und machen dagegen ihre Bauern zu Erbpächtern. Ich weiß aber nicht, ob ſie wohl daran thun. Sie bekommen dadurch zwar ein kleines Kapital in die Hände: aber es ſetzt auch Umſtände, ſich eines ſchlechten Wirthes zu entledigen. Es heißt zwar, ein Erbpächter muß ſeine Gebäude ſelbſt im Stande erhalten; allein man kann ja den Zeitpächtern eben das durch den Kontrakt zum Geſetze machen, und ſie werden es willig thun, wenn ſie es nur im Stande ſind.

Um nichts zu verhehlen, muß ich noch eine Unbequemlichkeit rügen, die ſich bei meiner Einrichtung findet. Es iſt nämlich nicht zu erwarten, daß, wo mehrere Pächter ſind, alle vollkommen einig ſein ſollten. Allein weit gefehlt, daß dieſes zum Nachtheil des Verpächters gereichen ſollte; es kann vielmehr Nutzen für ihn daraus entſtehn. Sollte nehmlich hier und da den Bedingungen des Kontrakts kein Genüge geſchehen, oder ſonſt etwas zum Schaden des Beſitzers vorfallen; ſo wird es durch die Uneinigkeit der Pächter am erſten entdekt; und dem Uebel kann geſteuert werden. Einer der Kopf und Autorität hat, es ſei nun der Schulze, oder ſonſt Jemand, muß die Oberaufſicht über das Ganze führen, und von allem Rechenſchaft geben. So wird alles ſehr gut gehn. Nieden, den 20. Sept. 1783.

M. A. v. Winterfeld.

19.

Andenken an den Herrn General, Grafen von Anhalt. *)

Wenn einſt die Muſe der Geſchichte
Des groſſen Helden Leben wägt,

 Und

*) Dieſes Gedicht iſt durch den Abſchied des Herrn Generals Grafen von Anhalt aus Sachſen ver-

Und von der Wahrheit hellem Lichte
Umſtrahlt ſein Bild in Famens Tempel trägt;
Wenn nach dem ruhmerfüllten Leben
Ein treuer Krieger einſt an Seiner Urne weint,
Und wenn der Menſchlichkeit zur Ehre
Auch eine ſtill' entfloßne Zähre
Den Muſen-Freund mit ihm vereint:
Dann wird der Enkel traurig klagen,
Daß er den deutſchen Mann nicht lebend noch gekannt,
Und von der Schilderung der Tugenden entbrannt
Noch ſehnſuchtsvoll nach Seinem Bilde fragen.
Noch einmal fühlt der Greis ſich dann beglükt,
Zeigt ihm ſein ſchönes Bild entzükt,
Und ſpricht: ſieh' hier von einer Meiſterhand *) geſchaffen
Des Helden Bild, groß in der Kunſt der Waffen
Und in des Friedens Künſten groß!
Ihm fiel des Lebens und des Ruhmes Loos
In Friedrichs lorbeerreichſte Tage. **)

Sein

anlaßt worden, indem Er von der Ruſſiſchen Monarchin einen ſehr ſchmeichelhaften und ehrenvollen Ruf erhalten und angenommen hat.

*) Das Bildniß des Herrn Generals iſt von dem berühmten Graf vorzüglich ſchön und meiſterhaft gemalt worden.

**) Der Herr Graf von Anhalt diente während des letztern ſiebenjährigen Krieges in der Preußiſchen Armee, und war eine geraume Zeit Flügeladjutant des Königs. A. d. H.

Sein Blik, den ich noch tief in meiner Seele trage,
Mit dem er aller Herzen an ſich zog,
Und prüfend das Verdienſt in allen Ständen wog,
War ſtiller Ernſt, Muth und Entſchloſſenheit,
Bereit das Helden Schwerdt zu zükken,
Doch eben ſo bereit zum Wohlthun und Beglükken.
Von Preuſſens Friederich zum Helden eingeweiht
War er die Seele tapfrer Streiter,
Selbſt im Gewühl der Schlacht ſo wie beim Wol-
thun heiter.
Mit freudelächelndem und ſtets willkommnen Blik
Betrat er ſelbſt die niedern Hütten,
Wo er bei unſchuldsvollen Sitten
Oft mehr Zufriedenheit und Glük,
Als bei dem leeren Pomp des ſtolzen Reichthums,
fühlte,
Der unbekannt mit ärmrer Brüder Noth
(Wenn Er, gleich einem Gott, die Hand zur Rettung
bot)
Empfindungslos und kalt in ſeinen Schätzen wühlte.
Mit hellem Geiſt und immer reger Kraft
War er bemüht, in jeder Wiſſenſchaft
Den Kern des Nützlichen zu ſuchen und zu ſchätzen;
Denn nach der Uebung ſeiner Pflicht
Vergaß der edle Krieger nicht
Als Weiſer ſich mit Weiſen zu ergötzen.

Wie froh ergoß ſich dann ſein Herz,
Wenn Er mit ſanftem Ernſt und heiterm Scherz
Das ſchüchterne Verdienſt aus ſeinem Schlummer weckte!
Wie herzlich war des Helden Lob,
Wenn in dem Mann, den Er zu ſich erhob,
Er bei Talent und Geiſt ein edles Herz entdekte!
Wie klopfte nicht des Jünglings Bruſt
Wenn Er, der Jugend wie des Greiſes Luſt,
Im Hörſaal unſrer Schulen weilte, *)
Und voll Gefühl für Seines Fürſten Staat
Beim Anblik hofnungsvoller Saat
Die Wonne treuer Lehrer theilte!

Ja werth war Er, geliebt zu ſein
Vom Fürſten bis zum Pflüger,
Geliebt vom Bürger und vom Krieger,
Und werth der Thränen, die wir dankbar ihm weihn.

Daßdorf.

*) Er beſuchte ſehr oft auf ſeinen Inſpektions-Reiſen unſre Fürſten- und andre Schulen. Vorzüglich hörte er gern, wenn er zu ſeinem Regimente in der Oberlauſiz abgieng, die Lehrſtunden der verdienſtvollen Rektoren, des Hrn. Baumeiſters in Görliz und des Hrn. Roſts in Bauzen.

10.

Wiederum ein Beiſpiel von trauriger Schwärmerei aus Aberglauben.

Gegen Ende vorigen Jahres kam eine Bauersfrau aus dem Dorfe Quetzin, ohnweit Kolberg in Pommern, beim König mit einer Bittſchrift ein, worin ſie, weil ſie keine Ruhe mehr auf Erden hätte, um ihren Tod bat. Die Eingabe ward an den Staatsminiſter Freiherrn von Zedlitz remittirt; und von dieſem ward mir aufgetragen, die Frau ad Protokollum zu vernehmen. Hernach ſind auch Akten darüber verhandelt, die ich itzt vor mir habe. Die Sache verhält ſich folgendergeſtalt.

Die Frau heißt Malwigen (gebohrne Raſch), 40 Jahr alt, und ohngefähr ſeit 20 Jahr mit ihrem noch lebenden Manne verheirathet. Sie gebahr ihm 6 Kinder; vier davon ſtarben, vor ohngefähr drittehalb Jahren, plötzlich und ſchnell hintereinander an einer anſteckenden Krankheit. Dieß verſetzte ihrem Herzen und ihrem Verſtande einen gefährlichen Stoß. Sie war ſchon ſonſt, auch vor ihrer Verheirathung, zuweilen melancholiſch geweſen; in ihrem Eheſtande war ſie's auch, und vorzüglich während der Schwangerſchaft. Dieſer traurigen Gemüthslage war ſie ſich jedesmal ſelbſt bewußt, und pflegte dann drei Prediger ihrer Ge-

gend zu erſuchen für ſie zu beten. Wahnſinnig mögte ich ſie doch nicht nennen, ſo wenig wie alle Religionsſchwärmer; ſelbſt, wie ich ſie ſprach, im höchſten Momente ihrer Schwärmerei und Traurigkeit, ſprach ſie noch immer über alles andere völlig vernünftig. — Genug dieſe verſtorbnen Kinder beſchäftigten nun beſtändig ihre Einbildungskraft. Sie dachte ſtets an ſie; was Wunder, daß ſie ſie endlich auch ſah? Sie liebte ſie, ſie hielt ſie für fromm und gut; und ſah ſie alſo in weißen Kleidern erſcheinen. So ſah ſie einſt namentlich die älteſte zum meiſten von ihr geliebte Tochter, in weiſſem Gewande, im Garten ſpazieren, und hörte ſie ſingen; "durch einen ſanften Tod komm' ich zur Ruh, u. ſ. w." Sie hielt ſolche Beſuche und Erſcheinungen für Troſt und für unumſtößliche Beweiſe der Seligkeit ihrer Kinder. Dennoch konnte ſie ſich nicht zufrieden geben; ſie war Tag und Nacht bei den Gräbern ihrer Kinder; knieete darauf, betete, ſang, gieng um die Kirche herum, weinte, ſchrie, u. ſ. w. Ein Vierteljahr nachher klagte ſie — und unter andern auch dem Prediger ihres Dorfes — daß *) ſie fürchte, ihre Kinder ſein nicht ſelig. Bald darauf kam die ſichere Behauptung dieſer Sache, die nach ihren Ausdrücken ſo lautete; daß ihre Kinder Höllenglut ſchwitzten; und, ſetzte ſie hinzu, ihre Kinder

*) Dieſe Einbildung kam wahrſcheinlich daher, daß die weißen Erſcheinungen mogten eine Zeitlang ausgeblieben ſein. B.

der ſein auch nicht mehr im Grabe. Um über dieſe letzte ihr ſo ſchrekliche Sache zur Gewißheit zu gelangen, verfiel ſie darauf, ſelbſt auf dem Kirchhofe nachzugraben, ſprach mit dem Prediger darüber; und unternahm es endlich, am hellen Tage, in Geſellſchaft ihres Mannes und anderer. Eine Menge Volks lief hinzu; dies zog auch den Prediger hin, der die Sache ſchon geſchehen fand. Der Körper der geliebteſten Tochter war ausgegraben, der Sarg ſtand auf der Bahre; die unglükliche Mutter fand ein ſchwarzes Band an dem Leichnam, und rief aus: dies ſei ein ſchwarzes Höllenband, womit ihre Tochter gebunden ſei; worauf des Predigers Frau ihr ein rothes Band ſchikte. Die ganze Sache gab ihrer Schwärmerei freilich neuen Schwung, indeſſen hatte der Augenſchein ſie doch etwas beruhigt. Bald aber dünkte es ihr, man wolle ihr ihr Kind wegſtehlen; ſie lief hin, grub, ſah nach, verſcharrte das Kind wieder, und gieng nach Hauſe; und ſo dauerte das Hinlaufen und Ausgraben eine Weile fort.

Izt erwachte unglüklicherweiſe in ihrer Seele ein bekannter und bis dahin bei ihr gleichſam eingeſchlummerter Volksglaube: daß ein Todter, deſſen Gebeine in ſeiner Ruheſtätte geſtört wären, auch im Genuß der Seligkeit dadurch geſtöret würde. *)

*) Dieſer Aberglaube, den mancher wohl gar unſchädlich nennt (als wenn irgend eine Verkehrtheit und Ver-

Nun hielt ſie ſich für die abſcheulichſte Kindermörderinn, Mörderinn des ewigen Glüks ihrer Kinder. Nun rief ſie aus: ihre Kinder wären durch das Ausgraben aus der Herrlichkeit Gottes geſtoßen, und wären ewig verdammt; und daran ſei nur ſie Schuld. Nun erſchienen ihr die Todten wieder; aber aus den friedfertigen weißen Geſpenſterchen wurden mit einemmal ſchwarze Unholde, die ſie immer verfolgten, ſich bald auf ihren Kopf bald auf den Hals ſezten, ſie ſtießen, kniffen, u. ſ. w. Und in dieſer bejammernswürdigen Lage blieb ſie nun immer fort. Zwar hatte ſie nur Ein Kind ausgegraben, und hätte ſich alſo wegen der übrigen beruhigen können; allein ſie war ſinnreich genug ſich ſelbſt zu quälen. Dies eine Kind hatte ſie mehr als viermal ausgegraben, und dies berechnete ſie nun ſo, daß auch alle übrigen vom gleichen Fluche getroffen wären. Auszureden war ihr dies nicht; die ſchwarze Farbe der Erſcheinungen beſtätigte es zu ſehr. Zwei Jahre lang litt die Unglükliche dieſen Schmerz eigener Vorwürfe und eingebildeter körperlicher Peinigung. Man kann ſich ihr Jammern, ihr ganzes Thun und Leben vorſtellen. Ihr Mann, ein Mu-

ſter

Verwirrung der Begriffe das ſein könnte!) iſt ziemlich allgemein, und betrift jede Art auch der unwillkürlichſten Störung. Ich habe von einer Frau in Hamburg gehört, die völlig ihren Verſtand darüber verlor, als die dortige Michaeliskirche abbrannte, in welcher ein Paar ihrer verſtorbnen Kinder begraben lagen. B.

ſter von Gedult, konnte es endlich nicht mehr aus-
halten, und entſchloß ſich davon zu gehen. Das,
und der Gedanke an ihre zwei dann völlig unver-
ſorgten Söhne machte ihr das Leben zuwider; ſie
gieng nach Potsdam, um dem König die oben an-
geführte Bittſchrift zu übergeben.

Sie geſtand, ſeitdem ſie von ihrem Dorfe ent-
fernt geweſen, von den Quälen der ſchwarzen Ge-
ſpenſter befreit geweſen zu ſein. Das habe ſich auch
ſchon bei ihren andern kleinen Reiſen zugetragen.
Natürlich mußte jeder Winkel im Hauſe ſie lebhaf-
ter an ihren Verluſt erinnern, und ihre Phantaſie
beflügeln. Darum wollte ſie auch durchaus nicht
wieder nach Hauſe. So glaubte ſie doch einer Art
Qual los zu ſein; obgleich ſie noch immer das trau-
rige Gefühl mit ſich herumträgt, ihre Kinder
auf ewig unglücklich gemacht zu haben. — Itzt be-
findet ſie ſich hier im Arbeitshauſe.

Noch iſt bemerkenswehrt, daß ſie angab: das
Ausgraben der Verſtorbnen ſei im Pommerſchen
ſehr gewöhnlich; und ſie bat aufs rührendſte, daß
man doch dies verbieten mögte, damit nicht ſoviel
Menſchen unſchuldigerweiſe verdammt würden.
Auch ergiebt ſich wirklich aus den Akten, daß vor meh-
rern Jahren im nehmlichen Dorfe der damalige Pre-
diger einer faſt auf gleiche Art melancholiſchen Frau,
als die Malwitzen es Anfangs war, rieth ihr Kind
auszugraben, worauf ſie ſoll beruhigt worden ſein.

K. G. Schröder.

11. Ue-

11.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortſetzung; ſiehe Februar S. 142.)

Zwölfter Brief.

Heute machen Sie ſich nur auf einen recht langen Brief gefaßt. Sie wiſſen, was alle Fremden ſo hell und laut über die Unreinlichkeit der Straßen Berlins ſagen, und was ich, der Wahrheit zur Steuer auch ſelbſt ſchon Ihnen geſtanden habe. *) Und das trift dann bei dieſer regnigten Herbſtwitterung im ſcheußlichſten Maaße zu. An Ausgehen iſt ohne Gefahr gar nicht mehr zu gedenken; wenn nicht bald andere Witterung eintrift, wird man auch nicht mehr fahren können. Was kann ich, da ich zu Hauſe ſitze, beſſers thun, als Briefe ſchreiben? und wem lieber als Ihnen? Armer R— daß Sie's entgelten müſſen, was die Straßenreinigungsanſtalt ſündigt!

Doch iſt die Materie, die Sie mir letzt aufgaben, auch reichhaltig genug zu den längſten Briefen. Sie fragen nach dem Zuſtande der Religion. Meine Bereitwilligkeit kennen Sie, und guter Wil-

le

*) In unſerm Abdruk dieſer Briefe, Monatsſchr. 1783. Nov. S. 465. A. d. H.

le mag auch hier für die That gelten. — Sagen Sie Religion? oder Religionen? Bald kann man davon hier in der mehrern Zahl ſprechen.

Dreißig chriſtliche Kirchen habe ich hier gezählt, nemlich zuſammen von den 3 bekannten Parteien: wo man Roſenkränze herabbetet, wo noch Bilder gelitten werden, und wo keines mehr Statt hat. (Doch ſtehen in der hieſigen Hofkirche, welches folglich die erſte reformirte iſt, wahrlich ein Paar vergoldete Statuen.) Zwei jüdiſche Synagogen ſind hier, und mehrere Reiche dieſer Nation haben ihre Privatkapellen im Hauſe. Wer kennt aber die Menge von Zimmern und Sekten, wo verſchiedene Bürger Berlins, um Gott auf eine andere, als die gewöhnliche öffentliche Weiſe zu dienen, zuſammenkommen? So giebt es Herrnhuter, Gichtelianer, Separatiſten u. ſ. w. In ein Paar dergleichen Verſammlungen bin ich geweſen, und ich werde Ihnen ſogleich davon ſagen. Arianer und Unitarier, die man glüklich — oder unglüklich? — aus Deutſchland herausgebiſſen hat, haben im Königreich Preußen offene Kirchen, und völlig ungeſtörten Gottesdienſt. Ich habe adeliche Familien von dieſen Arianern kennen lernen; ein beſonderer Zug iſt es bei ihnen, daß ſie faſt alle ſich ſtark auf Mathematik legen. Sie dienen, wie die andern Edelleute dieſer Monarchie, ihrem Vaterlande und König im Felde; und alſo mag auch wohl mancher arianiſche Lieutenant in Berlin ſein. Nicht dienen

wollen

wollen aber bekanntlich die Mennoniten, deren es auch in Preuſſen, vorzüglich in dem marienburger Werder, viele unter den Landleuten giebt. Wenn je eine Religionspartei ſich weit unter dem Volke ausbreiten könnte, ſo wäre es dieſe: ſo einen triftigen Grund zur Bekehrung haben wenige. Kein Glied dieſer Partei thut Soldatendienſte, und iſt alſo vom Kanton (wie man hier zu Lande ſagt, d. h. von der ſchon durch die Geburt geſchehenden Enrollirung der Landeskinder) frei. Damit aber der Proſelytengeiſt nicht zu ſehr einreiße, hat die Regierung, und wie mich dünkt mit großem Recht, die Toleranz der Mennoniten dahin eingeſchränkt, daß ſie zwar für ſich ihre Religion ungeſtört üben, auch ihre Kinder darin erziehen, aber ſich nicht weiter verbreiten, und alſo ſchlechterdings keinen Ueberläufer annehmen dürfen. Daß die geſammte Gemeine ein gewiſſes Geld für die nicht geleiſteten Soldatendienſte entrichten muß, können Sie von ſelbſt denken. Unter den ſtillen Bürgern der Friedrichsſtadt giebt es hier auch einige Mennoniten. Schleſien hat hingegen die mehreſten Herrenhuter und eigne Sitze für dieſe Partei, als Gnadenfrei u. ſ. w. Sie liefern nach der Hauptſtadt hin, und rekrutiren ſich von daher wieder. — Ob es itzt im Preußiſchen Mohammedaner giebt, zweifle ich. Noch unter König Friedrich Wilhelm hatten ſie, wie mich dünkt — wie auch die Griechen — in Potsdam freie Religionsübung. Sonſt aber giebt

es

es (noch außer den Juden) wohl mehrere Arten Unchriſten hier. Ich höre, daß ein Herr von A— von ſeinem Mohren verklagt iſt, als ob jener ihn hindern wolle, zur chriſtlichen Religion überzutreten. Die Sache ſcheint wohl nur ein Vorgeben des mit ſeinem Herrn ſonſt unzufriedenen Kerls zu ſein, beweiſt aber doch, daß der Kerl wohl noch ein Afrikaniſcher Heide iſt. Wenn, wie die Kirche lehrt, alle Ungetaufte Heiden ſind; ſo giebt es deren hier auch auf dieſe Art. Denn einige Schwärmer ſollen durchaus ihre Kinder nicht wollen taufen laſſen; und obgleich die Geiſtlichkeit ſich dagegen geregt hat, glaubt man doch jene nicht zwingen zu können. *)

Wenn, wie die Kirche ferner lehrt, alle Ungläubige Heiden ſind — und was Sie vielleicht wundern wird, auch proteſtantiſche Theologen, auch hieſige wiſſen gar mitleidig läſternd von neuen Heiden zu ſprechen; ach mein Freund! Die Welt iſt ſich überall gleich! — ſo iſt deren noch eine größere Menge hier. Die freiere Denkungsart nimmt itzt überall überhand, und iſt in Deutſchland ja faſt nur von hier ausgegangen. Was Wunder, daß manche helle Köpfe, und wahrhaft warme Herzen, die das Schwache, Lächerliche, Schändliche, Unſittliche, und zum Theil wirklich Gottesläſterliche des gemei-

nen

*) So die Anhänger des Roſenfeld. Berlin. Monatsſchrift 1783. Jan. S. 75. Sie hielten auch die Chriſten für höchſtverächtlich, ebend. S. 65 unten. A. d. H.

nen Siſtems einſahen, ſich lieber ganz davon los-
riſſen, und ſich die Religion genügen lieſſen, welche
die erhabenſte Vernunft ſich als Gott würdig den-
ken kann! „Ohne Anſpruch auf beſondere Offenba-
rungen, auf Glauben an Wunder, oder gar auf ei-
ne Nationalgottheit, iſt ihre Religion das Reſultat
des ernſthafteſten, unparteiiſchſten Nachdenkens.
Sie können Unrecht haben, davon iſt nicht die Frage:
wer iſt frech genug zu entſcheiden, auf welcher Seite
ausſchlieſſend die Wahrheit ſei? Zwar lieſt man ge-
nug vom einzigen Wege zur Glükſeeligkeit, und
dergleichen; aber, ſoviel ich weiß, haben ſich die
Naturaliſten ſolche Titel ihrer Bücher noch nicht zu
Schulden kommen laſſen." Was ich nur ſagen will
iſt dies.

Iſt es nicht eine Schande, daß man ſich noch
nicht in Deutſchland zu dieſer reinen Vernunftreli-
gion öffentlich bekennen darf, ohne angefeindet, und
verfolgt zu werden? Juden werden gelitten; die
abſurdeſten Sekten dürfen entſtehn, und ſich ver-
breiten; aber ob ein Menſch die natürliche Religion,
die doch alle Parteien nicht bloß neben ihrer Reli-
gion, ſondern auch zum Grunde derſelben anneh-
men, ob einer die allein annimmt, das iſt im hei-
ligen römiſchen Reich deutſcher Nation eine Sache,
worüber ſich Kaiſer und Reich bekümmern müſſen!
Hat ein Schriftſteller Säze behauptet, die dahin
einzuſchlagen ſcheinen, ſo halten es die oberſten
Reichsgerichte in Deutſchland für wichtig genug,
ihm

ihm ſein Glaubensbekenntniß abzufordern, damit man ja wiſſe, was er eigentlich im Herzen denke! Will er ein Jude werden; das hat kein Bedenken, er braucht nur ſein Schutzgeld abzutragen, und hat die Laufbahn vor ſich, Hoflifrant und Entrepreneur aller Fabriken und oberſter Münzdirektor, und (der Sache obgleich nicht dem Titel nach) Miniſter eines Landes zu werden, dagegen hat die ganze fromme Chriſtenheit nichts. Will er aber die große Pflicht, etwas zu glauben, — etwas, es ſei was es wolle! nur was zu glauben — nicht erfüllen, will er Gott nur ſo anbeten, wie er ihn ſeiner Meinung nach ſelbſt erkennen kann; fort mit ihm! nicht bloß abgeſetzt, ſondern fort mit ihm aus dem ganzen deutſchen Reich! weil man leider ihn doch noch in der Welt laſſen muß, da, Gott ſei Dank! ein Scheiterhaufen nicht mehr ſo leicht und ſchnell und wolfeil zu bauen iſt, als zu des gottſeligen Calvins und des abſcheulichen Servets Zeiten. Iſt einer ein Geizhals, Niederträchtiger, unnatürlicher Wollüſtling, hartherziger Böſewicht; er kann dabei in weltlichen und geiſtlichen Aemtern bleiben; kein Konſiſtorium, keine Juſtizſtelle bekümmert ſich darum. Weicht er aber von dem allein richtig ſein ſollenden Glauben ab; ja wer kann da länger in Geduld zuſehen? O Deutſchland, Deutſchland, was werden deine Enkel im Jahre 2440 darüber ſagen!

So ziemlich iſt man — Dank ſei es Friedrich dem Zweiten! — im Preußiſchen von dieſer entehrenden

Denkungsart abgekommen. Bahrdt fand nur hier eine Zuflucht. Man hat mich verſichert, daß ein Mann in einer wichtigen juriſtiſchen Bedienung es für gut befunden ad Akta zu erklären, daß er ein Deiſt ſei. Er behält demohngeachtet ſeine Stelle; und nahe bei unſerm Vaterlande, lieber R — die Deiſten! o wem fällt nicht vor patriotiſcher Wehmuth die Feder hier aus der Hand! — — Aber ein großer Schritt iſt noch im Preußiſchen zu thun; und wann wird er geſchehen können? Es haben ſchon mehrere, ſelbſt, ſo viel ich weiß, Chriſten gewünſcht, daß eine Kirche der natürlichen Religion irgendwo zu Stande käme. In Berlin wäre es vielleicht am erſten möglich; aber ich zweifle, daß es auch da geſchehen dürfe. Freuen ſoll es mich indeß, wenn die Berliner meinen Zweifel durch die That widerlegen. — Wie? Roſenfelds und Nuſefelds pöbelhafter Anhang, die abſurdeſten tollſten Sekten dürfen ſich verſammlen, um ihren heilig geglaubten Unſinn unter ſich zu lehren und ſich darinn zu beſtärken; und man darf nicht zuſammenkommen, um die reinen, großen, ewigen Wahrheiten — von allen für Wahrheiten angenommen — die Lehren von der Vorſehung, und der Unſterblichkeit der Seele, die ſo ſehr das Herz und den Geiſt erheben, zu predigen, ſo bald man nur ſie allein predigen will? Welcher Widerſpruch, der weder dem Herzen noch dem Kopfe der ſich entgegenſetzenden Par-

tei Ehre macht! Mancher, der itzt ganz aus der Kirche wegbleibt, und alſo alle Gelegenheit verliert, erbauliche, ernſthafte Vorträge anzuhören, würde dieſen Vernunfttempel beſuchen, und Antriebe zur moraliſchen Beſſerung bekommen. Doch was ſoll das alles hier, da Sie nicht Vorſchläge, ſondern Nachrichten von mir verlangen?

Noch komme ich zu den niedrigen Auswüchſen menſchlicher Verkehrtheit in Abſicht der Religion, die auch hier leider ſich Anhang gemacht haben, ſo ſehr ſie auch Verſtand und Empfindung ſchänden. Auf einer Seite: die bis zum Unſinn getriebene Myſtik, der lebendigſte Glaube an Zauberei, Wunder, Wahrſagungen, Zeichendeuterei, und dergleichen; feſte Ueberzeugung von der Exiſtenz und Wirkung des Teufels, Geiſterbannen, auf Glauben und Gebet gegründetes Goldmachen, eben ſo zu deſtillirende Univerſalmedizin; und wie die Schandflekke der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weiter heißen! Wie ich in Paris vor mehrern Jahren die ſchändlichen, und zugleich ſchreklichen Geheimniſſe der Sociétés mystiques erfuhr, wie ſchauderte ich nicht bei dem mir aufs Herz fallenden Gedanken, daß auch dieſes ſchleichende Gift von Frankreich aus ſich in Deutſchland ausbreiten würde! Aber ſo bald und ſo ſtark hätte ich es noch nicht vermuthet, als ich es itzt ſchon finde. Doch hat dieſer Greuel hier noch nicht die höchſte Spitze erreicht,

die er in ſeinem Vaterlande hat; und das wegen des gutmüthigen beſſern Charakters unſerer Landesleute. — Wenn doch aber alle Geiſtlichen bedächten, wie ſehr ſie durch unvorſichtige Ausdrükke dieſe ſich ſo unglaublich weit verbreitende Krankheit des itzigen Menſchengeſchlechts befördern! Sie würden ſich aller unverſtändlichen Myſtik, aller Aufbürdungen des ſchon ſo genug geplagten armen Teufels, aller Herabſetzung der menſchlichen Vernunft, aller Geheimniſſe aus der Pneumatologie, hoffe ich, enthalten. — — Auf der andern Seite: der gleichfalls aus Frankreich ausgegangene theoretiſche Atheismus! Auch dieſe traurigſte aller Lehren hat hier Anhänger; doch ſind dieſe, dem Himmel ſei Dank! noch nicht mit der Schwärmerei und der Intoleranz der Pariſer Atheiſten behaftet. So unterliegt endlich allenthalben deutſche Gründlichkeit dem franzöſiſchen Modeleichtſinn! Damit aber dies Syſtem, das faſt ſo ſehr als Aberglauben das gefährlichſte für Tugend und bürgerliche Geſellſchaft werden kann, nicht immer mehr Fuß gewinne; wahrlich, ich weiß dagegen kein einziges Mittel als ſolche Kirchen der natürlichen Religion, wovon ich vorher redete. Hier lernte mancher, der keiner chriſtlichen Lehre ſein Ohr leihen will, die ſtarken Waffen gegen den Atheismus kennen, — wenn anders öffentliche Religionsvorträge überhaupt noch etwas würken, was ich doch nicht läugnen möchte.

Das

Das wird — bis auf die unſichtbaren Parteien; wo, lieber R, wo hätten nicht Jeſuiten ihren ungeſehenen Einfluß? und leider auch einen ungeglaubten! — Das obige wird, wie geſagt, ſo ohngefähr alles ſein, was ſich über die hieſigen Religionsparteien angeben läßt. Nikolai hat im Nothanker eine launigte Eintheilung Berlins nach ſeinen Quartieren und Straßen in Abſicht der Religion, die aber in der That, wie ich finde, gegründet iſt. Warum ſollte auch im Kleinen nicht zutreffen, was, wie jedermann weiß, doch im Großen ſo iſt? Ob man in Pekin, Konſtantinopel, Petersburg, Otaheiti, der Judenſtraße in Frankfurth am Main, in Rom, Genf oder Hamburg gebohren iſt; beſtimmt die Religion, in welcher man lebt. Wie ſollte zwiſchen Berlin, Kölln und der Friedrichsſtadt nicht auch ein Unterſchied hierin ſein!

Dieſe Menge der hier geduldeten, und ziemlich friedlich nebeneinander wohnenden Glaubensmeinungen beweiſt übrigens die vortreflichen Grundſätze der Toleranz, welche die hieſige Regierung befolgt, und wozu ſie durch deren fortdaurende Befolgung auch die mehreſten ihrer Bürger erhoben hat. Zwar läßt die Stimme des Fanatismus, und der ſchreklichen Verdammungsſucht ſich noch hin und wieder auf Kanzeln, in Konventikeln, und Privatgeſprächen hören, zwar will man mit dem furchtbar ſeinſollenden Namen Indifferentismus

ſchrekken; doch iſt ſolcher Eifer ſchon ziemlich ohnmächtig. Die orthodoxe Parthei iſt bei weitem hier die ſchwächſte; die mehrern hieſigen Geiſtlichen ſind aufgeklärt, freidenkend und ächt freimüthig. Zwar ſagt mancher, der ſie kennen will, (und hin und wieder giebt es auch wohl ein Exempelchen davon) daß die Herren nicht ſo ganz die Schwachheiten aller Vorurtheile ihres Standes abgelegt hätten. Sie hätten, ſagt man, den Kreis zu eigner freier Unterſuchung ziemlich weit geſteckt, und man könne ſich nach Herzensluſt darinnen herumtummeln, ohne bei ihnen eine Unzufriedenheit zu erwekken. Nur über die Grenzen des Kreiſes ſelbſt hielten ſie eben ſo ſtrenge, als wie Göze bei ſeinem engern Kreiſe Schildwache ſteht; und wenn einer darüber hinaus wolle, ſchrieen ſie: Feuer! Daher käme es, daß Leute, die zu ungeſtörter Ruhe hier ſelbſt großer Toleranz bedürften, gegen die Aufnahme anderer, welche die Regierung leiden will, proteſtirten; u. ſ. w. Inkonſequenz iſt einmal das Loos der ſchwachen Sterblichen, und ſo mag auch etwas wahres an dieſer Behauptung ſeyn. Aber ſegnen muß man immer dies Land, wo die Regierung ſo duldend, die Mitbürger ſo friedlich, und die Geiſtlichen ſo wenig verfolgend ſind. Welchen Namen unter den leztern kennt, und verehrt nicht ganz Deutſchland! Und wie wächſt nicht die Verehrung, wenn man ſie, ſo wie ich izt, noch genauer kennt!

Drei-

Dreizehnter Brief.

Die hieſige Toleranz iſt ja in Deutſchland bekannt. Und was ich Ihnen überhaupt von dem Charakter der Einwohner geſagt habe, zeigt auch, daß heftige, religiöſe Schwärmerei, wie wir ſie leider in unſerm —iſchen Vaterlande tagtäglich in wilden Ausbrüchen ſehen, hier nicht Statt findet. Die verſchiedenen Meinungen ſchleifen ſich an einander ab, und das Gepräge jeder einzelnen wird dadurch unkenntlicher. Man iſt zu ſehr gewohnt, Menſchen von dem entgegengeſetzteſten Glauben zu ſehen, und da man weder phyſiſch einen Pferdefuß an ihnen bemerkt (was ja ſo manches männliche und weibliche Mütterchen in unſerm frommen Vaterlande im Ernſt von den Ketzern glaubt) noch auch moraliſche Hexenmaale mehr als bei den Rechtgläubigen bei ihnen findet, ſo wird man mit dem Gedanken vertraut, daß ſie doch nicht ganz von Gott verlaſſen ſind. Ferner hat die frömmelnde Andacht auch ſo viel ſchöne Muße als bei uns. Man hat hier mehr zu thun, als bloß zu ſpekuliren; und mancher hat mit einem Fremden ſchon mehrere wichtige Geſchäfte geſchloſſen, ehe es ihm einfällt zu fragen, was Glaubens er ſei. — Schwärmerei, ſagt der Verfaſſer der Phyſiognomiſchen Reiſen, gedeihet nur im Gebirge; bloß das Klima iſt Schuld, daß ſie ſich nie in dem flachen ſandi-

gen Boden Brandenburgs in ihrer wahren Stärke gezeigt hat. Es mag etwas daran ſein. Wenigſtens ſind die [illegible] Provinzen des Königs, ein Theil Schleſiens, und ein Theil Weſtphalens, ſo ziemlich mit Schwärmern bevölkert. Genug, die hieſigen Einwohner mögen dies Glük, welcher Urſach es auch ſei, verdanken; wahr iſt es, daß ſie das Glük haben, bei aller Menge Aberglaubens nicht wild fanatiſch zu ſein.

Daher kömmt es auch, daß die Religionsparteien hier ſo ſehr ihre auszeichnende [illegible] verlieren. Welcher nicht ganz gemeine Menſchenbeobachter erkennt nicht den Unterſchied der Geſichter in einer katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche! Aber hier iſt kaum eine Spur davon. Die Innigkeit der Phyſiognomie beim Murmeln der Gebete am Roſenkranz, der ſonderbare Ausdruk des Geſichts beim Auf- und Niederſchlagen der Augen, dies ganze ſinnlich-geiſtliche Weſen iſt auch bei den [illegible] Katholiken hier nicht zu finden. [illegible] in der Verſammlung der Herrnhuter [illegible] ich mich meiner Neugierde. Die braune Kleidung des Geiſtlichen, und die Geſänge für die Brüdergemeine, die ich in der Hand hielt, ſagten mir, wo ich war; ſonſt erkannte ich es nicht. Die Predigt war nicht ſchwärmeriſcher, und eben ſo langweilig, als man ſie in einer Menge proteſtantiſcher Kirchen hört; auffallende Phyſiognomien ſah ich gar nicht

und

um mich herum, die Andacht war nicht inbrünſtiger, als bei Weltkindern, — manche Zuhörer ſchlieſen, und manche plauderten. So wird hier alles abgeſchliffen, und folglich unſchädlicher.

Genug von den Religionen, einer Materie, worüber ich nie gerne ſpreche. — Fragen ſie aber nach Religion, und iſt dieſe: Verehrung Gottes, und Beſtreben, ihm durch beſſere Geſinnungen und gute Handlungen wohlgefällig zu werden; ſo iſt hier allerdings ächte Religion. Darinn kommen alle Parteien überein, auch die wirklich Grundſätze lehren, die der reinern Moralität widerſtreiten. Will man ſagen: Glauben habe keinen Einfluß auf Handeln? oder: die Menſchen ſeien nun einmal ſo inkonſequent? Ich denke keines von beiden, ſondern man glaubt vielmehr wirklich jene der reinen Vernunft widerſprechende Grundſätze nicht. Es iſt erſtaunlich, wie die Menſchen ſich hierinn täuſchen. Man bildet ſich ein, zu glauben; aber im Innern des Herzens glaubt man nicht, und mancher würde erſchrecken, wenn er ſein Inneres ſähe. Wenn man auch laut manche Sätze lehret, zum Märtirer darüber wird, ja ſelbſt deshalb verfolgt; ſo glaubt man ſie dennoch oft nicht. Dieſe Sätze ſtehn immer einzeln, wie im Gedächtnißfache der Seele, da; ſie hängen mit nichts zuſammen, nichts hängt an ihnen; man widerſpricht ihnen, wie natürlich, ſtündlich geradezu, ohne den geringſten Wider-

ſpruch bei ſich zu ſpüren, ohne ein Erinnern des geſunden Verſtandes, oder irgend einen Widerſtand zu fühlen.

Ich habe Ihnen ſchon von den Tugenden und von der guten Erkenntniß der hieſigen Einwohner genug geſagt. Man muß ſie darum lieben, und das wird auch das höchſte Weſen thun. Sie befolgen ja durch beides ſeine Befehle; heißt das nicht ſeine Religion üben?

(Die Fortſetzung folgt.)

14.

Aus einem Briefe vom Vorgebürge der guten Hofnung.

Den 18. Septbr. 1783.

— Ich lebe hier übrigens recht vergnügt. Man hat in der Stadt angenehme Geſellſchaften und artigen Zeitvertreib. Die hier Eingebohrnen ſcheinen mir freilich in Kenntniſſen gar weit zurük zu ſein; auch fehlt es hier völlig an Schulen und Erziehungsanſtalten. Die hieſigen Damen übertreffen die Männer daher bei weitem. Die erſtern beſitzen recht feine Lebensart. Sie ſprechen, außer dem

Hol-

Holländiſchen, auch alle fertig franzöſiſch und engländiſch, wegen der vielen Fremden beider Nationen, die hier immer ankommen. Daß ſie völlig franzöſiſch gekleidet und aufgeſezt ſind, verſteht ſich von ſelbſt; wohin wäre nicht dieſe Herrſchaft Frankreichs gedrungen? Oft mögen ſie ihre Haare altmodiſch genug getragen haben; izt finde ich ſie aber nach dem neueſten Pariſer Geſchmak aufgeſezt, ſo wie er nemlich zu meiner Zeit in Europa war. Und dieſes hat ihnen die Armee von Pondichery verſchaft, bei welcher eine unglaubliche Menge von Friſeurs war.——

Ich bin verſchiedenemale auf der Jagd geweſen; man muß dabei immer zu Pferde ſein, wegen der vielen wilden Thiere, vornemlich der Tiger. Einmal ſtellten wir eine Hyänenjagd an. Löwen und Elephanten ſieht man hier äußerſt ſelten; ſie ſind tiefer im Lande hinein. Hirſche und Dammhirſche habe ich in Rudeln, von zweihundert ſtark, beiſammen geſehn.

Seitdem der Chirurgus Riebek vor 130 Jahren zuerſt dieſe Kolonie ſtiftete, hat ſie ſich ſehr vermehrt, und ins Land hinein wohl an 300 Meilen verbreitet. Man findet auf dem Lande eine Art von Patriarchen- oder Nomadenleben, voll Gaſtfreiheit, und ohne Komplimente. Der Landmann (oder will man ihn Bauer nennen?) baut hier alle Arten Getreide, vorzüglich aber Weizen, welchen

ich

ich in meinem Leben nie ſchöner geſehen habe. Auch wird Weinbau hier viel getrieben. Der Wein von Konſtantia, einem Ort zwei Meilen von der Stadt, iſt in Europa berühmt genug. Der Eigenthümer dieſes Grundſtüks heißt Kluthe. Sonderbar klingt es, wenn man einen ehrlichen alten Bauer ganz ohne Umſtände von allen Königen in Europa ſprechen hört, die von ſeinem Weine haben wollen; in deſſen Vertheilung er nach der Gunſt verfährt, worin ſie bei ihm ſtehen. Jezt wird der König von Preuſſen von ihm zum beſten bedient, weil dieſer (wie er ſagt) zum höflichſten ſchreibt und zum richtigſten bezahlt. Auf andern Ländereien wird auch ſehr guter Wein gebaut, der oft genug für ächten Konſtantia nach Europa geſchikt wird.

Die Leute in der Stadt gewinnen viel Geld damit, daß ſie die hier anlandenden Fremden beherbergen. Dieſe Sitte iſt ſo allgemein und hat ſo wenig Schimpfliches, daß, außer dem Gouverneur und noch ein paar andern Perſonen, es alle hieſige Einwohner thun. Um der Sache mehr Anſtand zu geben, hat man folgende Methode erfunden, die zugleich ganz einträglich iſt. Ein Schifskapitän, ſeine Offiziere, und andre Leute vom Stande logiren in einem Hauſe, frühſtükken, und eſſen zu Mittag und Abend mit ihren Wirthen; und bezahlen bei der Abreiſe, jede Perſon, eine ſpaniſche Mat-

te *) für jeden Tag. Dieß iſt einmal feſtgeſetzt, niemand fragt mehr nach dem Preiſe, und er wird auch weder erhöht noch erniedrigt. Indeß iſt dieß für die Fremden auch ganz angenehm. Man wohnt ziemlich gut, iſſet recht gut, genießt der Hausgeſellſchaft, und am Abend hat man im Hauſe eine Aſſemblee oder einen Ball, denen man als Glied der Familie beiwohnt. Man kann ſelbſt Fremde zu Tiſche einladen. — Die Häuſer hier ſind nicht ſchön; doch bequem und ganz artig eingerichtet, vorzüglich aber gegen die erſtaunliche Hitze die hier herrſcht. Gleich beim Eintritt kömmt man in eine Art von Gallerie, wo Tiſche und Stühle ſtehn; dieß iſt der Geſellſchaftsſaal. Dann folgt eine noch größere, wozu Mittag und Abend gegeſſen wird. Links und rechts ſind Schlafzimmer und Wohnſtuben für Fremde. Man wird hier bloß von Sklaven bedient, mehrentheils Negern. Nur der Gouverneur hat weiße Bediente. Die in den Häuſern aufwartenden Sklaven ſind ſehr zierlich gekleidet, müſſen aber alle bloße Füße tragen. Hier iſt alſo nicht der Hut, wie im alten Rom, ſondern der Strumpf oder Schuh das Zeichen der Freiheit.

*) Eine Silbermünze, dem Ludovici zufolge, ohngefähr 1 Thlr. 3 Gr. A. d. H.

13.

Der vollſtändige Name des deutſchen Kaiſers.

An einem merkwürdigen Manne iſt alles merkwürdig: ſo mag hier dann auch der vollſtändige Namen eines der merkwürdigſten Männer unſerer Zeit ſtehen. Zwar iſt ein Name eigentlich nicht charakteriſtiſch für den, welcher ihn trägt (oder man müßte denn hierüber der Meinung des H. Walther Shandy ſein) vielmehr eher für den, welcher ihn gegeben hat. Oft zeigt er auch den ganzen Stand an, wie z. B. die meiſten Namen der Prinzen ſich durch ihre Länge auszeichnen. Jeder, dem ich den Namen (denn es iſt wirklich nur Einer) vorſage: Januarius Karl Franz Joſeph Johann Baptiſta Anton Ferdinand Kaſpar Melchior Balthaſar Franz de Paula Kajetan Agnello Raimund Pasqual Zeno Julius Johann von Nepomuk, und ihn dabei frage: welcher Menſch wohl nach ſeiner Meinung ſo heißen könne? wird mir ungeſäumt antworten: nur ein Fürſt oder Fürſtenſohn; wenn er auch gleich nicht weiß, daß der zweite Prinz des Königs beider Sizilien wirklich dieſe Laſt von Namen führt. Bei andern Menſchenkindern iſt

dieſe

dieſe erſtaunliche Länge der Vornamen abgekommen, womit ſich ſonſt auch Privatperſonen wohl auszeichneten. So war in England zu den ſchwärmeriſchen Zeiten unter Kromwell der Fanatismus auch in die Taufnamen gekommen. Man plünderte dazu nicht bloß die genealogiſchen Tabellen und andre Namenverzeichniſſe des alten Teſtaments, ſondern auch Florilegia von Sprichwörtern, Sentenzen, und nahm wohl gar ganze Sprüche aus der Bibel dazu. Am berühmteſten war damals in dieſem Punkt ein Engländer, deſſen völliger Name ſo lautete: *Wäre Chriſtus nicht für mich geſtorben, ſo wäre ich ewig verdammt Barebone.* Sein Vater verfehlte indeſſen völlig den dabei gehabten Zwek: aus dem chriſtlichſten Namen ward der allerunchriſtlichſte. Wer konnte die ganze Litanei herſagen? Man behalf ſich mit dem lezten Worte des langen Taufnamen, und ſo hieß der gute Menſch immer der verdammte Barebone (damn'd B.). — Weder völlig ſo lang, wie der neapliſche, noch ſo auffallend wie der engländiſche, iſt unſers Kaiſers Namen. Indeß, da man ſo allgemein von dieſem Fürſten ſpricht, da alles an ihm, bis auf ſeinen Haarzopf beſchrieben wird; ſo mag man ja auch wohl wiſſen, wie ſein völliger Namen lautet. Wäre es auch nur, damit nicht künftig ein Geſchichtſchreiber einen

ſolchen

ſolchen Fehler begehe, als neulich ein Berliniſcher Hiſtoriker begangen, der den itzigen türkiſchen Kaiſer unter ſeinem ehmals unrichtig in allen Staatskalendern angenommenen Namen Achmet im J. 1776 ſterben, und unter ſeinem richtigern Namen Abdullamihd ſich ſelbſt ſuccediren läßt.

Ohne weitere Vorrede: des deutſchen Kaiſers ganzer Name iſt

Joſeph Benedikt Auguſt Johann Anton Michael Adam.

Fährt er ſo fort, ſeine Größe in Aufgeklärtheit des Verſtandes und Edelmuth der Geſinnungen zu ſuchen; ſo mag gern ſein letzter Namen wahr werden, und Er der erſte unter den beſten Kaiſern ſeyn.

Berliniſche Monatsſchrift.

1784.

Viertes Stük. April.

1.

Katulls Abſchied von ſeiner Geliebten.

Katullchen, armer Freund! werd' endlich klüger,
Und was zuſehends hin iſt, laß dahin ſeyn.
Wohl ehmahls floſſen dir die Tage heiter,
Als du noch gingſt, wohin das Mädchen winkte,
Geliebt von uns, wie keine je geliebt ward.
Da gab es mancherley der Tändeleyen,
Die dir behagten, ihr nicht mißbehagten.
Da warlich floſſen dir die Tage heiter.
Nun weigert ſich das Ding; nun zwing' auch du dich.
Verfolge nicht, was läuft, und thu nicht kläglich.
Halt aus, halt eigenſinnig aus! ſey ſtandhaft!
Nun, Mädchen, lebe wohl! Katull iſt ſtandhaft;
Sucht dich nicht auf, beſchwert dich nicht mit Bitten.

Ha! das wird weh thun, wenn wir nichts mehr bitten!
Denk, Arge! welch ein Leben auf dich wartet:
Wer wird nun zu dir eingehn? wem du ſchön ſeyn?
Wen lieben? weſſen Mädchen dich nun nennen?
Wen küſſen? wem die Lippchen wiederbeiſſen?
Katullchen, aber du halt aus! ſey ſtandhaft.

Anmerkungen.

Dieſes verliebte Strafgedicht iſt im Lateiniſchen in einem Sylbenmaße geſchrieben, welches Skazon, oder das hinkende genannt wird, und bey unſerm Dichter folgendes Schema hat:

v —	v —	v —	v —	v —	— —
— —		— —			— v

Im deutſchen hat man den elfſylbigen jambiſchen Vers gewählt, welcher eine Sylbe kürzer iſt, als der Skazon, und ſich zu dem Tone des Stüks nicht übler zu paſſen ſcheint, als dieſer.

V. 1. Katullchen, armer Freund!) Der Nahme Katullus hatte für die Römer etwas ſpielendes an ſich; denn er klingt wie der zweite Grad ihrer Verkleinerung. Im Deutſchen hat man dieſes durch unſre gewöhnliche Verkleinerungsſylbe zu erhalten geſucht: eine Manier, die dem Katull ſelbſt nicht fremd iſt; ſeinen Freund Verannius nennt er Veranniolus.

V. 9. Nun zwing' auch du dich.) Statt des verſtümmelten lateiniſchen Halbverſes: Tu quoque impote lieſ't man: Tu quoque impotens ne ſis! — Daß impotens ſehr oft unbändig oder ſeiner nicht mächtig heißt, iſt den Leſern der Römiſchen Autoren bekannt.

V. 14. 15. Ha! das wird weh thun, u. ſ. w.) In den lateiniſchen Handſchriften haben dieſe Verſe einige Veränderung erlitten. Die Leſeart der wir gefolgt ſind, heißt:

At tu dolebis, quum rogaberis nulla.
Scelesta! rere, quae tibi manet vita.

Ramler.

2.

Ueber Barabbas Loßlaſſung.

Eine hiſtoriſch-politiſche Paſſionsbetrachtung.

Es heißt bei den beiden Evangeliſten Matthäus und Markus, der Landpfleger habe die Gewohnheit gehabt, dem Volke auf das Oſterfeſt einen Gefangenen loszugeben; Lukas aber ſagt ſchon, der Landpfleger habe ihm einen nach Gewohnheit des Feſtes losgeben müſſen; und der Evangeliſt Johannes be-

ſtimmt es deutlicher, daß es nicht ſo wohl eine Gewohnheit des Landpflegers, als vielmehr ein Herkommen des jüdiſchen Volks geweſen ſei, auf das Oſterfeſt die Loslaſſung eines Gefangenen zu fordern. Die Rede iſt alſo von einem Rechte des Volks, welches auch der römiſche Statthalter verehren mußte, und nicht von einer Gnade oder Gefälligkeit, wodurch derſelbe ſich etwa bei dem Volke beliebter zu machen ſuchte. Es iſt auch hier nicht von dem Volke, was wir unter dem Namen Pöbel gedenken, ſondern von einer gleichſam zum Reichstage verſammleten Nation die Rede, weil dieſes Recht nur auf Oſtern, wo die Nation zu Jeruſalem verſammlet war, ausgeübet werden konnte; und ſo trage ich kein Bedenken, dieſes Recht für das Begnadigungsrecht zu erkennen, das in andern bekannten Staaten ein Recht des Throns oder der höchſten Obrigkeit, hier aber auf eine eingeſchränkte Weiſe dem ganzen Volke überlaſſen iſt. Alsdann aber zeugt es von einem ſehr großen politiſchen Plan, den die Juden in ihrer jüngſten Verfaſſung zum Grunde gelegt hatten.

Ueberhaupt ſcheint dieſe Nation es mit allen Regierungsformen verſucht zu haben. Bald hatten ſie eine prieſterliche Gewalt von der Feldherrlichen getrennt; bald waren ſie unter Richtern, bald unter Prieſtern, bald unter Königen; dann fielen ſie wieder auf Prieſter, denen die königliche Gewalt anvertrauet war; und ſie kannten auch Könige, die

zugleich

zugleich Prieſter des Herrn waren. Sie ſcheinen alſo über die Regierungsformen viel philoſophirt zu haben, wie ſie denn auch dieſe Philoſophie zu vielen großen Staatsrevolutionen verführet hatte; und man kann wohl annehmen, daß jene Gewohnheit des Volks, auf das Feſt die Loslaſſung eines Gefangenen zu fordern, das Reſultat eines überaus feinen Nachdenkens geweſen ſei. Denn man ſieht leicht, wie gefährlich es ſein würde, in einer Demokratie das Recht der Begnadigung in den Händen des Volks zu laſſen. Jedes Urtheil, das wider einen ſeiner Lieblinge ausgeſprochen werden würde, würde unvollſtrekt bleiben, und insgemein ſind die Lieblinge des Volks in der Demokratie unruhige und ſchwärmeriſche Köpfe. Aber auch eben ſo gefährlich würde es in einer Ariſtokratie ſein, den Obrigkeiten das Recht der Begnadigung zu laſſen; alle mächtige Unterdrükker des Volks würden leicht Gnade finden, und der geringſte Widerwillige unter dem Volke nach aller Strenge der Geſetze gerichtet werden. Wollte man alſo das Begnadigungsrecht nicht ganz ausſchließen: ſo mußte auf einen Mittelweg gedacht werden, und dieſer möchte darin gefunden werden, daß man dem Volke am Oſterfeſte, oder der verſammleten Nation erlaubte, jährlich einen loszubitten. Dieſes Temperament war um ſo viel feiner, je gewiſſer es iſt, daß das Begnadigungsrecht nur ſelten ausgeübt werden dürfe. Denn es iſt eine der größten politiſchen

Wahrheiten, daß die Geſetze milde und die Rich- ter ſtrenge ſein müſſen, und daß man durch die Hofnung auf Gnade niemanden reizen ſolle, die Geſetze zu brechen.

Zur Zeit, da Chriſtus zum Tode verurtheilet ward, hatten die Hohenprieſter und Oberſten des Volks die Urtheilweiſung, Pilatus als des Kaiſers Richter die Beſtätigung und Vollſtrekkung des von ihnen gewieſenen Urtheils, und das verſammlete Volk das Recht der Begnadigung. Dieſes liegt klar vor Augen. Die Urtheilsweiſer ſagten, wir haben ein Geſetz, und nach dem Geſetze haben wir Chriſtum verdammt; dieſes iſt die Sprache der Schöpſen. Pilatus wollte Chriſtum retten, und verſuchte es auf allerlei Weiſe, indem er ihn ein- mahl an den Richter ſeiner Heimath (ad forum ori- ginis vel domicilii) wo vermuthlich andre Urtheils- weiſer waren, zurükſchikte; ein andermahl aber, nachdem ihn Herodes dem Gerichtsſtande der Er- greifung (foro apprehenſionis) überließ, ihn mit dem ärgſten Mörder dem Volke vorſtellete, in Hof- nung, dieſes würde doch nicht raſend ſein, und eher einen Mörder als einen Unſchuldigen losbitten. Aber der Pöbel in der Hauptſtadt, der von den Ho- henprieſtern und Oberſten ſeinen meiſten Vortheil hatte, überſchrie das verſammlete Landvolk, das ſonſt überall für Chriſtum war, und forderte Ba- rabbas, wogegen Pilatus nichts weiter ſagen konn- te. Ihm ſtand alſo das Begnadigungsrecht ſo we-

nig als dem Kaiſer zu, weil er ſonſt nach ſeinen Geſinnungen darüber an letztern berichtet haben würde. Und ſo bleibt nichts übrig, als dem verſammleten Volke dieſen Theil des Majeſtätsrechts zuzulegen.

Indeſſen läugne ich nicht, daß der römiſche Statthalter mehrmals einen Verurtheilten losgegeben haben möge; wer die Macht hat, geht leicht über die Form weg. Vielleicht hatte er auch ein votum negativum. Und ſo mogte auch Pilatus jetzt etwas zum Vortheil Chriſti wagen wollen, weil die Juden Chriſtum zuletzt eines Staatsverbrechens beſchuldigten, und zu jenem ſagten: läßt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht. Aber darum bleibt es doch ein richtiger Satz, daß das Volk am Oſterfeſte das Recht hatte, die Loslaſſung eines Gefangenen zu fordern; und hiezu weiß ich keinen beſſern Grund, als dieſes Temperament unterzulegen.

Zwar könnte man annehmen, daß dieſe Loslaſſung zum Andenken der Loslaſſung aus der Aegyptiſchen Sklaverei, welche auch um Oſtern erfolgte, eingeführt ſei. Man könnte weiter annehmen, daß auch das Oſterfeſt die Epoche der Befreiung aus der babyloniſchen Gefangenſchaft geweſen ſei. Allein da man es nicht ſo leicht annehmen kann, daß das Volk unter ſeinen Richtern, Prieſtern und Königen ein gleiches Recht gehabt habe: ſo ſcheinet dieſes nicht wahrſcheinlich zu ſein; obgleich die Römer

mer, welche den überwundenen Völkern ihren Gottesdienſt, ihre Geſetze und ihre Gewohnheiten gern gönneten, auch in dieſem Fall jenes Recht der Oſterbitte verehret haben würden. Denn wäre es zum Andenken der Erlöſung aus Aegypten eingeführt: ſo würden ſich davon ältere Spuren, und wahrſcheinlich auch eine moſaiſche Verordnung finden.

Es iſt übrigens kein Volk bekannt, das auf dieſe Art das Begnadigungsrecht ausgeübt hätte. Burnaby erzählt von Rhode-Island, daß das dortige Volk ſolches an ſich genommen hätte; und von andern Staaten weiß man, daß das Volk ſich jedes Urtheil über Leib und Leben vorbehalten, und ſolchergeſtalt, was dieſe beiden Punkte anlangt, die richtende und geſetzgebende Gewalt widernatürlich vereinigt habe; ſo war es bei den alten Deutſchen. Allein das letztere iſt auf die Dauer mit gar zu vielen Umſtänden verknüpft; und die Juſtizpflege auf Rhode Island iſt in ſchlechtem Rufe. Bloß ein ſolcher Plan, wie der jüdiſche war, konnte ſich erhalten. Denn das Recht, alle Jahr einen Gefangenen los zu machen, iſt ein überaus feiner und glüklicher Mittelweg, faſt wie derjenige, welchen die alten Sachſen erwählet hatten, die das Recht der Begnadigung dem Kaiſer einräumten, aber dem Begnadigten keinen Aufenthalt im Lande verſtatteten.

J. Möſer.

1.

Etwas über die Hexenprozeſſe in Deutſchland.

Unſer jetziges Zeitalter wird mit Recht das aufgeklärte genannt. Alle Wiſſenſchaften und Künſte, ſind zu einem ſolchen Grad der Vollkommenheit geſtiegen, daß man in der Geſchichte kein Volk aus den ältern Zeiten wird aufſtellen können, welches in allen Wiſſenſchaften es ſo weit gebracht hätte, als wir.

Man werfe mir nicht ein, daß wir noch lange nicht auf dem Punkt ſind, wo wir ſein ſollten; daß die Aufklärung in Deutſchland noch lange nicht allgemein iſt; daß noch manche Gegenden mit dem undurchdringlichſten Nebel der Unwiſſenheit und des Aberglaubens bedekt ſind; daß alle Wiſſenſchaften, wie unſere Kleider und Sitten, der Abwechſelung der Mode unterworfen ſind; und daß, wenn ein Irrthum und Vorurtheil überwunden und verdrängt worden, ein anderes, mehrentheils das entgegengeſezte, an ſeine Stelle tritt. — Alles wahr. Indeſſen rede ich izt nur im allgemeinen von dem einſichtsvolleſten Theil des deutſchen Publikums, und betrachte die izige Aufklärung Deutſchlandes in Beziehung auf das vorhergehende Zeitalter.

Inſonderheit iſt die Rechtsgelehrſamkeit jezt auf dem Wege, ſich ihrer höchſtmöglichen Vollkommenheit zu nähern. Gleich mit dem Anfange des jezigen Jahrhunderts ſtanden Männer auf, welche alle Fächer dieſer weitläuftigen Wiſſenſchaft mit philoſophiſchem Scharfſinn bearbeiteten, ſie von den Schlakken des Aberglaubens und der Vorurtheile reinigten, die Gerichtshöfe von unnüzem Zwang und Formalitäten ſäuberten, und die Rechtspflege einfacher, und zwekmäßiger zu machen ſuchten. Und wie weit iſt man nicht ſchon hierinn gekommen!

Im ganzen ſchadets hierbei nicht, daß man oft aus Neuerungs- oder Nachahmungsſucht zu weit gegangen iſt, das Kind, wie man zu ſagen pflegt, mit dem Bade ausgegoſſen, und auf mancherlei Weiſe ſeines Zweks verfehlt hat. Selbſt dieſe Fehler werden lehrreich; ſie führen zu Beobachtungen und Erfahrungen, auf welche man ſonſt nicht gekommen ſein würde.

Die Welt weiß es, mit welchem Ernſte jezt in verſchiedenen Staaten Europens an der Abſchaffung alter, auf die jezigen Sitten und Verfaſſung nicht mehr paſſender, und an der Einführung neuer, verſtändlicher, und dem Bedürfniß des Zeitalters angemeſſener Geſeze gearbeitet wird. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle Vortheile und Verbeſſerungen erzählen wollte, welche die deutſche Geſezgebung, die Rechtspflege, der Prozeß, und

über-

überhaupt die Rechtsgelehrſamkeit in unſern Tagen vor der ältern gewonnen hat. Ich darf aber nur die Hexenprozeſſe und die Folter nennen, um einleuchtend und überzeugend darzuthun, daß unſere Zeiten mit Recht aufgeklärt genannt zu werden verdienen.

Wenn man ſich der ehemaligen gerichtlichen Verfahrungsart erinnert; wenn man die ungeheure Menge der Todesurtheile lieſet, welche wegen der Hexerei, Zauberei, teufliſchen Buhlerei, Geiſterbannens und Schatzgrabens ergangen ſind; ſo ſchaudert einem die Haut. Man durfte nur damals ſeinen Zeitgenoſſen am Verſtande, am Fleiße, an Hülfsmitteln zur Erwerbung eines Vermögens überlegen ſein; man durfte nur von einem Neider oder Feinde der Zauberei beſchuldigt; oder von einer auf die Folter geſpannten Perſon, entweder in der Betäubung der Schmerzen, oder auf Eingebung eines boshaften Richters oder Nachrichters, genannt werden; ſo ward man ſogleich als ein Hexenmeiſter vor das Gericht geſchleppt, und ſo lange gepeiniget, bis man Schandthaten und Laſter bekannte, an die man gar nicht gedacht hatte, und bis der Scheiterhaufen dem Prozeß ein Ende machte. An vernunftmäßige Beweiſe eines Verbrechens ward gar nicht gedacht; und die Richter, welche der Troſt und Schutz der Bürger ſein ſollten, legten alles Gefühl der Menſchlichkeit und der geſunden Vernunft ab. Man bot alle Kräfte des Verſtandes

des und Scharfſinns auf, um die Peinigung ſo quaalvoll zu machen, als nur möglich war. Wenn der Gepeinigte den Tag nach überſtandener Tortur, ſein erpreßtes Bekänntniß wieder zurüknahm; ſo wurde die Tortur ſo oft wiederholet, daß ihm die Luſt vergieng, ſeine Urgicht wiederum abzuändern; und daß er vielmehr die Endigung ſeines Lebens als die größte Wohlthat betrachtete.

Nun — dieſe Hexenprozeſſe haben zwar ziemlich aufgehöret; nach einer Arbeit eines ganzen Jahrhunderts aufgehört. Aber — mit Betrübniß muß ichs ſagen — der Aberglaube ſelbſt iſt ſo wenig vertilgt, daß er vielmehr ſeit den lezten zehn Jahren wieder neue Kräfte bekommen zu haben ſcheinet, und nur auf Gelegenheit wartet, um ſich wieder in ſeiner ſcheuslichen Geſtalt öffentlich ungeſtraft ſehen laſſen zu können. Wir ſind wahrlich in Gefahr, in die vorige Barbarei und Unwiſſenheit zurük zu fallen, und den Ruhm der Aufklärung zu verliehren, wenn wir nicht auf unſerer Hut ſind. Denn es herrſcht noch überall, bei Gelehrten und Ungelehrten — bei Juriſten und Theologen — nicht in katholiſchen Ländern allein, ſondern ſelbſt mitten in proteſtantiſchen Provinzen — nicht allein in finſtern entlegenen Dörfern, ſondern auch in den anſehnlichſten Städten — unter dem vornehmen und geringen Pöbel — der dikſte, dumſte und ſchändlichſte Aberglaube. Mögten doch Gerichtsperſonen nicht ſo oft von dieſer Wahrheit überzeugt werden!

Mög-

Mögte man doch nicht von einer vornehmen, ehemals ſehr erleuchteten Stadt, ſo traurige Nachrichten hören, daß man daſelbſt ſeit kurzen wiederum anfange Geſpenſter zu ſehen und Geiſter zu bannen!

Die Sache gehet wahrlich weiter, als man ſich vorſtellet. Wenn viele richterliche Perſonen, auch wohl Prediger aufrichtig reden ſollten; ſo würden ſie mit dem berühmten Leiſer *) ſagen: Die Hexerei und Zauberei ſelbſt iſt nicht von dem Erdboden verſchwunden, ſondern man hört nur deshalb nichts weiter von ſolchen Geſchichten, weil die mehreſten unſerer jungen Kollegen ſo leichtſinnig das Weſen der Zauberei verläugnen, und keine weitere Nachfrage darnach geſtatten wollen. Wenn es aber nach unſerer Einſicht gehen dürfte: ſo wollten wir bald der Welt überzeugend vor Augen legen, daß es Geſpenſter, Hexen, Zaubermeiſter, Ahndungen und Geiſterbanner gäbe.

Es kränkt mich, daß ich dieſe, von kindiſcher Schwäche zeugende Worte, von einem ſonſt ſo großen verdienſtvollen Manne leſen muß. Noch mehr aber, daß man in den ſchätzbaren Beiträgen zur juriſtiſchen Litteratur in den preußiſchen Staaten, in der 3ten Sammlung S. 70 u. f. eine

*) In med. ad Pand. ſpec. 608. med. 8.

eine Abhandlung findet, in welcher im ganzen Ernſte behauptet wird, daß ein Ermordeter nach dem Tode ſichtbar auf dieſer Welt erſcheinen, ſeinen Mörder den Hinterbliebenen angeben könne, und daß eine ſolche Angabe, in peinlichen Fällen, eine glaubwürdige Anzeige ſei. —

Wie oft kommen nicht die Betrügereien, welche durch vorgeſpiegelte Geiſterbannung und Schatzgrabung unternommen werden, noch immer zur gerichtlichen Unterſuchung? Seit dem Jahre 1780 ſind bei der Königl. Preuß. Quedlinburgſchen Erbvoigtei zwei derſelben von Wichtigkeit vorgefallen. Iſt gleich von Seiten derenjenigen, welche die Betrügerei ſpielen, ſelten einer, welcher ſolche Poſſen für wahr hält; ſo ſind doch alle die Elenden, welche auf ſolche Art reich werden wollen, von dieſem Wahn verblendet.

Wenn katholiſche Chriſten ſich von den Thorheiten, welche beim Schatzgraben getrieben werden, verblenden laſſen; ſo iſts ihnen leichter zu verzeihen. Denn der Geiſterbeſchwörer muß, nach der Legende, ein katholiſcher Ordensgeiſtlicher ſein; die Schätze müſſen ferner durch Leſung der Meſſen in katholiſchen Klöſtern, und durch die dafür zu bezahlenden Gelder, gelöſet werden, wie es in der Sprache dieſer Betrüger heißt. Wenn aber ein Proteſtant das Gebet eines katholiſchen Prieſters für kräftiger hält, als das Gebet

eines proteſtantiſchen Pfarrers: was ſind das für Religionsbegriffe! Welcher Unſinn!

Noch mehr! Iſt wohl auf dem ganzen Harze eine Stadt, ein Dorf, ein Bergwerk, in welchem nicht die Erſcheinung eines Berggeiſtes, die Kraft der Wünſchelruthe, die Geiſterbannung und Hebung unterirrdiſcher Schätze, die Kobolde, Geſpenſter und alle dergleichen Dinge, noch itzt von dem größten Theil geglaubt werden? Iſt wohl eine proteſtantiſche Stadt in ganz Deutſchland, in welcher der Aberglaube dieſer Art ganz vertilgt wäre?

Zu dieſen Betrachtungen veranlaßten mich die bei der hieſigen Königl. Preuß. Erbvogtei noch vorhandenen Hexenakten, aus denen ich einige Auszüge gemacht, um das Lächerliche und Schrekliche des Trotz allen Bemühungen denkender Köpfe dennoch noch nicht ganz vertilgten Aberglaubens deſto auffallender und glaubwürdiger darzuſtellen. Nie war mir die erſtaunliche Anzahl der Hexenprozeſſe, welche ſonſt die Gerichtshöfe beſchäftigten, ſo auffallend. Voltäre ſagt, daß ſeit der Zeit, da der Pabſt Gregor der heilige das unſinnige Geſetz der Römer in die Chriſtenheit eingeführt, daß die Hexen und Zauberer verbrannt werden ſollen, Ein hundert tauſend Menſchen unſchuldigerweiſe als Hexenmeiſter wären verbrannt worden. Dieß iſt noch viel zu wenig geſagt. Wir wollen eine nähere Unterſuchung darüber anſtellen.

Ich habe aus dem Zeitraume vom Jahre 1569 bis 1598, alſo in ungefähr 30 Jahren, einige dreiſſig Auszüge *) von Hexenprozeſſen gemacht, welche mit dem Scheiterhaufen geendiget ſind. Man denke nicht, daß weiter keine, als die hier genannten Perſonen in dieſem Zeitraume allhier hingerichtet wären. Ich glaube, daß die Anzahl derſelben ſich mehr als noch einmal ſo hoch belaufe. Denn in dieſem Zeitraume ſind in unſerm Aktenverzeichniß viele Akten angeführt, die nicht mehr aufzufinden ſind. Es ſind ferner in den vorhandenen Akten einige Perſonen genannt, welche der Hexerei wegen allhier hingerichtet ſind; und doch ſind dieſe Akten in dem aufgenommenen Aktenverzeichniß nicht zu finden. Die Urſach davon iſt bald zu finden. Unſer Aktenverzeichniß iſt erſt im Jahre 1700 verfertigt worden, als die Freiſchutzgerechtigkeit des hieſigen Stifts, und mit derſelben die peinliche Gerichtsbarkeit, von Kurſachſen an Kurbrandenburg abgetreten wurde. In den vorigen Zeiten hat man die Akten nicht ſo ſorgfältig verwahret, noch ein ſo genaues Verzeichniß darüber aufgenommen, als in den neuern Zeiten. Vielleicht hat man auch oft in ältern Zeiten von dem ganzen Prozeſſe gar nichts zu Papier gebracht.

Ich

*) Wir werden im nächſten Stük einige derſelben liefern. A. d. H.

Ich will daher nur annehmen, daß in dem genannten Zeitraume von 30 Jahren zum wenigſten 40 Perſonen durchs Feuer als Hexen hingerichtet ſind; ob ich gleich glaube, daß ich, ohne die Sache zu übertreiben, 60 annehmen könnte. Nach dieſem Verhältniß würden nun in jedem Jahrhunderte allhier in Quedlinburg ungefähr 133 Perſonen als Hexen verbrannt worden ſein. Denn man kann ſicher vorausſetzen, daß, je finſterer und unwiſſender die Zeiten; deſto wütender und geſchäftiger die Leute geweſen ſind, die Teufelskünſte aufzuſuchen, um ſich durch die Hinrichtung der vermeinten Hexen ein erbauliches Schauſpiel zu machen. Seit der Zeit alſo, da Quedlinburg, mit Inbegriff der dazu gehörigen Ländereien, einen eigenen Staat ausgemacht hat, ſind allhier in einem Zeitraume von 650 Jahren, wenigſtens 866 Menſchen um der Hexerei willen, zum Scheiterhauſen geführet.

Um in unſerer Unterſuchung weiter zu gehen, müſſen wir uns zuvor erinnern, daß die Sachſen ſchon im 6ten Jahrhunderte angefangen haben, die vermeinten Hexen zu verbrennen. Dieſen Gebrauch haben ſie von den Franken angenommen. *) Die Franken aber haben denſelben unſtreitig,

*) Leyſer. l. c. Sp. 608. med. 14. ſeq. Vielleicht iſt dieſer Gebrauch noch weit älter; es fehlet uns nur an ſchriftlichen Zeugniſſen von dieſer Sache.

rig, bei der Einführung der chriſtlichen Religion, von den Römern erhalten. Denn daß die Römer auch ſchon vor der Einführung der chriſtlichen Lehre, Zauberei, oder eine durch Hülfe feindſeliger Götter, vermittelſt Abſingung gewiſſer Lieder, oder durch andere geheimnißvolle Künſte hervorgebrachte Beſchädigung der Früchte, Thiere und Menſchen geglaubt haben, erhellet ſchon aus den Geſetzen der 12 Tafeln. Es läßt ſich auch erweiſen, daß dies Volk ſchon die Verbrecher von dieſer Art mit dem Feuer beſtraft habe. *) Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß der Pabſt Gregor der Große oder der Heilige ſich in dem 6ten Jahrhunderte damit den Namen des Heiligen erworben hat, daß er ſeinem heiligen Grimm wider die Teufelskünſtler und Hexenmeiſter Raum gegeben, **) und die Strafe des Scheiterhaufens wider ſie verordnet hat. — Ich rede hier von dem Urſprung der Strafe des Verbrennens. Denn der Aberglaube von Hexen und Hexenmeiſtern iſt auch in Deutſchland älter, als die chriſtliche Religion. Schon das Saliſche Geſetz erwähnt im 22ten Titel der Hexerei und Zauberei, und beſtimmt darauf eine Geldbuße. Ueberhaupt hat man die Bemerkung gemacht, daß, je wilder und roher die Völkerſchaften angetroffen werden; ſie deſto geneigter ſind, unbegreifliche, verborgene

Künſte

*) l. 3. de LL. et C. de maleficis et mathematicis

**) Decr. P. 2. cauſſ. 26. qu. 5. cap. 8, et 10. cfr. Sept. Decr. L. 5. tit. 12. cap. 3 et 5.

Künſte, und folglich auch Hexereien und dergleichen Fratzen zu glauben.

Ich komme auf meine Berechnung zurük. Es iſt gewiß, daß man in dem römiſchen Staate ſchon vor dem 3ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung angefangen hat, die Hexen und Zauberer zu verbrennen; daß aber dieſer Gebrauch ſich erſt mit dem 6ten Jahrhunderte nach Deutſchland gewandt hat. Und von dieſem letztern Zeitpunkt wollen wir unſere Berechnung anheben, und damit bis zum 18ten Jahrhunderte fortgehen. Geſetzt auch, daß in den erſten Jahrhunderten nicht ſo häufig gemordet und gebraten worden; ſo erſetzen doch die in den lezten Zeiten weit häufiger vorkommenden Todesurtheile, als in meiner Berechnung zum Grunde gelegt worden, dasjenige überflüßig, was in jenen etwa fehlen mögte.

Es iſt mehr, als wahrſcheinlich: je näher nach Rom; deſto mehr Hexenprozeſſe. Denn ſeit der Zeit, daß der Pabſt Gregor das heidniſche Geſetz der Römer, die Hexen mit Feuer zu vertilgen, in die chriſtliche Religion aufnahm, und in heiliger Begeiſterung zwei vornehme Senatoren in Rom als Hexenmeiſter verbrennen ließ, bildeten ſich alle Prieſter nach ihrem untrüglichen Oberhaupte, und man ſah nun allenthalben Scheiterhaufen anzünden, um die Hexen darauf zu braten. Die Geiſtlichen hatten die größte Gewalt in Händen, und drangen auf die Vertilgung der Hexen mit deſto

U 2 größerm

größerm Eifer, je mehr ſie ſich dadurch einen Einfluß in die Gerichte verſchaffen konnten. Die Richter ermangelten auch nicht, auf die Hexen fleißig Jagd zu machen. Außerdem, daß ſie ſich hiedurch die Gunſt der Geiſtlichen erwarben, und ihnen ſelbſt auch dies Geſchäft aus religiöſen Bewegungsgründen wichtig war, gewannen ſie dadurch die herrlichſten Einkünfte. Die Güter der zum Tode verurtheilten Hexen fielen dem Richter in die Hände; *) und es müßte ſchlecht geweſen ſein, wenn nicht, auch bei dem geringſten Hexenprozeß, die Sporteln hätten bezahlt werden können.

In Deutſchland, Frankreich, Spanien, Italien und England, und überhaupt in dem Theile Europens, welcher ſeit dem Ausgang des 6ten Jahrhunderts ſich zur chriſtlichen Religion bekannt hat, ſind wenigſtens 71 Millionen Einwohner anzunehmen. Wenn nun in einem ſo kleinen Bezirk Deutſchlandes, welcher kaum 11 bis 12000 Menſchen faſſet, in Einem Jahrhunderte auf 133 Perſonen als Hexen hingerichtet ſind; ſo beträgt dieſes in der ganzen chriſtlichen Kirche auf jedes Jahrhundert 858,454, und auf den von mir bezeichneten Zeitraum von 11 Jahrhunderten neun Millionen vierhundert zwei und vierzig tauſend neunhundert vier und neunzig Menſchen.

Wollte ich die unglüklichen Schlachtopfer mitzählen, welche theils vorher, nämlich vom dritten

bis

*) Goldaſt von der Konfiſkation der Hexengüter.

bis zum ſechſten Jahrhundert, theils nachher, nämlich noch in dem gegenwärtigem Jahrhunderte, theils im übrigen Europa, als Polen, Schweden, Dännemark ꝛc. auf eben dieſe Weiſe hingerichtet ſind; ſo könnte ich dieſe Berechnung noch weit höher treiben.

Man hat ſonſt dafür gehalten, daß der Pabſt Innozenz der 8te der Urheber der Hexenprozeſſe in Deutſchland ſei. Es iſt zwar richtig, daß dieſer laſterhafte und herrſchſüchtige Pabſt am 5ten Dezember 1484 die berüchtigte Bulle erlaſſen hat, wodurch Jakob Sprenger, Johann Gremper, und einige Notarien, unter der Aufſicht des Biſchofs zu Straßburg den Auftrag erhielten, in Deutſchland die Hexenprozeſſe wider alle Perſonen, wes Standes und Würden ſie ſein möchten, aufs eifrigſte zu betreiben. Aber keineswegs iſt hierdurch der Hexenprozeß zuerſt in Deutſchland eingeführt worden. Dieſe Plage der chriſtlichen Völker hat der Pabſt Gregor der Heilige erfunden, wie ich ſchon vorhin angeführt habe. Man werfe nur einen Blik in jene berüchtigte Urkunde, und man wird ſogleich daraus erſehen, daß damals in Deutſchland ſchon einiges Licht aufgehen wollte; daß die klügſten unter den Prieſtern ſchon angefangen hatten, die Lehre von den Teufeln und ihren unſeligen fürchterlichen Wirkungen auf die Körperwelt zu beſtreiten; daß ſie die Thorheit und Grauſamkeit der ſchon lange vorhandnen Hexenprozeſſe einſehen lernten; daß die Rich-

ter ſchon aufhörten, die Hexen und Zauberer ſo heftig, als zuvor, zu verfolgen, daß man auf dem Wege war, die Rechte der geſunden Vernunft wieder herzuſtellen, und von den grauſamen Ermordungen ſeiner Brüder abzuſtehen; daß aber der Pabſt Innozenz der achte dieſe Aufklärung *) ſehr übel empfand, und daher wieder die bisherige Nachläſſigkeit der Prieſter und Richter heftig eiferte, die ſtrengſte Verfolgung der Hexen, unter Bedrohung des Banns und göttlicher ewiger Strafen, ernſtlich anbefahl, und ſich unter dem Deckmantel der Religion, eine ſolche tyranniſche Gerichtsbarkeit über alle Bewohner Deutſchlandes anmaßete, welche auch ſelbſt die mächtigſten Fürſten zittern machte. Denn bei der zunehmenden Einſicht und Aufklärung des deutſchen Publikums fand der heilige Vater ſeine Rechnung nicht.

Zu verwundern iſt es allerdings, daß unſer guter Luther die unvernünftige und heidniſche Grille von Zauberei, von Geſpenſtern, und der Macht des Satans in ſein Glaubensbekänntniß mit aufnahm. Es ſind von ihm verſchiedene Geſpenſtergeſchichtchen bekannt;

*) Dahin gehören die Worte: tamen nonnulli clerici et laici illarum partium — näml. in Deutſchland — *quaerentes plura ſapere, quam oporteat* — Deutlicher konnte nun wohl dieſer Barbar nicht eingeſtehen, daß die deutſchen Prieſter und Richter klüger geworden wären, als ihm lieb war, und als ſie ſein ſollten.

bekannt; inſonderheit die, wo er zu Eisleben einem Teufel das Tintenfaß nach dem Kopf geworfen hat. Diejenige iſt aber am wenigſten zu ſeinem Ruhme, als ihm ein Pfarrer vom Lande meldete, es ſei ein Weib in ſeinem Dorfe geſtorben, welches ſich im Grabe ſelbſt auffräße, und davon ſtürben alle Leute im Dorfe; mit der Anfrage: wie er ſich dabei zu verhalten habe? Luther gab ihm zur Antwort; das wäre nichts weiter, als des Teufels Bosheit und Betrügerei, der Teufel wolle kurzum gefürchtet, geehret und angebetet ſein, wie Gott; er könne alſo nicht leiden, daß man ihn verachte; man ſolle daher nicht glauben, daß es ein Geſpenſt oder Seele ſei, ſondern der Teufel ſelbſt; darum ſolle man in die Kirche zuſammen gehen, und Gott bitten, er wolle ihnen ihre Sünde vergeben um Chriſti willen, und dem Teufel wehren. *) Albern genug! Wenn aber im Jahre 1779 in Weſtpreußen, und 1783 in Glarus noch Hexenprozeſſe vorkommen: dies iſt freilich noch ſchändlicher!

Quedlinburg den 19ten Nov. 1783.

G. C. Voigt.

*) Hauber in bibl. mag. Th. 3. S. 794 u. 795.

4.

Ueber Denk- und Drukfreiheit.

An Fürſten, Miniſter, und Schriftſteller.

Seit einiger Zeit haben die Klagen auf der einen Seite über Mißbrauch, auf den andern über Einſchränkung der Drukfreiheit ſo überhand genommen, daß Betrachtungen, welche dieſen Gegenſtand betreffen, wohl zu keiner gelegenern Zeit kommen können, als eben jezt. — Man müßte weit ausholen, wenn man das, was hierüber zu ſagen iſt, aus ſeinen erſten Gründen herleiten wollte. Ein Schriftſteller, der dieſes unternähme, würde viele Leſer, die ſeinen Scharfſinn bewunderten, aber dieſe dennoch Auswege finden, auf welchem jeder von ihnen ſeine beſondere Meinung retten könnte. Was mich betrift, ſo wünſchte ich, meine Leſer einer Meinung geneigt zu machen, welche zwar aus den erſten Grundſäzen des Naturrechts fließt, und weniger in der Theorie bezweifelt, als bei der Anwendung ſchikanirt werden kann, die aber eben deswegen mehr durch lebendige Darſtellung ihrer Folgen, als durch Entwikkelung ihrer erſten Grundſäze ſicher geſtellt wird.

Der Preußen Friedrich befindet ſich beinahe ſeit einem halben Jahrhunderte im Beſiz, auf ſeine Zeitgenoſſen durch ſeine Schriften, noch mehr aber

durch

durch ſein Beiſpiel zu wirken. Ich überlaſſe den Geſchichtforſchern, den Einfluß zu bemerken, den ſeine Handlungsweiſe auf das Staatsrecht, die Regierungskunſt, die Philoſophie, und die Sitten ſeines Jahrhunderts gehabt hat, und noch haben wird. Zu meinem Zwekke aber kann, wie ich glaube, nichts dienlicher ſein, als wenn ich das, was Friedrich über dieſen Gegenſtand gedacht, und geſagt hat, ſammle, und den Leſern vorlege. Ich kann mich freilich nicht rühmen, von ihm beſondere Offenbarungen empfangen zu haben. Nur aus ſeinen Schriften, welche jedermann vor Augen liegen, kann ich das hiehergehörige ausziehn. Eben deswegen werde ich zwar der Verbindung wegen Sätze einſchieben, und auch entferntere Gedanken aufnehmen müſſen, damit ich ſein Siſtem gleichſam aus ſeinem Keimen entwikkeln könne; denn ich bin im Stande, alles, was ich ihm in den Mund legen werde, wo nicht durch Worte des Schriftſtellers, doch durch Thaten des Königs zu belegen. Allein ſo wenig ich den Vorwurf zu beſorgen habe, als ob ich meine Gedanken unter Friedrichs Gepräge ausböte, ſo ſehr muß ich fürchten, daß mein Gepräge ſeine Gedanken unkennbar machen dürfte. — Ich bitte daher die Leſer, ihre Einbildungskraft zu Hülfe zu nehmen, und das, was meinem Vortrage an Würde und Leben fehlen möchte, hinzuzudenken. Man ſtelle ſich den jungen Monarchen vor, wie er nach den erſten Augenblikken der angetretenen Re-

gierung in seinem einsamen Kabinet seine Gedanken sammlet, und in folgendes Selbstgespräch ausbricht:

"Ich habe nun den Zügel gefaßt, durch welchen "eine Menge zerstreuter Völker in einem Geleise "fortgeführt werden sollen. Mit der Peitsche eines "Nero könnte ich sie wie Thiere vor mir hertreiben. "Und doch sind es Menschen *) — Menschen, wie "ich — geboren, angenehme Tage zu leben — fä"hig, Leibnitze und Wolfe hervorzubringen — be"stimmt, die Würde der Menschheit zu fühlen — "gewohnt, Macht auf Ordnung gestützt zu ehren — "geneigt, Liebe mit Liebe zu vergelten. Aber bin "ich nicht König? Sind die Könige nicht Hirten "der Völker, und also diese ihre Heerden? Wohl "mir, daß ich meine und ihre Bestimmung besser "kenne! **) Haben wir nicht alle ein gleiches Recht "auf

*) Ainſi tous ces humains, dont la terre fourmille,
Sont fils d'un même pere & font une famille;
Et malgré tout l'orgueil que donne Votre rang
Ils ſont nés Vos égaux, ils ſont de Votre ſang.
Ouvrez toujours le coeur à leur plainte importune,
Et couvrez leur miſere avec Votre fortune.
Voulez-Vous en effet paroître aus deſſus d'eux,
Montrez Vous plus humains plus doux & vertueux.
(Poeſies diverſes.)

**) Mais du pouvoir des Rois connoiſſons l'origine,
Penſez-Vous qu'élévés par une main divine,
Leur peuple, leur état leur ait été commis,
Comme un troupeau ſtupide à leurs ordres ſoumis?

Pour faire des heureux Vous occupez l'empire!
(Poeſ. div.)

„auf Glükſeligkeit? Iſt der Ueberfluß des Rei„chen nicht ein nothwendiges Opfer, welches er dem „Mangel des Armen darbringen muß? Legt mir „mein höherer Stand, mein königlich Amt nicht „die Pflicht auf, ſanfter, wohlthätiger, tugendhaf„ter, mit einem Worte, menſchlicher zu ſein als ſie?— „Man ſagt, die Menſchen wären undankbare Be„ſtien, ſie krochen zu unſern Füßen, krümmen und „wänden ſich, lekten und ſchmeichelten; und ehe „man es ſich verſähe, ſchnappten ſie dem, der ihnen „Futter darreiche, nach der Hand. Und was kann „man Anders von ihnen erwarten, wenn man ſie „vergeſſen lehrt, was ſie ſind, wenn man ſie wie „Thiere bändiget, nicht wie Menſchen regiert? „Zwar muß der Unwürdige, in welchem der Fun„ken des göttlichen Urſprungs, das ganze Gefühl „von der Würde der Menſchheit erſtikt worden, „durch Strenge in ſeinen Schranken gehalten wer„den; aber der Fürſt, der bloß durch Furcht herr„ſchen will, verwandelt ſeine Unterthanen in nie„derträchtige Sklaven; vergebens wird er edle Tha„ten von ihnen erwarten. Alle ihre Handlungen „haben das Gepräge ihres niedrigen Charakters an „ſich. *) Vergebens wird er durch große Thaten nach

*) Je ne nie point qu'il n'y ait des hommes ingrats & diſſimulés dans le monde, je ne nie point que la ſévérité ne ſoit dans quelques momens très utile; mais j'avance que tout Roi, dont la Politique n'aura pour but que de ſe faire craindre, regnera ſur des

"nach Ehre ſtreben. Er wird bei aller ſeiner Mühe "nur den Ruf eines geſchikten Zuchtmeiſters davon "tragen, und kein Genie erwekken, welches fähig "wäre, die Strahlen ſeines Thrones wie in einem "Spiegel zu ſammlen, und dem Auge der Nach⸗ "welt zu zeigen. Was mich betrift, ſo wünſche ich "ein edles, kühnes, freidenkendes Volk zu beherr⸗ "ſchen, ein Volk, das Macht und Freiheit hätte, "zu denken und zu handeln, zu ſchreiben und zu "ſprechen, zu ſiegen oder zu ſterben. Mögen ſie "doch zuweilen die ihnen gegebene Freiheit mißbrau⸗ "chen, meine beſten Thaten zu verkleinern! Ich "bin deſto ſichrer vor dem niedrigen Geſchmeiß der "Schmeichler, und lerne die göttliche Kunſt zu ver⸗ "zeihen. Wer dieſe nicht beſitzt, iſt des Thrones un⸗ "würdig. *)

"Men⸗

des lâches & ſur des eſclaves, & qu'il ne pourra point ſ'attendre à de grandes actions de ſes ſujets. Car tout ce qui ſ'eſt fait par crainte & par timidité, en a toujours porté le caractere.

(Anti-Machiavel.)

*) Quel que ſoit le pouvoir qui Vous tombe en partage,
Que le bien des humains ſoit toujours Votre ouvrage;
Et plus ils ſont ingrats, plus ſoyez généreux.
C'eſt un plaiſir divin de faire des heureux.
Surtout n'abuſez point d'une vaſte puiſſance,
Et n'écoutez jamais la voix de la vengeance.
Qui ne peut ſe dompter, qui ne peut pardonner,
Eſt indigne du rang qui l'apelle à regner.

Quoi!

"Menſchen glüklich zu machen, iſt das glükliche "Loos der Gottheit, und ſoll, ſo weit menſchliche "Kräfte es erlauben, auch das meinige werden. "Aber wodurch kann ich mein Volk glüklich, meine "Regierung wohlthätig, meinen Namen unſterb-"lich machen? — Was macht die eigentliche Stär-"ke der Staaten aus? Iſt es der weite Umfang "des Gebiets, zu deſſen Vertheidigung ein zahlrei-"ches Heer erfordert wird? oder der durch Hand-"lung, und Künſte beſtändig anwachſende Reich-"thum; welcher nur alsdann nützlich wird, wenn "man ihn wohl anzulegen weiß? oder endlich die "Menge der Unterthanen, die ſich ohne Anführer "ſelbſt zu Grunde richten würde? Nein, alle dieſe "Gegenſtände ſind gleichſam nur rohe Materialien, "die nur alsdann Werth und Anſehn erhalten, wenn "ſie von einer klugen und geſchikten Hand bearbei-"tet werden. Die wahre Macht eines Landes be-"ſteht allein in den großen Männern, welche die "Natur daſelbſt zu rechter Zeit geboren werden "läßt. *)

"Alſo

Quoi! je voudrois devoir mon nom & mon merite
Au caprice inconſtant d'une foule ſéduite,
Et n'être vertueux que pour me voir louer?
Que le monde me blâme ou daigne m'avouer!
Je ris de ſon encens qui ſ'envole en fumée,
Et du peuple inſenſé qui fait la renommée.
(Poeſ. div.)

*) Qu'eſt-ce qui fait la force des Etats? Sont-ce des limites étendues auxquelles il faut des défenſeurs? Sont-

»Alſo das Genie muß ich wecken, dem For-
»ſchungsgeiſt Nahrung und den Talenten freies
»Spiel verſchaffen. Noch ahnden meine Völker
»nicht die Hälfte deſſen, was aus ihnen werden
»wird. Sie merken wohl, daß ſie nicht bloß darum
»empfinden und denken, um weißes und ſchwarzes
»Brot von einander unterſcheiden zu können. Sie
»würden frei denken, wenn ſie dürften, ſie würden
»Shaftesburys und Lockes unter ſich haben, wenn
»ſie ſich unterſtänden, es zu ſein — vielleicht auch
»Montesquieus und Voltaires, wenn ſie es unge-
»ſtraft ſein könnten. Sie ſollten exiſtiren dürfen,
»und nicht denken? — Athem holen, und ihre Ge-
»danken nicht mittheilen? Warum ſchmachten die
»Nachkommen der Weltbeherrſcher bei den Ruinen
»ihrer Vorfahren in Verachtung und Armuth? Iſt
»es nicht darum, weil ihr ohnmächtiger Tyrann
»über Handlungen und Gedanken, Beſitzthümer
»und Meinungen, Stand und Gewiſſen gleich un-
»umſchränkt herrſchen will?

»Warum

Sont-ce des richeſſes accumulées par le commerce & l'induſtrie, qui ne deviennent utiles que par leur bon emploi. Sont-ce des peuples nombreux, qui ſe détruiroient eux-mêmes ſ'ils manquoient de conducteurs? Non, ces objets ſont des matériaux bruts qui n'acquierent de prix & de conſidération qu'autant que la ſageſſe & l'habileté ſavent les mettre en oeuvre. La force des Etats conſiſte dans les grands hommes que la Nature y fait naître à propos. (Eloge du Prince Henri.)

»Warum verſinkt jenes zu allen Zeiten berühm»te Volk, vor deſſen Namen, begleitet durch den »Donner ſeines Geſchützes, beide Hemiſphären er»bebten, nach der Eroberung einer halben Welt in »eine tödtliche Ohnmacht? Warum können die »Schätze beider Indien, und zwei Meere, auf wel»chen ſich andere Völker bereichern, ſeiner täglich »zunehmenden Armuth nicht abhelfen? — Woher der »Verfall des an der äuſſerſten Spitze Europens, von »dem großen Weltmeere beſpülten, und durch die »Verfolgung der Andersdenkenden ſo berüchtigten »Reichs? Warum muß auch die wenige Mühe sei»ner trägen, aber rechtgläubigen Einwohner jene »ſtolzen Ketzer bereichern, welche ſich durch Ausbil»dung ihrer Talente die halbe Welt zinsbar gemacht »haben? — Warum wurde den proteſtantiſchen Pro»vinzen Deutſchlands bei einer geringern Frucht»barkeit ein größerer Wohlſtand zu Theil? — Wo»her der Vorzug an Macht, Einfluß, und Ehre, »welcher Frankreich vor den übrigen katholiſchen »Staaten auszeichnet? — — Alles unerklärlich, »wenn man nicht den Widerſtand der Trägheit be»rechnet, wodurch Aberglauben, geiſtlicher Despo»tismus und Unduldſamkeit der Entwikkelung der »Talente, der Erfindſamkeit, und dem natürlichen »Triebe des Menſchen, ſeine Thätigkeit zu äußern, »entgegen wirken; wenn man vergißt, mit welchem »Eifer Frankreichs Parlemente gegen die Hierar»chie kämpften, und wenn man nicht weiß, wie

»ſehr

"ſezt die Freiheit zu denken Geiſt und Herz erhebt, "und zu eben ſo groſſen, als wohl überlegten Un"ternehmungen geſchikt macht.

"Auf der einen Seite ſehe ich Völker, welche "nicht über den Kreis hinwegſehen dürfen, den der "Zauberſtab ihrer Prieſter um ſie herumgezogen hat; "ſcheu zittern ſie vor jedem Gedanken zurük, der "unter dem geiſtlichen Stempel nicht zu gangbarer "Münze umgeprägt worden. Sie dürfen nicht "fragen: Was iſt Wahrheit? ſondern nur: Was "haben unſre Aeltern für Wahrheit gehalten? So "gewöhnte Menſchen unterſtehen ſich nicht, ihren "Bogen anders zu ſpannen, als ihre Väter, oder "ihrem Hausrath eine Geſtalt zu geben, welche ſie "nicht ſchon im groſväterlichen Nachlaſſe zu bemer"ken Gelegenheit gehabt hatten. So verſinken ſie "aus Dummheit in Trägheit, und überlieſern ihre "Schäze denen, die ſie haſſen, um ſich dafür von "ihnen verachten zu laſſen. — Umſonſt ermuntert "man ſie zum Kunſtfleiß, oder ſucht geſchiktere Aus"länder der Nation einzuverleiben. Man will ei"nen hänfnen Faden wie eine Stahlfeder ſpannen, "und läßt den eingepfropften Zweig mit dem Stam"me verdorren.

"Betrachte ich auf der andern Seite jene glük"lichen Völker, deren Geiſt ſich über die Vorur"theile finſterer Zeiten erhoben, welche den Ster"nen Geſeze vorgeſchrieben, den Geburtsort der "Winde ausgekundſchaftet, die Luft gewogen, die

"Natur

"Natur gebändigt, und die Erde an beiden Polen "eingedrükt haben; *) ſo ſehe ich ſie auch mit raſt⸗"loſer Thätigkeit immer neue Erwerbungsmittel er⸗"finden, und den Reichthum aller Welttheile unter "ihren Händen wuchern. Der gute Geſchmak ver⸗"doppelt den Werth ihrer Arbeiten, und ihre Ideen "herrſchen gleich unumſchränkt am glänzenden Hofe, "und in der ſtaubigten Schule.

"Auch über meine Unterthanen ſoll die Morgen⸗"genröthe der Philoſophie, und des guten Ge⸗"ſchmakkes aufgehn. Sie ſollen die Feſſeln des Aber⸗"glaubens abwerfen. Herrſchſüchtige Prieſter ſol⸗"len ihre Freiheit zu denken, nicht einſchränken. "Keine Religion ſoll herrſchen. Alle Glaubensmei⸗"nungen ſollen mit gleicher Freiheit vorgetragen "werden. Wenn es nur eine einzige Religion in "der Welt gäbe, ſo würde ſie ſtolz und unum⸗"ſchränkt gebieten. Jeder Geiſtliche wäre ein Ty⸗"rann, welcher eben ſo viel Strenge gegen die un⸗"ſchul⸗

*) Par un dernier effort la raiſon fit paroître
Ces ſublimes devins des myſteres des Dieux;
C'eſt par leur ſoin que l'homme aprend à les connoître.
Ils éclairent la Terre, ils liſent dans les Cieux;
Les Aſtres ſont décrits dans leurs obliques courſes,
Les torrents découverts dans leurs ſubtiles ſources.
Ils ont ſuivi les vents, ils ont péſé les airs;
Ils domptent la nature;
Ils fixent la figure
De ce vaſte Univers. (Poeſ. div.)

„ſchuldigen Meinungen, als Nachſicht gegen die „Verbrechen des Volks zeigen würde. Sie würden „alle die Aufklärung, als ihren gemeinſchaftlichen „Feind unterdrücken, und die Dummheit unter „dem Namen der Frömmigkeit, zur Verehrung auf- „ſtellen. *)

„Dahin ſoll es in meinem Lande, und unter mei- „ner Regierung nicht kommen. Wenn auch meine „Unterthanen ſich über Glaubensmeinungen unter „einander entzweien, ſo ſoll es doch keiner Partei „gelingen, den Staat ſelbſt in ihr Intereſſe zu zie- „hen. Ausgebannt wird die eine die Meinung der „andern für gefährlich ausſchreien. Nur Schwärm- „köpfe von Sekten laſſen ſich zur Verfolgung der „Privatrache brauchen. Irrlehren, auch die ge- „fährlichſten, werden nie durch meine Verfolgung

*) S'il n'y avoit qu'une religion dans le monde, elle ſeroit ſuperbe & deſpotique ſans retenue. Les Eccléſiaſtiques ſeroient autant de Tyrans, qui exerçeroient leur ſévérité ſur les peuples & n'auroient d'indulgence que pour leurs crimes. — Toutes ces Sectes vivent ici en paix, & contribuent également au bonheur de l'Etat. Il n'y a aucune religion qui ſur le ſujet de la morale s'écarte beaucoup des autres; ainſi elles peuvent être toutes égales au Gouvernement, qui conſéquemment laiſſe à un chacun la liberté d'aller au ciel par quel chemin il lui plait. Qu'il ſoit bon citoyen, c'eſt tout ce qu'on lui demande. Le faux zéle eſt un tyran qui dépeuple les provinces; la Tolérance eſt une tendre mère qui les rend floriſſantes.

(Mémoires de Brandebourg.)

berührt, aber, wie ſie es verdienen, verabſcheut, und vergeſſen werden.

Dagegen ſollen die wohlthätigen Wirkungen der Philoſophie durch keine Zwangsgeſetze eingeſchränkt werden. Alles ſoll in meine Staaten zurückkehren; und alles frei und öffentlich gelehrt werden können, was nicht geradezu wider den Staat, die guten Sitten, und die allgemeine Religion ſtreitet.

So handelte der große Monarch, der für uns als das Muſter der Fürſten, und das Ziel der Bewunderung von ganz Europa geworden iſt. O Ihr, welche Eitelkeit den Namen der Könige und Fürſten zu verdrehen ſcheint, unmündigen Kinder [illegible] deren Willkühr die Völker die Erhaltung ihrer Menſchenrechte zu fordern haben! Wann wollt Ihr anfangen, euren Völkern Friedrich zu ſein, nicht zu ſcheinen? Wann werdet Ihr ihnen die Freiheit geben, worauf ſie von Geburt an unveräußerliche Anſprüche haben; die Freiheit zu denken, und ihre Gedanken mitzutheilen? Ihr ahmt Friedrich nach, wo ihr nicht könnt; aber die Kunſt, Sandwüſten in Gärten umzuſchaffen, Menſchen menſchlich zu regieren, und der Thätigkeit der Unterthanen einen nützlichen Spielraum zu geben — das ſind Künſte, deren Ausübung ihr ihm allein, und wenigen ſeiner glücklichen Nachahmer überlaßt. Ihr beſorgt vielleicht, daß euer Volk, wenn es gleich Bileams Eſel die Sprache bekäme, euch den trauri-

gen Zuſtand, worein ihr es verſetzt, zu erkennen geben möchte. Doch habt ihr dieſes ſo leicht nicht zu beſorgen. Denn es geſchieht eben ſo ſelten, daß gedrükte Völker ihren Tyrannen, als daß laſtbare Thiere ihren Reutern Gegenvorſtellungen machen. Wenn ſich aber das Wunder zuträgt, ſo iſt es gleich wohlthätig für Bileam und ſeinen Eſel, für den Fürſten und ſein Volk.

Wenn Ihr freilich eure, und eurer Diener und Lieblinge hohe Perſon für den Staat haltet; ſo habt ihr Recht, alle Schriften, worin über eure Maaßregeln geurtheilt wird, als Schriften gegen den Staat zu verwerfen. — Nicht ſo Friedrich, der auf die Vorſtellungen des Geringſten ſeiner Unterthanen achtet, und Raynals in Schutz nimmt!

Und was kann es auch helfen, die Preßfreiheit einzuſchränken? Was ihr in eurem Lande nicht drukken laſſen wollt, bereichert einen Verleger in der Nachbarſchaft auf eure Koſten. Konfiszirt ihr das Werk, ſo wird es mit doppeltem Eifer geſucht und geleſen, gedeutet und mißgedeutet.

Dieſer Grund iſt gültig, wenn ihr auch Bedenken tragt, eure Unterthanen zu Menſchen zu machen; ſelbſt alsdenn, wenn dieſe ſich in dem Falle jener Unglüklichen befinden, welche ſich in Gegenwart ihres Königs Hunde nennen müſſen, um Se. Majeſtät auch nicht einmal von weitem an die Pflichten der Menſchlichkeit zu erinnern. In dieſem Falle aber iſt auch das Schikſal eurer Völker

unend

unendlich verſchieden von dem, in welchem ſich die Unterthanen eines Friedrichs befinden, welche auf ſeinen Befehl belehrt werden, daß er, als Menſch, von ihnen, als Menſchen, nur menſchliche Ehrenbezeugungen zu fordern habe.

Vielleicht glaubt ihr, daß euren Völkern das Tagelicht nicht zuträglich ſei, und daß ſie ſich beſſer bei einer Lampe befinden, die eben hell genug brennt, ſie ihr Brodt finden zu laſſen, ohne ihnen die Schwärze derſelben zu zeigen. — Und ihr habt Recht, wenn ihr euren Unterthanen alle Rechte der Menſchheit rauben, den Trieb der Thätigkeit in ihnen erſticken, die Städte zu Jägerhütten, und die Felder zu Wildrevieren machen wollt; und wenn ihr die Abſicht habt, den Reſt eurer Unterthanen in Bettler zu verwandeln, um ſie gegen diejenigen ſicher zu ſtellen, welche ihr genöthigt habt, Diebe oder Räuber zu werden.

Oder wollt ihr etwa dem reiſenden Philoſophen durch eure Verſagungen ſeine Unterſuchungen erleichtern? Denn wenn er erſt weiß, wie es bei euch mit der Preßfreiheit ſteht, ſo kann er mit leichter Mühe auf den Zuſtand eures Volks und eurer Regierung ſchließen. Ein elender Reiter, der ein Pferd ohne Muth, und ein ſchlechter Regent, der ſich ein Volk ohne Freimüthigkeit wünſcht!

Auch eure Nachbarn werden es gern ſehen, wenn eure Cenſurkollegien furchtbarer ſind, als eure Armeen.

meen. Denn Freimüthigkeit und Tapferkeit waren von jeher Geſchwiſter.

Von Seiten des preußiſchen Staats dürft ihr wenigſtens nicht hoffen, nachgeahmt zu werden. Dort kämpft man mit demſelben Muthe gegen Feind, und Vorurtheile. — Die Freiheit laut zu denken, iſt die ſicherſte Schutzwehr des preußiſchen Staats. Dort iſt man vernünftig genug, die fürchterliche Stille, welche vor dem Ungewitter vorangeht, mehr zu ſcheuen, als den ſcharfen Nordwind, der uns zuweilen etwas Schneegeſtöber in die Augen jagen mag. Dort dient dieſe Freiheit ſtatt des von Montesquieu geprieſenen Gegengewichts, welches eben ſo oft den nützlichen, als den ſchädlichen Aeuſſerungen der königlichen Gewalt entgegengeſetzt wirket.

Auf Subordination beruht die unwiderſtehliche Gewalt des preußiſchen Kriegsheeres. Von der Subordination hängt die Ordnung ab, welche im preußiſchen Civilſtande herrſcht. Subordination iſt die Seele des ganzen preußiſchen Staats. — Dieſe auf der einen Seite ſo unentbehrliche, auf der andern ſo läſtige Subordination, wird durch die Freiheit laut zu denken gemäßigt, aber nicht gehemmet. Kein Vorgeſetzter wird dadurch gehindert, zu thun was er will, ſondern, nur zu wollen, was er nicht ſoll. — Scheu vor dem Urtheile des Publikums kann unter ſolchen Umſtänden die Stelle des Patriotismus vertreten. Der Untergebene

wird

wird freilich dadurch von der Pflicht des Gehorſams nicht entbunden, und was geſchehen ſoll, geſchieht; aber man wird doch nur gezwungen den Befehl zu befolgen, nicht, zu billigen; zu thun, nicht, zu urtheilen; nachzugeben, nicht, beizuſtimmen. Der kühne Räſonneur verbeugt ſich ſo tief, und gehorcht eben ſo hurtig, wie andere; aber man fürchtet die Verwegenheit ſeines Urtheils, und hütet ſich, ihm Blößen zu geben. Man ſetze den Fall, der Anführer eines Kriegsheers ſei mit Officieren umgeben, welche alle ſeine Maaßregeln auf das ſtrengſte beurtheilen. Was iſt die Wirkung ihres Räſonnements? Wird dadurch die Vollziehung der gegebenen Befehle aufgehalten? Räſonniren ſie erſt, ehe ſie gehorchen? Nichts von dem allen! Ihre hinten drein folgende Räſonnements haben nur die Folge, daß der Anführer, wenn er ihre Geſchicklichkeit kennt, ſich ihres Beifalls entweder durch Rathfrage, oder durch eine genaue Ueberlegung aller ſeiner Schritte zu verſichern ſucht.

Es ſcheint freilich, als ob dergleichen Räſonneurs den Fürſten und ihren Dienern die Kunſt zu regieren erſchweren; und es iſt wahr, wenn man darunter die größere Anſtrengung verſteht, welche erfordert wird, um großen Poſten mit Ehren vorzuſtehen. Ein träges muthloſes Volk erträgt die ſchlechteſte, ſo wie die beſte, Regierung auf gleiche Weiſe. Es murrt über die gute aus Unverſtand, und über die ſchlechte, weil es die Folgen davon empfindet;

aber in beiden Fällen nur heimlich. Unter ſolchen Umſtänden iſt es freilich leicht, ſeinem Titel, aber ſchwer, ſeinem Amte ein Genüge zu leiſten. Denn der Regent wird in dem einen Falle nicht ermuntert, in dem andern nicht gewarnt. Er betreibt ſein Geſchäft wie ein Handwerker auf dem Dorfe, der es nicht der Mühe werth hält, ſeine Arbeit beſſer zu machen, weil ſeine Kunden doch auch mit der ſchlechtern zufrieden ſind.

Wenn daher Preußens Beherrſcher die Schriften gegen den Staat von der Cenſür unterdrükt wiſſen will; ſo verſteht er nur ſolche, welche den Staat ſelbſt angreifen, ihn an ſeine Feinde verrathen, die Unterthanen von der Pflicht des Gehorſams losſagen, und bürgerliche Unruhe verurſachen; aber nicht beſcheidene Urtheile über die von dem Fürſten oder ſeinen Dienern getroffenen Maaßregeln. Wenn er die Religion ſchüzt, ſo verſteht er darunter nur die allgemeine Religion, ohne Rükſicht auf den beſondern Namen, womit ſie prangt, oder wodurch ſie verhaßt gemacht wird. Eine ſolche Drukfreiheit iſt das unterſcheidende Merkmal einer weiſen Regierung. Ihr ſanfter Einfluß theilt der uneingeſchränkten Monarchie alle Vergünſtigungen der politiſchen Freiheit mit, ohne ſie den zerſtörenden Ungewittern bloß zu ſtellen, welche ſo oft die Morgenröthe der republikaniſchen Freiheit verdunkeln, und ihren Mittag beunruhigen.

Aber

Aber wenn die Drukfreiheit ein ſo unſchätzbares Kleinod iſt: ſo müſſen wir uns auch hüten, ſolches durch einen unbehutſamen oder unedlen Gebrauch in Gefahr zu ſezen. Wir müſſen den Großen ſogar den Vorwand benehmen, uns ſolches als Unwürdigen zu entziehen. Wir müſſen nicht gleich muthwilligen Knaben unſere Freiheit mißbrauchen, um die Vorübergehenden zu beſudeln. — Schriftſteller! wenn ihr Lehrer der Menſchheit ſein wollt, ſo beweiſt, daß ihr dieſen erhabenen Titel verdient. Entfernt allen Verdacht niedriger Abſichten, oder übereilter Hitze. Streift nicht die Perſonen, ſondern trefft die Sache. Zeigt nicht nur Witz und Kühnheit, ſondern auch Ueberlegung und Edelmuth. Denkt, wenn ihr ſchreibt, nicht bloß an den Ruhm, den ihr erwerben, ſondern vorzüglich an den Nuzzen, den ihr ſtiften wollt. Nicht jede Wahrheit iſt zu allen Zeiten, und unter allen Umſtänden gleich nützlich. Was jezt eben zu ſagen, oder noch zu verſchweigen ſei, müßt ihr eben deswegen ſelbſt überlegen, weil es ſich durch keine Geſetze oder Beamten des Staats beſtimmen läßt. Eure Schrift iſt ein Pfeil, deſſen Wirkung ihr nicht mehr aufhalten könnt, ſobald ihr ihn abgeſchnellt habt. Ihr könnt euch nicht mehr vor dem Publikum verbeugen, und die Hand auf den Mund legen, ſobald der Verleger ſich eures Manuſkripts bemächtiget hat. Erſcheint daher mit ſchüchterner Ehrfurcht vor der Verſammlung eurer Richter. Und wenn Patrio-

tismus oder Menſchenliebe euch begeiſtern, ſo laßt die Weisheit eure Schritte leiten. Kämpft muthig gegen die Vorurtheile aller Art; aber nicht mit dem Schwerdte Alexanders, ſondern mit der Lanze Minervens.

5.

Ueber die neue preußiſche Juſtizverfaſſung.

(Man ſ. März, S. 243.)

Zweites Fragment.

Es konnte, wie ich glaube, kein beſſer Mittel ausgedacht werden, die Rechte eines jeden ſicher zu ſtellen, als die Beſtellung der Aſſiſtenzräthe. Der Aſſiſtenzrath hat als Amtsgenoſſe der richterlichen Perſon, welche die Unterſuchung führt, nicht Urſache, ſich durch ſchmeichelhafte Nachgiebigkeit um ihre Gunſt zu bewerben. Eben ſo wenig iſt er von den Parteien abhängig. Nicht Eigennutz, ſondern nur Amtseifer und Pflicht treiben ihn an, die Rechte ſeines Klienten durch genaue Aufklärung der ſtreitigen Umſtände zu entwikkeln. Es iſt nichts natürlicher, als ſeine Vorliebe zu der Partei, wel-

che

che ſeinem Schutze anvertrauet worden; und doch hat man nicht zu beſorgen, daß er dieſes auf Koſten der Wahrheit und Gerechtigkeit thun werde. Armuth und Reichthum des Klienten gilt ihm gleich viel, weil er in jeglichem Falle doch nichts als ſeinen Gehalt zu fordern hat. Der Reiche hat alſo nichts mehr vor dem Armen voraus. Dieſer darf nicht fürchten, daß jener ſich durch ſein Geld einen beſſern Advokaten verſchaffen, oder denſelben durch auſſerordentliche Belohnungen zu einem größern Eifer reizen werde.

Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, welche mit den Advokaten zugleich eine Stütze der bürgerlichen Freiheit verlohren zu haben glauben. Ich leugne auch nicht, daß ſich hin und her Advokaten fanden, welche das Wohl ihrer Klienten, auch der armen, muthig vertheidigten. Aber dieſer Muth mußte immer mehr und mehr abnehmen.[1] Denn die Kunſt des Richters ſchränkte ſich zuletzt bloß auf den kleinen Dienſt, das iſt auf die Kenntniß der Stempel- und Präkluſions-Termine ein.[2] Die Hauptſache war, den Advokaten durch Strafdekrete in Athem zu erhalten.[3] Nun möchte ich wohl wiſſen, wie Freiheitsſinn das Urtheil eines Menſchen werden könne, der beſtändig die ſchwere Hand des Korporals empfinden muß.

Man glaube ja nicht, daß dieſe Strenge der Richter gegen die Advokaten zufällig war. Vielmehr war ſie ganz auf das Syſtem der alten Pro-

zeß-

zeſsordnung gegründet. Ohne dieſe Strenge mußte das ganze Gebäude zuſammen fallen. Denn alles kam nur darauf an, daß ein gewiſſer Marſch, den man Prozeß nannte, binnen einer beſtimmten Zeit gemacht wurde. Ob die Partei durch Vollendung dieſes Marſches ihrem Ziele näher gekommen war, oder nicht; das war eine Sache, um welche ſich der Richter nicht zu bekümmern hatte. Oft wurde die Hauptfrage, von welcher eigentlich der Ausgang der Sache abhieng, mehrmals zu einem beſondern Proꝛ zeſſe (ad Separatum) verwieſen. Vergebens klagten die Parteien, daß ſie ſchon 12 Jahre ohne Nutzen die Gerichtshöfe belagert gehalten hätten. Ihre Beſchwerde wurde als ungegründet verwieſen. Denn die rechtlichen Märſche waren vorſchriftmäßig gemacht, und der Prozeß jedesmal in der Liſte geꝛ löſcht worden.

Um dergleichen Märſche gehörig einzuleiten, fortzuführen und zu vollenden, war ein gewiſſer Geiſt der Kleinigkeit und eine ſtrenge Zucht der Adꝛ vokaten nothwendig. Dieſe wurden dadurch noch abhängiger, daß auch die Größe ihrer Einnahme von der richterlichen Beſtimmung abhieng. Denn der Richter ſetzte ihre Rechnungen feſt; und bei ihm ſtand es, ob er den Advokaten durch einträgliche Kuratelen und Prozeſſe begünſtigen, oder mit beꝛ ſchwerlichen plagen wollte.

Wie nachtheilig mußte es alſo nicht für die Parꝛ teien ſein, daß ſie ihr Anliegen nicht anders als

durch

durch ſolche abhängige Kreaturen des Richters vortragen konnten! Vergebens waren ſie bereit, ihre Sache ſelbſt ins klare zu ſetzen. Sie wurden nicht gehört. Sie wurden angewieſen, die Sache ordnungsmäßig, d. i. durch Advokaten, einzuleiten. Dieſe konnten durch Menſchenfurcht und auch wohl durch noch ſchlimmere Bewegungsgründe, oft auch nur durch bloßen Irrthum oder Ungeſchiklichkeit, veranlaßt werden, die Sache anders vorzutragen, als es der Abſicht und dem Vortheile ihrer Klienten gemäß war. Der Richter hatte ſogar das Recht, Schriften, welche er für reſpekt- oder ordnungswidrig hielt, von den Akten zurükzugeben; da hingegen jezt alles, worauf die Partei ausdrüklich beſteht, ins Protokoll vermerkt werden muß. Der höhere Richter konnte den Beſchwerden der Parteien gegen den Unterrichter ſelten abhelfen. Denn er konnte ſie immer nur nach Lage der Akten beſcheiden. Was im Zuſchnitte verſehen worden war, konnte nicht mehr abgeändert werden.

Unter ſolchen Umſtänden war es ſchwer auszumachen, ob die Parteien beſſer thaten, wenn ſie ihre Rechtsſache einem Lieblinge oder einem Widerſacher des Richters anvertrauten. In dem einen Falle konnte ihnen die Gefälligkeit des Sachwalters gefährlich werden; in dem andern mußten ſie vielleicht für ſeine Tharheiten büßen. Vergebens würde man einwenden, daß ich hier ſchlechtdenkende Richter, welche doch nicht ſo häufig ſein konnten, vor-

vorausſetze. Denn die anders denkenden ſind es ja eben, welche dieſen Fall annehmen, um die Gefahr zu zeigen, welche mit der neuen Juſtizeinrichtung verknüpft ſein ſoll.

Es ſind offenbar nur zwei Fälle möglich. Die Richter ſind entweder, wie ſie ſein ſollen, oder ſie ſind es nicht. Im erſtern Falle iſt es ja wohl am beſten, wenn man ſich ihnen ganz anvertrauet; im letztern wird das Uebel durch die Exiſtenz der Advokaten nur vergrößert, nicht verringert. Inzwiſchen iſt doch die Partei nach der jetzigen Einrichtung nicht gezwungen, ſich der Aſſiſtenzräthe zu bedienen. Denn obgleich Deputatus, Aſſiſtenzrath, Decernent und Referent einander hinlänglich kontroliren; ſo können doch die Parteien ſich ſtatt des Aſſiſtenzraths, oder neben demſelben einen rechtsverſtändigen Beiſtand wählen, und in Begleitung deſſelben vor Gericht erſcheinen. Dieſe Erlaubniß hat, wie es ſcheint, nicht ſowohl die Abſicht, die Rechte der Parteien, für welche ohnedas geſorgt iſt, ſicher zu ſtellen, als vielmehr um mißtrauiſche Perſonen zu beruhigen, und die Freiheit, ſelbſt wenn ſie auf einer Schimäre beruht, nicht ohne Noth einzuſchränken.

Uebrigens giebt dieſe Erlaubniß demjenigen, welcher davon Gebrauch machen will und kann, kein Uebergewicht über den unberathenen Theil. Denn für dieſen intereſſirt ſich der Richter eben deswegen, weil

weil er mehr als der andre ſeinem unmittelbaren Schutze überlaſſen iſt.

So wenig aber auch die Erlaubniß, ſich eines Rechtsfreundes zu bedienen, der Partei Vortheil bringen mag; ſo iſt ſie doch ein überaus ſchätzbarer Beweis, wie ſehr die preußiſche Regierung die bürgerliche Freiheit ſchätze. So ſehr ſie überzeugt iſt, daß die Zuziehung eines ſelbſt gewählten Beiſtandes durch die von ihr getroffenen Verfügungen überflüßig gemacht worden; ſo dringt ſie doch ihre Ueberzeugungen Niemanden auf, und erlaubt den Parteien, Vorkehrungen zu treffen, wodurch nach ihrer irrigen Meinung für die Aufrechthaltung ihrer Gerechtſame beſſer geſorgt wird. So was wird man doch nicht Despotismus nennen wollen?

Auch eine Hypotheſe über die Schöpfungsgeſchichte Moſis.

Aus den früheſten Jahren unſrer Kindheit, ſo lange die Sprache den ſchwankenden Vorſtellungen in unſrer Seele noch nicht Dauer und Feſtigkeit gab, können wir uns von dem, was wir geſehen und gehört haben, wenig oder nichts mehr erinnern. Wir hatten noch keine Merkmahle, woran wir unſre eigenen

nen Vorſtellungen von einander unterſcheiden konnten; dieſe floſſen daher entweder in eins zuſammen, verdrängten ſich einander, oder verwirrten ſich untereinander.

Wir konnten die Sonne noch nicht vom Himmel unterſcheiden, an dem ſie glänzte, und das Gemählde nicht von der Wand, woran es befeſtigt war. Die Vorſtellungen von den Tönen floſſen mit den Vorſtellungen von den Farben zuſammen, und verwirrten ſich auf mancherlei Art, ſo daß es beinahe ſo gut war, als ob wir gar nichts geſehen oder gehört hätten.

Mit den erſten Tönen aber, die unſer Mund ſtammlen lernte, fing es auch an, in unſrer Seele Licht zu werden. Als wir zuerſt die ſüßen Namen: Vater und Mutter, lallten; da konnten wir in ihnen ſchon unſre zärtlichſten Freunde, ſowohl von der todten und lebloſen Wand, als von allen übrigen Menſchen unterſcheiden. Nun war ſchon ein feſtes Bild in unſrer Seele, wo ſich mehrere anſchließen konnten, die demſelben eines nach dem andern folgten; und ſo entſtand allmälig das wunderbare, ſtarke Gewebe unſrer Gedanken, welches nun durch die Zeit ſo feſt ineinander gewürkt iſt, daß nicht leicht mehr ein Faden daraus verlohren gehen kann.

Jene ſüße Erinnerung an unſre verfloſſnen Tage, was wäre ſie ohne die Sprache? Ein ödes Labyrinth halbvermiſchter Eindrükke durch tauſend

Lükken

Lükken unterbrochen, worin ſich wiederum die Gegenwart eines jeden Tages verlieren würde. Allein die Sprache iſt der unzerſtörbare Knäuel, von welchem wir den Faden abwikkeln, der uns aus dieſem Labyrinth unſrer Vorſtellungen den einzigen Weg zeigt. Wir machen es, wie ein Wandrer, der in einem dichten unwegſamen Gehölze den Weg, den er wandelt, gerne wieder zurükfinden will, und ſich einen Merkſtab nach dem andern hinſtellt, wornach er ſich richten kann, wenn er wieder umkehrt. So oft wir etwas ſehen oder hören, befeſtigen wir durch das tönende Wort einen ſolchen Merkſtab in unſrer Seele; und wenn wir uns desjenigen, was wir geſehen oder gehört haben, wieder erinnern wollen, ſo dürfen wir uns nur nach dieſen Merkſtäben, als getreuen Wegweiſern richten. Thäten wir das nicht, ſo würden wir mit unſrer Erinnerung nicht gerade auf die Dinge fallen, deren wir uns wieder erinnern wollen, ſondern würden mit ungewiſſen Schritten bald zur Rechten, bald zur Linken ausweichen, und niemals, als durch Zufall, auf den rechten Flek treffen.

Iſt es nicht die Sprache, wodurch wir einer jeden Gattung von Dingen ein untrügliches Merkmahl aufdrükken, an welchen wir ſie wieder kennen, wir mögen ſie antreffen, wo und in welcher Miſchung wir wollen? Iſt ſie es nicht, welche uns mit einem Worte die ganze Natur umfaſſen, und denn wieder das kleinſte Sonnenſtäubchen in derſel-

den auf das genaueſte bezeichnen läßt? Iſt es nicht das Wort, welches der Vorſtellung die Grenzen vorſchreibt, die ſie nicht überſchreiten ſoll, indem es den Umfang des Gegenſtandes, den wir betrachten wollen, es ſei nun ein Eichbaum oder ein Grashalm, auf ein Haar bezeichnet? — Dadurch, daß wir das Ganze und das Einzelne in der Natur benennen lernen, werden wir immer vertrauter mit ihrem Anblik; und ſo oft wir ſie wieder ſehen, freuen wir uns, wie über das Antliz eines Freundes, mit dem wir täglich bekannter werden, jemehr wir ihn von andern Menſchen unterſcheiden lernen. — Freilich liegt dieſer Unterſchied ſchon in den Dingen ſelber, wovon ein jedes die Linien ſeines Umfanges gleichſam um ſich her zieht. Auch macht uns die Durchſichtigkeit der Luft den Unterſchied der Dinge auffallender, in dem beſtändig Lükken zwiſchen denſelben zu ſein ſcheinen. Aber dieſen Unterſchied ſelbſt muß doch die Sprache erſt bezeichnen, wenn er uns nicht in demſelben Augenblik, da wir ihn bemerkt haben, wieder entwiſchen ſoll. Der auffallendſte Unterſchied der Dinge in unſrer Vorſtellung mußte zwar zuerſt das Wort hervorpreſſen, aber eben durch das Wort mußte nachher der Unterſchied ſelbſt wiederum genauer bezeichnet, und die Grenzlinien der Dinge immer beſtimmter gezogen werden.

Unterſcheiden und benennen ſcheint alſo unzertrennlich mit einander verknüpft zu ſein. — Nun

leſe

leſe ich die Schöpfungsgeſchichte Moſis, und finde die Begriffe von Unterſcheidung und Benennung, allemal unmittelbar aufeinander folgend, dieſer ehrwürdigen Erzählung eingewebt. Gott unterſchied, Gott nannte, heißt es bei der Schöpfung des Lichts, des Firmaments, und der Erde. Wir ſehen, wie in der ſchönſten Stuffenfolge erſtlich die größten und auffallendſten, und dann allmälig die kleinern Unterſchiede bezeichnet werden.

Was für einen auffallendern Unterſchied giebt es in der ganzen Natur, als zwiſchen Licht und Finſterniß? Dieſer wird zuerſt bezeichnet, indem es heißt: Gott ſcheidete oder unterſchied das Licht von der Finſterniß, und nannte das Licht Tag, und die Finſterniß Nacht.

Auf den Unterſchied zwiſchen Licht und Finſterniß folgte der zweite große Unterſchied zwiſchen Himmel und Erde. Gott ſcheidete das Waſſer unter der Veſten von dem Waſſer über der Veſten, und nannte die Veſte Himmel.

Dann folgt der dritte große Unterſchied zwiſchen Erde und Waſſer. Gott ſprach: es ſammle ſich das Waſſer an ſondre Oerter, daß man das Trokne ſehe, und Gott nannte das Trokne Erde, und die Sammlung der Waſſer nannte er Meer.

Nun kommen erſt die kleinern Unterſchiede zwiſchen den Arten der Bäume und Pflanzen, die auf der Erde, und dem großen und kleinen Lichte, wie auch den Sternen, die am Himmel befindlich

 ſind.

ſind. Zuletzt die Unterſchiede zwiſchen den Arten der Fiſche und Vögel, die im Waſſer, und unter dem Himmel, und den Arten der Thiere, die auf der Erde leben und ſich bewegen.

Was iſt nun wohl natürlicher, als daß wir ein Ganzes, wovon wir uns eine deutliche Vorſtellung machen wollen, erſtlich nur ins Große unterſcheiden, und dann immer weiter ins Kleine ordnen und klaſſificiren? Nun mußte aber Gott von der Welt, die er ſchaffen wollte, eine deutliche Vorſtellung haben; und was war wiederum natürlicher, als daß der Menſch ihm ſeine Vorſtellungsart, erſt ins Große und dann allmälig ins Kleinere zu unterſcheiden, mittheilen mußte, wenn er ſich einen Begriff von der Schöpfung der Welt machen wollte? Dergleichen Vorſtellungen von Gott, wo man ihn aus und nach ſich ſelber bildete, waren der Kindheit des menſchlichen Geſchlechts insbeſondre angemeſſen; dürfen wir uns alſo wohl wundern, wenn ihm bei der Schöpfung das Unterſcheiden und Benennen, als die Sprache, gleichſam als ein Hülfsmittel zugeeignet wird, um die große Maſſe, welche er vor ſich hatte, gehörig zu ordnen, und einzutheilen?

Wenn der Menſch, mit der Macht eines Gottes begabt, eine Welt erſchaffen wollte; ſo hätte er es ohngefähr ſo anfangen müſſen, wie es hier beſchrieben wird. Er würde nur geſagt haben, es werde Licht! und es wäre Licht geworden; dann würde er

das

das Licht von der Finſterniß unterſchieden, und ihm einen Namen gegeben haben, damit es nicht nur an ſich ſelber, ſondern auch in ſeiner Vorſtellung unterſchieden geweſen wäre; dann hätte er ſein Werk angeſehen und ſich darüber gefreuet: denn es war ſehr gut. — Aus eben dem Grunde ſind auch dieſer Erzählung die ſimpelſten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, die für uns ein ſo nothwendiges Bedürfniß ſind, wenn wir unſre Vorſtellungen, in Anſehung ihrer Folge aufeinander, in unſrer Seele ordnen wollen. Daher heißt es durchgängig; ſo ward aus Abend und Morgen der erſte, zweite Tag, u. ſ. w.

Auf die Weiſe ſcheinet ſich dieſe Erzählung, wie es mit der Schöpfung oder Entſtehung dieſes Weltalls wohl zugegangen ſein möge, ihrem Verfaſſer, in einer glüklichen Stunde der Begeiſterung, gleichſam aufgedrängt zu haben. Indem er aber die Entſtehung der Welt an ſich ſelber ſchildern wollte, ſo ſchilderte er doch im Grunde weiter nichts, als die Entſtehung oder Schöpfung derſelben in der Vorſtellung der Menſchen, wie es dieſem gelang, ſich durch Unterſcheiden und Benennen, oder welches einerlei iſt, durch die Sprache, allmälig einen immer deutlichern Begriff davon zu bilden, Und in dieſer Rükſicht, wie er die ſtuffenweiſe Entſtehung der menſchlichen Begriffe, vermittelſt der Sprache, beſchreibt, wäre denn Moſes ſowohl Philoſoph als Dichter geweſen; obgleich das erſte

mehr zufälliger Weiſe, weil er nicht ſowohl zur Abſicht gehabt zu haben ſcheint, von dieſer wirklichen Entſtehung der menſchlichen Begriffe zu reden, als vielmehr eine wahrſcheinliche Fiktion von der Schöpfung des Weltalls zu entwerfen.

So wie nun oft die Begeiſterung den Dichter zum Philoſophen erhebt, indem ſeine reiche Phantaſie die Stelle der Beurtheilungskraft erſetzt; ſo liefert uns auch Moſes, ohne daß er dieß vielleicht eigentlich zur Abſicht hatte, in der Schöpfungsgeſchichte eine ſehr philoſophiſche Darſtellung des wahrſcheinlichen Urſprungs der Sprache und des menſchlichen Denkens.

So lange der Menſch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichſam ein Chaos für ihn geweſen ſein, worinn er nichts unterſcheiden konnte, wo alles wüſte und leer war, und Dunkel und Finſterniß herrſchte.

Allein der Menſch konnte nicht lange ohne Sprache bleiben, weil der Schöpfer dieſelbe, als ein ſo nothwendiges Bedürfniß des menſchlichen Denkens, ſchon von Anfang an in die ganze Schöpfung mit eingewebt, und einen ſo auffallenden Unterſchied in die Dinge gelegt hatte, welche den Menſchen umgaben, daß dadurch das Wort, womit er dieſen Unterſchied bezeichnen ſollte, gleichſam aus ſeinem Munde gepreßt wurde. — Nun ſcheinet es, als ob der betrachtende Menſch erſt die großen Unterſchiede zwiſchen

Licht

Licht und Finſterniß, Himmel und Erde, Erde und Waſſer, hinlänglich bemerken und bezeichnen mußte; ehe noch ſeine Aufmerkſamkeit auf die kleinern Unterſchiede der Pflanzen, Geſtirne, und lebendigen Thiere fallen konnte.

Das erſte einſilbige Freudengeſchrei, womit er das anbrechende Licht begrüßte, und die erſte furchtſame kindiſche Klage bei der wieder einbrechenden Finſterniß, waren vielleicht die erſten Namen, wodurch er das Licht von der Finſterniß unterſchied, und Tag und Nacht bezeichnete.

Nachdem er ſich vielleicht ſchon oft über die größte Erſcheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und die dämmernde Nacht, laut gewundert hatte; ſo hatte nun ſeine Aufmerkſamkeit Muße, auf einen neuen Unterſchied zu fallen. Er blikte über ſich, und dann wieder vor ſich nieder; ſah oben das glänzende durchſichtige Blau des Himmels, und zu ſeinen Füßen die ſchwarze feſte Erde. Dieſer angenehme Anblik eines heitern Himmels, der ſich in ſeinem Auge ſpiegelte, gegen die dunkle Erde zu ſeinen Füßen, preßte einen neuen frohen Laut aus ſeinem Munde, der die kleine Anzahl ſeiner Begriffe bereicherte.

Als nun dieſer Unterſchied wiederum ſeine Sinne genug beſchäftiget hatte, ſo fing er an zu ſeinen Füßen einen neuen Unterſchied zwiſchen der undurchſichtigen Erde und dem ſpiegelhellen Waſſer zu bemerken und zu bezeichnen.

Und nun entdekte er auf der Erde, worauf ſonſt noch alles ohne Figur und Geſtalt vor ſeinen Blikken ſchwankte, allmälig die kleinern Gegenſtände, die ihm ſonſt noch alle in eins zu fließen ſchienen. Zuerſt hielt ſich ſeine Aufmerkſamkeit an den lebloſen Gegenſtänden feſt, weil dieſe ſeiner Vorſtellung nicht ſo ſchnell entwiſchen konnten. Aufmerkſam betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte ſich Bild und Namen von den mancherlei Arten der Bäume und Pflanzen ein, die auf ihr wachſen. — Er blikte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond, und die Sterne, von dem Himmel, an dem ſie glänzten, unterſcheiden, und benennen. — Endlich gelang es ihm auch, ſich ein feſtes Bild von den lebenden und webenden Geſchöpfen, von den Vögeln unter dem Himmel, von den Fiſchen im Waſſer, und von den Thieren auf Erden, einzuprägen. — Und in Anſehung der lebenden Geſchöpfe heißt es noch im folgenden Kapitel, daß, durch beſondere Fügung des Schöpfers, die Thiere den Menſchen gleichſam nahe gebracht wurden, damit er ſie nach ihren beſondern Arten unterſcheiden und benennen lernen ſollte.

Nachdem der Menſch auf die Weiſe die ganze Natur außer ſich unterſcheiden gelernt hatte; ſo war er auch zugleich zu dem völligen ſüßen Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelangt, wodurch er ſich von allem, was ihn umgab, unterſchied. Und dieß war gleichſam ſeine eigene edelſte Schöpfung.

Da

Da alſo die Sprache mit ihren erſten Tönen die ſchlummernde Vorſtellungskraft erwekte, da fieng es in der Seele an zu tagen, und die Morgendämmerung brach hervor. — Die Schöpfung, welche der Menſch vorher, als eine unförmliche und ungebildete Maſſe betrachtet hatte, bekam nun allmälig in ſeiner Vorſtellung Bildung und Form. — Das blaue Gewölbe des Himmels zog ſich über ihm in die Höhe, und vor ihm ſenkte ſich die Erde. — Die Waſſer ſammleten ſich in Meere und Flüſſe, und vor ſeinen Blikken ragte das trokne Land empor. — Die Ceder und der Grashalm gewonnen in ſeiner Vorſtellung Umfang und Geſtalt. — Die Sonne am Himmel ründete ſich in ſeinem Auge. — Jedes Thier erhielt ſeine Form, und ſtand in ſeiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Menſch, vermittelſt der Sprache, allmälig das Einzelne im Ganzen unterſcheiden. — Wie ein Schiffer in trüber Dämmerung, der nichts als Himmel und Waſſer ſiehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdekt, das ſich erſt unförmlich aus dem Meere emporhebt, bis es dem Auge immer näher kömmt, und immer mehr Geſtalt und Form gewinnt, daß der ſpähende Blik nach und nach Berge, Thäler und Flüſſe, und endlich gar Bäume und Hütten und wandelnde Menſchen darauf unterſcheiden kann, und nun die ganze ſchöne Landſchaft, geſchmükt mit Wäldern und

Wieſen, und von Bächen und Flüſſen durchſchnit-ten, im Glanz der Morgenſonne vor ihm da liegt.

Moriz.

7.

Ein Brief aus und über Bamberg.

(Aus den Briefen eines Reiſenden.)

Bamberg, am — Mai 178—

Wir kamen heute noch einige Stunden vor Mittag in dieſer Stadt an. Erſt geſtern fühlten wir auf dem Wege zwiſchen Koburg und Bamberg die alles durchdringende Frühlingsluft, die gleich dem Hauche der Gottheit die ſchlummernde Natur erweckt, und in jedes lebende und empfindende Weſen neue Triebe und Kräfte eingießt. Dieſer warme Wind war es gewiß, der den erſten blühenden Pfirſichbaum, den wir dieſes Jahr ſahen, entfaltete, und der die Stimme der Nachtigall löſte, die eben ſo muthig und entzückend auf den nakten Aeſten ſchlug, als wenn ſie von jungem Laube, oder von duftenden Blüthen umſchattet geweſen wäre.

Sonſt

Sonſt fanden wir auf dem ganzen Wege nichts merkwürdiges, als eine Prozeſſion von einigen hundert Perſonen beiderlei Geſchlechts, die nach einem ſechs Stunden von Bamberg gelegenen Orte wallfahrteten. O! mein Freund, hier hätte ich Thränen über Jeruſalem weinen mögen! In den Geſichtern der meiſten Pilgrimme lieſſen ſich nicht allein keine Spuren wahrer Andacht, ſondern vielmehr ſehr deutliche Merkmale der Sünden entdekken, die man durch dieſe Wallfahrt und durch das unaufhörliche laute Grüßen der gebenedeiten Jungfrau Maria zu tilgen glaubte. Ich fuhr nichts weniger, als uneingenommen in Bamberg ein, wurde aber zu meiner großen Freude bald von meinem Vorurtheile geheilt. Anſtatt einen dunkeln, ſchmuzigen, mit elenden und durch ihre Betſucht verarmten Einwohnern angefüllten Ort zu finden, ſahen wir eine offene mit breiten wohl gepflaſterten Straſſen durchſchnittene, und mit vielen ſchönen, ſelbſt prächtigen Gebäuden gezierte Stadt, in welcher ſich (es war eben Meſſe) alles regte, und alles ſich wohlzubefinden ſchien. Man würde zwar ſehr falſch ſchließen, wenn man Armuth und Mangel an Wohlſtand ſtets aus abergläubiſcher Dummheit ableiten wollte; allein man ſchließt gewiß immer richtig, wenn man annimmt, daß allgemeiner Wohlſtand mit abergläubiſcher Dummheit und drükkendem Prieſterregimente nicht beſtehen könne. Gleich nach Tiſch giengen wir in den Dom, um den be-

rühm-

rühmten Schatz zu ſehen, den ich aber nicht ſo reich fand, als ich mir eingebildet hatte. Er enthielt nur wenige Heiligthümer von Gold und Silber, weil die meiſten weggenommen worden ſind. Das koſtbarſte Kleinod iſt die goldene Einfaſſung eines Stükkes aus dem heiligen Kreuze, das mit mehrern Reihen großer Brillanten und anderer Edelſteine von auſſerordentlicher Größe eingefaßt iſt. Ich bin zwar ſonſt ein eifriger Vertheidiger eines gewiſſen Luxus der Andacht, und ſetze mich immer mit Vergnügen in die Zeiten zurük, wo man edle Metalle und andere Koſtbarkeiten nicht zu eitlem Putz und zur Verzierung von Privathäuſern, ſondern zur Verherrlichung des Dienſtes des allmächtigen Gottes, zur Verſchönerung ſeiner Tempel, und zur Erhebung der Würde ſeiner Diener anwandte; allein es thut mir doch weh, wenn ich Gold, Perlen und edle Steine nicht an heilige Gefäße, ſondern an verdächtige Reliquien verſchwendet, und eben dadurch die Ausrottung ſchädlicher Arten des Aberglaubens erſchwert ſehe. Der Domkuſtos zeigte uns unter manchen andern Reliquien auch ein Stük von einem Nagel, womit der Sage nach unſer Erlöſer ans Kreuz geheftet worden iſt. Er nannte es ein troſtreiches Zeichen unſerer Erlöſung, und verſicherte, daß es täglich wundervolle Wirkungen hervorbringe. Selbſt an dem Tage, als wir ankamen, war es von einigen hundert Menſchen geküßt wor-

den,

den; und man konnte deutlich merken, daß die häufigen Küſſe den oberen Theil des Nagels abgeglättet hatten. Mit vieler Aufmerkſamkeit betrachteten wir die Kronen von Heinrich dem IIten und der heiligen Kunigunde, die Prachtkleider von beiden, und beſonders ein Meßbuch des Kaiſers, in welchem Handſchrift, Zeichnungen, und die grobe Einfaßung der ungeſchliffenen Edelſteine, womit es beſetzt war, für ein hohes Alterthum zeugten. Auch an den Kronen waren die Edelgeſteine gleichſam nur in unpolirte Goldplatten hineingelegt, und mit einigen groben, die Steine mit umfaſſenden Heften befeſtiget. Die eine Krone enthielt unter andern auch zween geſchnittene Steine, wovon der eine ein Griechiſcher, der andere ein Römiſcher Kopf zu ſein ſchien. Aus dem Gewölbe des Domſchatzes führte uns unſer Begleiter ungebeten, aber doch mit höherer Erlaubniß, auf die Dombibliothek; eine Gefälligkeit, die ich mit warmen Danke annahm, aber nicht gleich ſo ſchätzte, als nachher, da ich hörte, daß man ſie einem berühmten deutſchen Gelehrten abgeſchlagen, oder zu erweiſen unter allerlei Vorwänden ſich geweigert habe. Die Bibliothek beſteht größtentheils aus Handſchriften, und zwar aus den koſtbarſten Handſchriften, die mehrere Liebhaber viele Jahre lang beſchäftigen könnten. Hier ſind nicht bloß Manuſkripte von Bibeln, oder Meßbüchern, oder vom Valerius Maximus, Boethius, und andern unbedeutenden Autoren, die im Mittel-

alter

alter viel häufiger, als die Werke der gröſten Männer abgeſchrieben wurden; ſondern auch von faſt allen Kirchenvätern, vom Livius, von einzelnen Stükken des Ariſtoteles, Cicero u. ſ. w. Als ich dieſen Schaz von 250 wichtigen Manuſkripten um mich her ſah; fragte ich, ob noch kein Verzeichniß davon gedrukt worden wäre, und man gab mir zur Antwort, daß dieſes noch nicht geſchehen ſei. In der Folge erfuhr ich, daß man dieſes bisher bedenklich gefunden, und daß man es ſogar einem Gelehrten ſehr ſchwer gemacht habe, eine oder einige Bibeln genau zu unterſuchen, und zu beſchreiben. Von der Bibliothek giengen wir ſogleich in das Benediktiner Kloſter auf dem Michaelsberge, an und um deſſen Fuß die Stadt Bamberg erbaut iſt. Die Ausſicht von dem Garten des Kloſters iſt mehr weitläuftig, als ſchön. Man erblikt zwar die Stadt Bamberg zu ſeinen Füßen, und eine unermeßliche fruchtbare Fläche um ſich her; allein dieſe Fläche iſt zu einförmig, und hat zu wenig Ruhepunkte, auf welchen das Auge mit einigem Vergnügen verweilen könnte. Ich wenigſtens ergözte mich weit mehr am Garten des Kloſters, als an der Ausſicht in die weiten Gefilde, mehr an dem, was mir nahe, als was in der Ferne war. Faſt der ganze Hügel, auf welchem das Kloſter liegt, iſt in einen herrlichen Garten verwandelt worden, in welchem Blumen, Gemüſe, Reben und Bäume von allerlei Art, die eben in voller Blüthe ſtanden, in reizender Mannichfaltigkeit

keit mit einander abwechſeln. Mit innigem Entzücken ſteigt das Auge von einer Terraſſe zur andern herab. Die Anlage dieſes Gartens hat aber das Kloſter in große Schulden geſtürzt, weßwegen man auch die ſonſt ſo koſtbare Gaſtfreiheit wenigſtens für eine Zeitlang aufgehoben, und dem Schöpfer des Gartens, dem jetzigen Prior, einen ſparſamern Stellvertreter an die Seite geſetzt hat. In einem der ſchönen Gänge kamen wir mit einem helldenkenden Pater in's Geſpräch, der mich abermals zu der Bemerkung veranlaßte, daß nicht allenthalben Finſterniß ſei, wo man in der Ferne kein Licht ſieht. — Ich bin u. ſ. w.

8.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortſetzung; ſiehe März S. 268.)

Vierzehnter Brief.

Auch unter den Proteſtanten hat die große Abtheilung Statt, die ſich faſt allenthalben findet: Orthodoxen und Heterodoxen. Die letztern ſind aufgeklärter, freidenkender, größtentheils auch toleranter, und faſt immer ſanftmüthiger und milder,

ob-

obgleich auch wohl hin und wieder etwas ſehr leicht-ſinnig; die erſtern, unter denen aber auch trefliche Menſchen ſind, rauher, ſtrenger, verfolgend, etwas engen Herzens und eingeſchränkten Kopfes. Was die Ausbildung des Geiſtes betrift, ſo findet man gemeiniglich bei den Heterodoxen mehr Feinheit im Geſchmak, richtiges Gefühl, kritiſchen Scharfſinn, und bei weitem mehr Kenntniß in den ſchönen Wiſſenſchaften; daher ihr Stil auch ſo ſehr viel angenehmer iſt. Alles dies verachtet die ſtrenge Matrone Orthodoxie, als unanſtändige Schminke. Doch muß man geſtehen, daß ihre Anhänger in der eigentlichen Gelehrſamkeit einen Vorzug zu haben pflegen. Oft aber iſt eben Gemächlichkeit im Nachforſchen, und vorzüglich im Selbſtdenken, die wahre Mutter der treuen Anhänglichkeit an das alte Siſtem. Man ſchläft auf dem Pfühl des angeerbten Herkommens ſo bequem; und, fühlt man ſich zu gut, oder zu lebhaft, um ein ſolcher Siebenſchläfer zu ſein, ſo läßt ſich darauf doch ſo ganz nach Herzensluſt träumen. Wir ſehen's ja, daß alle Schwärmer im Grunde Orthodoxen ſind, wie alle Poeten. So auch die Geiſtlichen, die ſich mit Nebenwiſſenſchaften abgeben. Um außer den Mauren ihrer Sphäre ihrer Liebhaberei obliegen zu können, nehmen ſie an, daß zu Hauſe alles gut ſtehe, und laſſen dort die Sache beim Alten. Wenn Maden und Inſekten in ihren verborgenſten, ekelhafteſten Schlupfwinkeln vor ihnen nicht ſicher ſind, ſo iſt es

das

das alte Siſtem deſto mehr; und wie wird man hören, daß Einerlei Mann zugleich ein neues Infuſionsthierchen, und eine neue Lesart in einer Beweisſtelle entdekt hätte. Welcher Geiſtliche den Waſſerbau, oder das Artillerieweſen verſteht, der greift gewiß die Orthodoxie nicht an, ſondern berechnet lieber das Schöpfungs- und Sündfluthenwaſſer, baut Noahs Arche nach dem verjüngten Maaßſtabe, oder ſtreitet für das Zimmerwerk der ewigen Höllenquaal. — Unter den Laien hat die Sache eine Seite, die gar nicht lächerlich iſt. Da iſt ein großer Haufen treu orthodox, nicht bloß um ſich das Selbſtdenken zu erſparen, ſondern auch das eigene gute Selbſthandeln. Man findet ſelbſt unter den vornehmſten Einwohnern, vorzüglich auch beim Frauenzimmer viele, die — ſehr natürlich, aber auch ſehr verzeihlich! — über die Religion weder mit Anſtrengung, noch mit Gelehrſamkeit nachgedacht haben; die aber eben daher — welches nicht ſo ganz verzeihlich iſt — ſich in ihrer ſtolzen Ruhe für beſſere Menſchen halten, als den treuen Wahrheitsfreund, der emſig forſcht, und lieber vorſichtig zweifelt, als dreiſt entſcheidet. Einen ſolchen Selbſtdenker können jene ſonſt oft ganz gutmüthige Leute mit wahrer Intoleranz, und bitterer Verachtung behandeln. Den einfältigſten, niedrigſtdenkenden Geiſtlichen hingegen können ſie hoch halten, und wie einen Engel verehren, zumal, wenn er ſonſt durch einige Scheineigenſchaften im Aeußern ſich

noch neben ihm weiß. Mancher der gemeinen Bürger hängt aus noch ſchlechtern Gründen an dem Siſtem. Er iſt ſo ächt lutheriſch, daß er ſich bloß an den Glauben hält, und ſich ja nicht mit den guten Werken beflekken will, die er den irrgläubigen Katholiken überläßt. Ihm heißt jeder aufgeklärte Prediger, der auf Bekehrung des Herzens und auf tugendhaften Wandel dringt, ein Neuerer, der nicht das Kreuz Chriſti, ſondern heidniſche Moral predigt. Nur Gebet, Ceremonien und unverſtändige Wörter verlangt er für ſeine Religion, womit ſich denn ganz bequem jede Leidenſchaft und Lieblingsneigung ſeines Herzens vereinigen läßt, die er ſich nicht die Mühe nehmen will, zu bekämpfen. Und ſo findet man gerade unter den Hartherzigen, Wolluſtlingen, Unthätigen, Schwachköpfigen die meiſten Rechtgläubigen.

Ihre Anzahl iſt auch hier noch unglaublich groß. Theils der Wahrheit zur Steuer, theils um unſre armen Landsleute nicht mit Unrecht zu tief zurükzuſetzen, theils um zu zeigen, was ſelbſt in augeklärten Gegenden noch zu thun übrig ſei, ſollte man oft und laut darüber reden. Und darum, lieber R — ſchikke ich Ihnen hier beigehendes Paket, welches Beläge zu dieſem Briefe enthält.

1.) Die Geſangbuchsſtreitigkeiten. Sie finden hier das Alte Geſangbuch ſelbſt, nebſt den mehreſten über deſſen Abſchaffung gewechſelten

Streit-

Streitſchriften. Durchblättern ſie das erſte, guter R — und erſtaunen! Was ſagen Sie zu ſolchem Unſinn?

Dreieinigkeit, der Gottheit wahrer Spiegel,
O Licht vom Licht! (Nr. 2.)

Alſo außer der Gottheit noch eine Dreieinigkeit? Iſt alles was unverſtändlich iſt, denn gleich dadurch rechtgläubig?

Abgrund der allervollkommenſten Luſt (Nr. 12)

iſt ein Beinamen Gottes.

Das Oechslein und das Eſelein
Erkannten Gott den Herren ſein (Nr. 27).

(Nr. 38.) Vergönne mir o Jeſulein,
Daß ich dein Mündlein küſſe,
Das Mündlein, das den ſüßen Wein
Auch Milch- und Honigsflüſſe
Weit übertrift in ſeiner Kraft;
Es iſt voll Labſal, Stärk und Saft
Der Mark und Bein erquikket.

(Nr. 41.) Kleinſter Knabe großer Gott,
Schönſte Blume weiß und roth. —
Nimm mich an, verliebtes Kind,
Und befiehle mir geſchwind
Rege deine ſüſſen Lippen!

Das erſte Lied vom Leiden Chriſti hebt an (Nr. 69):

Ach alles, was Himmel und Erden umſchließet,
Sei von mir viel tauſendmal ſchönſtens gegrüßet;

Was hören kann, höre! Ich will ſonſt nichts wiſſen,
Als meinen gekreuzigten Jeſum zu küſſen.

(N. 77.) Bis gegrüßt, du Königskammer,
Gaſthaus der Barmherzigkeit,
Aufenthalt in allem Jammer,
Freiſtadt in der böſen Zeit,
Allerliebſtes Jeſusherze!

(N. 114.) O groſſe Noth,
Gott ſelbſt liegt todt!

(Nr. 330.) Dich ſuch ich im Bette des Nachts bis am Morgen,
Wenn ich mich im Zimmer des Herzens verborgen.
So heimlich als öffentlich unter dem Haufen
Sieht man mich vor Liebe dir Jeſu nachlaufen.
Ich geh' mit Maria im eifrigen Trabe —

(Nr. 654.) Der Tag hat ſich geneiget
Der Abend dringt herein.
Herr Chriſt, wir thun dirs klagen
Denn du weiſſt unſre Noth.
Der Feind will uns erjagen
Im Finſtern er regieret.

Welche Begriffe von der Natur! — Welche Moralität in ſolchen Bewegungsgründen, als:

(Nr. 657.) Dein Roſinfarben Blut
Macht alle Rechnung gut,

oder wie es Nr. 660 ſehr witzig heiſſt:

Seine

Seine theuren Blut-Goldgulden
Zahlen meine rothen Schulden.

So ein unglaublich ſchlechtes, und oft völlig unverſtändliches Deutſch, als man in dieſem hieſigen Geſangbuche antrifft, ließe ſich wohl kein Menſch träumen. Sehen Sie unter andern Nr. 109 und 445. — Aber das Beſte habe ich Ihnen zuletzt aufgeſpart: Was ſagen Sie zu jenem Liede, wo die Allegorie des Hundes unterm Tiſche ſeines Herrn als Vergleich der bußfertigen Seele gegen Gott, ſo ganz durchgeführt iſt? (Nr. 731.)

Herr ich will ja gerne bleiben,
Wie ich bin, dein armer Hund. —
Hündiſch iſt mein Zorn und Eifer,
Hündiſch iſt mein Neid, und Haß, u. ſ. w.
Ja, wenn ich mich recht beſchau,
Halt ich mich in vielen Sachen
Aerger, als die Hund' es machen.
Ich will auch nicht mehr begehren
Als mir zukömmt, und gebührt;
Wollſt mir nur des Rechts gewähren,
Das ein Hund im Hauſe führt. —
Ich will, wenn ich nur kann liegen
Unterm Tiſch, mir laſſen gnügen.
Ich will ins Verborgne kriechen,
Und hin nach der Erde riechen,
Suchen, was den Hunger ſtillt.

 Will

Will mich freuen über allen
Was die Herren laſſen fallen, —
Murren will ich auch und bellen —
Dennoch will ohn alles Heucheln
Ich dir auch hinwieder ſchmeicheln — u. ſ. w.

Wie kann Bewußtſeyn von Würde der Menſchheit, Begrif von Verhältniß gegen den Schöpfer, durchdringendes Gefühl von deſſen Güte, und darauf gegründetes Vertrauen beſtehen, wenn man ſolche kindiſche Vorſtellungen nährt! — Aber was werden Sie zu jenen Liedern ſagen, wo die Seele zu Chriſtus ſpricht, wie eine Buhlerinn zu ihrem Liebſten, und mit lauter ſinnlichen Bildern körperlicher Wolluſt geſpielt wird. Es iſt deren eine unglaubliche Menge, und eine Rubrik heißt ſogar: Von der geiſtlichen Vermählung. Ein Wechſelgeſang zwiſchen Chriſtus und der Seele (Nr. 62) hat denſelben Gang der Ideen, wie Prior's nußbraunes Mädchen. Hier haben Sie vom Uebrigen nur Einiges, damit Sie neugierig genug werden ſelbſt nachzuſchlagen:

(Nr. 394.) Die ſanfte Bewegung, die liebliche Kraft,
Die bei mir ſich reget
Und die mich beweget,
Hat Jeſus mein Holder, mein Treuer geſchaft.
Der hat mich berührt,
Den hab' ich verſpürt;
Sein freundlicher Scherz
Erquikket mein Herz.

(Nr.

(Nr. 396.) Jeſu, wie ſüß iſt deine Liebe,
Wie honigfließend iſt dein Kuß!
Wie ſüß iſt es in deinen Armen
Empfinden deines Geiſtes Guß;
Bei dir, du heilge Glut, erwarmen
Und deiner heißen Liebesbrunſt!
Wie ſüß iſt es, bei dir allein,
Du ſüßer Bräutgam Jeſu, ſein;
Wie ſüß iſts in ein einzig Ein
Mit dir, mein Schatz, geſchmolzen ſein!

(Nr. 397.) O Liebſter, du riechſt ſo kräftig, ſo gut,
Erquikkeſt die Seele, Leib, Leben und Blut.
Mein Engel, nimm alles und jedes, was mein,
Zu deiner gewünſchten Beluſtigung ein.

(Nr. 400.) O was hab' ich itzt erblikt!
Meine Seele wird entzükt.
Biſt du bei mir, meine Freude?
Ei ſo komm und küſſe mich.

(Nr. 406.) Liebſter Bräutgam, denkſt du nicht
An die theure Liebespflicht?
Ich verſchmachte vor Begier,
Die mein Herze hat zu dir.
Ich vergehe vor Verlangen
Dich zu ſehn, und zu umfangen.
Denke doch, o Gotteslamm,
Daß du biſt mein Bräutigam.

Denke, daß dirs will gebühren,
Deine Braut zur Ruh zu führen.
(Nr. 235.) Eile, wie Verlobte, pflegen
Deinem Bräutigam entgegen,
Der da mit dem Gnadenhammer
Klopft an deines Herzenskammer.
Oeffn' ihm bald des Geiſtes Pforten,
Red' ihn an mit ſchönen Worten:
Komm, mein Liebſter, laß dich küſſen,
Laß mich deiner nicht mehr miſſen.

(Nr. 407.) Mein Jeſu der du mich
Zum Luſtſpiel ewiglich
Dir haſt erwählet!

Es ſind noch viel anſtößigere Stellen; aber ich höre auf abzuſchreiben, und brauche Sie wohl nicht erſt zu warnen, ja das Berliniſche orthodoxe Geſangbuch nicht ſo hinzulegen, daß Ihre liebe unſchuldige Henriette es in die Hände bekommen kann.

Und dies iſt das Geſangbuch, das in Berlin! in dieſen ja bekanntlich ſo aufgeklärten Jahren! man ſich nicht wollte nehmen laſſen. Es iſt nicht die Rede von den Verlegern des alten Geſangbuchs, nicht vom Pöbel, der ſich freilich allenthalben gleich iſt. Auch Geiſtliche, bis zu den Vornehmſten hinauf, auch angeſehene Einwohner Berlins bis zu wichtigen Staatsmännern, ſtritten für dieſen — wie ſoll

man es gelinde genug nennen? — für dieſen Schandfleck der hieſigen lutheriſchen Kirchen. Es iſt itzt erwieſen, daß jede der hämiſchen Beſchuldigungen gegen das neue Geſangbuch, wozu ſich die orthodoxe Partei erniedrigte, ungegründet war. Es giebt keinen einzigen Punkt des kirchlichen Syſtems, der ſich nicht im N. Geſangbuche berührt fände: Die Gottheit Chriſti, die Dreieinigkeit, die Genugthuung u. ſ. w. Aber: Verläumde nur dreiſt, etwas wird doch immer geglaubt! So kam alles in Aufruhr; eine Menge Menſchen, die das neue Geſangbuch nicht angeſehn hatten, und die überhaupt kein Buch zu beurtheilen im Stande ſind, ſchrien dagegen mit einer Wuth, die wahrer Raſerei glich. Man rottete ſich zuſammen, man läſterte die edelmüthigſten, lange Jahre als treue und verdiente Geiſtliche erkannten Männer; man gebrauchte Pasquille und fromme Seufzer, Aufhetzungen in Tabagien und von heiliger Stätte; man beſtürmte den König, bis dieſer endlich die bekannte Entſcheidung gab, die eine Folge der vortreflichſten Grundſätze iſt. Manche Gemeinen ſind ſeitdem wieder zurückgetreten, und können nun wieder nach Herzensluſt als Hunde, oder als Buhldirnen ſingen. Aber eingeführt wird das neue Geſangbuch itzt faſt in keiner einzigen Gemeinde mehr; glücklich genug, wenn es nur ſeinen Beſitzſtand behauptet, den es hier nur in drei Kirchen hat! Und nun, dünkt mich, wäre doch die Pflicht jedes rechtſchaffenen Patrioten, mit Klug-

beſt zu helfen, daß der Gebrauch dieſes ſo ſehr beſſern gottesdienſtlichen Buches immer weiter verbreitet würde.

Aber was werden Sie zu den meiſten dabei liegenden Blättern ſagen? und zu deren Verfaſſern, den unberufenen Vertheidigern der Orthodoxie? Iſt nicht Unwiſſenheit, Intoleranz, Verläumdungsſucht, auf das lächerlichſte und ſchändlichſte, bei ihnen gepaart? Solche Schriftchen verbreiteten den Geiſt der Unzufriedenheit gegen das neue Geſangbuch, waren gerade recht für die Fähigkeit des Haufens, der dadurch ſollte aufgewiegelt werden, und konnten ſicher die plumpſten Lügen gegen ein Buch enthalten, das der hundertſte dieſes Haufens nicht anſah. Wie viel übrigens der orthodoxe Janhagel ſich auf die Halbgelehrten ſeines Gelichters einbildete, die er als wahre Rüſtzeuge der Glaubensreinigkeit bewunderte, da ſie nun nicht mehr bloß in Bierſchenken und Konventikeln lehrten, ſondern auch gedrukt hervortraten, eben ſo gut, wie die berühmten geiſtlichen Herren, und gar gegen dieſe berühmten Herren; und was ſelbſt dieſe Schmierer von ſich dachten, deren Anſehn nun täglich mehr wuchs: das werden Sie ſelbſt ſich leicht vorſtellen können.

17) Da haben Sie auch den ganzen Wuſt, der über das hieſige Predigerweſen gedrukt verhandelt worden iſt; Predigtenkritiken, und Muſterungen der Kritiken, und Briefe eines Landgeiſtlichen und

eines Zelens, und Widerlegungen, und Antworten, und wie das Zeug weiter heißt, wovon ich die Titel nicht einmal mehr anſehn mag. Schauſpieler und Geiſtliche ſchrieben gegen einander und für einander, und jeder, der einen halben Bogen mit gedruktem Deutſch anfüllen konnte, miſchte ſich darein, bis endlich die Regierung dem Katzenkriege ein Ende machte. In den erſten Blättern findet man doch Fakta angeführt, nehmlich Stellen aus wirklich hier gehaltenen ſchlechten Predigten; und darum ſchikke ich ſie Ihnen vorzüglich. Auch mögen Sie daraus erſehen, was ich Ihnen nicht aus eigner Erfahrung berichten kann. Denn wahrlich, das Penſum wäre zu hart, wenn ich in allen Kirchen herumlaufen ſollte, wo ich dergleichen Brokken zu hören vermuthen könnte (die Anzahl ſolcher Kirchen iſt nicht ganz klein). Die Neugier hat mich freilich zu ein Paar ſolcher Gänge getrieben; ich habe Herrn * und ** und *** gehört. Aber, das mir ſelbſt auch genug! Der wichtigen Gegenſtände ſind hier zu viel zu beſehen, wenn man auch — welches eben mein Fall nicht iſt — Geduld genug haben ſollte, langweiligen Unſinn anzuhören. Aber, Freund, was ſagen Sie zu den ſchönen Sachen, die Sie hier finden? Zu dem Beweiſe von der Herrſchaft Chriſti, weil er die göttliche Macht habe zu verwüſten? Zu der Großmuth, mit der man ſich über die Leiden, die uns Gott ſchikt, hinwegſetzen müſſe? Zu dem Nonſenſe, den groben Widerſprüchen, den pöbelhaften Ausdrükken, u. ſ. w. O man hört hier

hier dergleichen mehr. Myſtiſches Geſchwäz, ſtrenge Polemik, ſeelenloſe Dogmatik, mit unter auch Hiſtörchen, die einen kauderwelſchen Vortrag angenehm machen ſollen; all dergleichen erſchallet noch von mehreren Berliniſchen Kanzeln. Dagegen haben andere wieder einen ſeden ſüßlichen Vortrag, langtönende Wörter, und ſchallende Phraſes. Mann und Predigt, beides iſt gleich geziert, gleich ſtuzermäßig; aber, wer ſie hören will, muß zwei Stunden früher hineingehn, als der Gottesdienſt anfängt, ſonſt findet er die ganze Kirche ſchon voll beſezt. Die Aufwärterinn in meinem Hauſe verſäumt nie die Predigt eines laut aber höchſt unverſtändlich ſchreienden Orthodoxen, und kömmt immer mit rothgeweinten Augen nach Hauſe. Neulich fragte ich ſie etwas genauer nach der Predigt, die ihr wieder dieſe Rührung verſchaft hatte; ſie geſtand denn zwar, gar nichts verſtanden, und nur äußerſt wenig gehört zu haben; aber doch behauptete ſie, der Mann habe gar zu rührend gepredigt, und ſie erinnere ſich, daß er das Wort dennoch öfter mit großem Nachdruk ausgeſprochen habe. — Beſſere Zuhörer verſammeln ſich um die beſſern Kanzelredner, die hier ſchon ſeit mehreren Jahren ſind, die ganz Deutſchland kennt und ſchäzt, und die ich ſtets mit großem Nuzzen und wahrem Vergnügen höre. Ihr Beiſpiel hat auf manche brave junge Männer gewirkt, die auf dem einzig nüzlichen Wege des Predigens [illegible] und [illegible]

izt auch ſchon große Fortſchritte machen. Wie ſehr macht es der Regierung Ehre, daß jene Männer zugleich die angeſehenſten Stellen in geiſtlichen Aemtern bekleiden! Und ſicherlich wird man auch künftig nur nach ähnlichen Grundſätzen wählen, wie ſtrömend auch immer der Zulauf in die Kirchen der frömmelnden Myſtiker, oder der ſchönlallenden Schwätzer ſein mag.

3) Abſchrift von dem Plan, und den Protokollen einer Geſellſchaft, die ſich der Religion wegen verbunden hat, und nicht bloß hier arbeitet, ſondern auch mit ähnlichen Geſellſchaften inner- und ſelbſt außerhalb Deutſchland in Verbindung ſteht. Ihr Name iſt: Deutſche Geſellſchaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottſeligkeit. Sie entſtand, aber nicht hier, im Jahre 1779. Das Direktorium iſt, ſo viel ich weiß, anizt in Baſel; davon abhängende Geſellſchaften ſind im Brandenburgiſchen nicht bloß in Berlin, ſondern auch in Prenzlau, und an andern Orten. Die Zwekke dieſer Geſellſchaft ſind weitausſehend genug. Sie klagt, wie Sie aus den beygehenden Papieren ſehen werden, über den einreißenden Socinianismus, Arianismus, und andere Kezereien; über die unchriſtliche neue Erziehungsmethode; über die Dreiſtigkeit, klüger, als die Schrift ſein zu wollen; vorzüglich aber über die recht babyloniſche, überall wo wir hinſehen, herrſchende Verwirrung, "wobei "das ſchlimmſte iſt: daß nicht alle Fürſten, ja Staa-

ten

"ten zuſammen treten wollen, um dienliche Maaß"regeln zu nehmen, dieſem Uebel entgegen zu ge"hen." Die Sache iſt ſo ſchlimm geworden, daß "auf eine Million Böſe nur tauſend Rechtſchaffene "kommen." (alſo auf 1000 Böſe nur 1 Guter! O des hartherzigen Rechenmeiſters!) Allen dieſen Schäden will nun die Geſellſchaft abhelfen; alſo wohl den weltlichen Arm, den leider einige Fürſten und Staaten nicht mehr hergeben wollen, ſelbſt gebrauchen; wenigſtens eine zahme Uebereinſtimmung einführen, wobei das eigene Nachdenken und die Gewiſſensfreiheit der wenigen tauſend Guten freilich wohl etwas kann gefährdet werden, indeß doch die Unfehlbarkeit irgend einer Glaubensmeinung beſtehen wird, und die Bequemlichkeit der zehn Geiſtlichen ja offenbar gewinnt. Dieſer Geiſt der Antipathie gegen die Verſchiedenheit der Denkungsart erhebt dies Inſtitut zu einer wahren proteſtantiſchen Jeſuitergeſellſchaft. Davon iſt auch etwas in der Form ſichtbar. Es ſollen nemlich "theils die "einzelnen Glieder, theils jede kleineren Geſellſchaf"ten ſich in gewiſſen dirigirenden Mittelpunk"ten, und dieſe wieder in einem einigen Haupt"mittelpunkte freiwillig vereinigen, an ſolche Mit"telpunkte die Nachrichten ihrer Unternehmungen, "Rathſchläge, Anfragen, Gedanken, auch Bei"träge ordentlich einſenden, von dieſen dirigi"renden Mittelpunkten aber auch, zumal vom er"ſten unter denſelben alles dasjenige mitgetheilt be-

kom-

„kommen, was ihnen angenehm und nützlich ſein „kann, und die gute Ordnung des Ganzen und „deſſen Wachsthum zu befördern im Stande iſt.“ — Man iſt hier ſo tolerant, daß man auf dieſe ſtill aufwachſende und ſich verbreitende Einrichtung, die doch gewiß nächſtens beträchtliche Wirkungen äuſſern muß, gar nicht einmal Aufmerkſamkeit wendet. Kaum hatte man gehört, daß ſo etwas im mittlern Deutſchlande exiſtire; an der hieſigen Verbindung zweifelte man völlig, bis ich meine ſchon dort erhaltene Abſchriften der von hier aus dahin geſchikten Protokolle vorzeigte, wo man mit Erſtaunen die Namen der Mitglieder ſah, unter denen einer der erſten hieſigen Geiſtlichen iſt. — — Sind alles dies nur die lezten Zukkungen der ſterbenden Orthodoxie? Oder ſind es tiefe, langſam treibende Wurzeln, die einſt Bäume ſeltſamer Art hervorbringen werden? Sind es Anſtalten, die vielleicht bald eine ganz andere und wohl noch thätigere Geſellſchaft benutzen, mit in ihr Spiel ziehen, und ſo deſto ſicherer das feſte Seil der Einheit (das gegen alle babyloniſche Verwirrung ſichern ſoll) allen über den Kopf werfen wird? — Aber ſeltſam genug, wird mancher auswärts denken, daß Zweige dieſes Inſtituts ſich auch hier befinden; und wahrlich Zweige, die weder gering, noch unthätig ſind!

4.) Sie fragen mich nach hieſigen verbeſſerten Liturgien, die ich Ihnen in Abſchrift oder gedrukt ſchikken ſoll. Aber das kann ich nicht thun; denn der-

dergleichen giebt es hier nicht. Wahrlich es iſt auch hier noch viel zu thun übrig. Indeß einige warme Köpfe glauben, man ſtände ſchon auf dem höchſten Gipfel; einige Schwache vor Furcht ſchwindliche werden über alle Neuerungen, die man nach ihrer Meinung ſchon ſoll gemacht haben; und Viele gleichgültig daſtehn, und die ganze Sache der Rede nicht werth halten: ſieht der denkende Menſchenfreund wohl, daß in dieſer wichtigen Sache des Menſchengeſchlechts noch viel Verbeſſerungen müſſen vorgenommen werden, ehe ſie leiſten kann, was ſie ſoll. Auch hat man von Seiten der Regierung ſchon lange an eine Verbeſſerung der Liturgie gedacht, und endlich wäre es wohl zu wünſchen, daß ſie zu Stande käme. Denn die alte iſt ganz erbärmlich elend. So mancher ſeufzt darüber, daß der öffentliche Gottesdienſt keine große Wirkung thut; aber unterſucht nicht, woran der Fehler liegt. Er würde finden, daß nicht die natürliche Blindheit und das angeborne Verderben der Menſchen (ich ſchäme mich, ſolche entehrende Begriffe auch nur im Scherze nachzuſchreiben) Schuld haben. — Die Geſänge ſind itzt im Preußiſchen verbeſſert, wenn man ſich nur nicht hin und wieder dagegen ſträubte; auch ſind einige recht gute Gebete angehängt. Aber die Vertheilung des Geſanges zwiſchen den Reden, die ganze Form der Reden ſelbſt, die beſtimmten Texte zu den Predigten, die abzuleſenden Gebete — kurz alles, alles bedarf einer großen Umſchaffung.

O Salzmann, wann werden deine vortreflichen Ideen und dein lehrreiches Beiſpiel, vom Philanthropin zu Deſſau aus, auf die Kirchen der übrigen Chriſten ſich wirkſam beweiſen! Ja, lieber R— nie ſchlug mir das Herz ſo ſtark, als in den Salzmanniſchen Gottesverehrungen; und ich kann noch izt nie ohne Entzükken daran denken. Aber wann iſt hier dergleichen zu erwarten? Natürlich ſchrekt die Geſangbuchsgeſchichte ab, und man will nicht die Gefahr eines zweiten ſolchen Sturmes laufen. Indeß wäre hierbei das Volk vielleicht ruhiger, als bei den Geſängen. Denn faſt jeder Geiſtliche nimmt ſich ſchon ſeit lange die Freiheit, einige Formulare nach Belieben abzuändern; ſo ſehr ſchlecht und ſo ſehr alt iſt nun einmal die gedrukte Kirchenagende, die auch bald unter die völlig ſeltnen Bücher gehören wird, da ſie nicht einmal mehr öffentlich zu kaufen iſt. Daher kömmt es, daß faſt keine hieſige lutheriſche Kirche hier ganz mit der andern übereinſtimmt. Manche Formulare ſind ungemein gut und vernünftig, wofür Ihnen ſchon der Name vieler hieſigen Theologen bürgen wird. Aber freilich nimmt ſich nun auch mancher Schwachkopf unter den Geiſtlichen dieſelbe Freiheit, und ſo fehlts auch nicht an Abgeſchmaktheiten. Ich bin nicht im Stande geweſen, mehrere ſolche handſchriftliche Liturgien zuſammen zu treiben. Alles dies, wie geſagt, hat das Volk ſchon immer ruhig gelitten, und würde alſo nicht gegen eine Auswahl des Beſten

ſten murren, wenn nicht wiederum einige geiſtliche Demagogen es aufwiegelten, die ſich dann freilich wohl regen würden, wenn die neue Kirchenagende gar zu vernünftig wäre. — Ich liebe überhaupt die Uniformen nicht. Helles Licht blendet manche Augen, es ſchmerzt wohl gar, und ſchadet. Warum muß denn in Berlin dieſelbe Liturgie ſein, die in den Provinzen iſt? Gehörte nicht vielleicht ſchon ſelbſt für die Stadtgemeinden eine andere, und für die Landgemeinden wieder eine andere? Wenn die Reformatoren dies bedenken, und weislich zu Werke gehn, ſo werden ſie gewiß ihren Zwek nicht verfehlen.

Aber eine Reform muß allerdings geſchehen; denn vieles iſt doch gar zu abgeſchmakt. Ich weiß, daß Sie mit mir über die Kindertaufe gleichſtimmig denken. Kein Menſch begreift recht, was das Waſſer mit der izigen Aufnahme in die chriſtliche Gemeinde für Verbindung hat; und die Stelle aus der Berliniſchen Kirchenagende erklärt die Sache auch eben nicht, wo ad vocem Waſſer vorgeleſen wird: "daß Gott durch die Sündfluth und Pharaos Erſaufen im rothen Meer das Bad der heiligen Taufe als zukünftig bezeichnet habe." Kein Menſch begreift, wie ein Kind kann gefragt werden: ob es wolle getauft ſein, ob es dies und jenes glaube? Und nun vollends die Frage: ob es dem Teufel und allen ſeinen Weſen und Werken entſage! Und vollends der Exorcismus (der we-

nig-

nigſtens, ſo viel ich weiß, noch durch keinen Befehl gänzlich abgeſchaft iſt): Fahre aus du unreiner Geiſt, und gieb Raum dem heiligen Geiſt! — Was hat ein neugebornes Kind mit Religionsbegriffen zu thun? wie kann es ein Mitglied einer Gemeinde ſein? In die Menſchheit muß es aufgenommen werden! Aber der Jüngling und das erwachſene Mädchen trete allerdings mit Feierlichkeit in die chriſtliche Gemeinde, wozu ſeine Aeltern gehören! Und dieſe Feierlichkeit, die jeden Menſchen nur einmal im Leben trift, kann ſchön und rührend gemacht werden; und dann kann es Sinn haben, jemand an den dabei gemachten Bund zu erinnern. — Ein anderer, und wenn er recht genutzt würde, allerdings ſehr wirkſamer Ritus, das Abendmahl muß gleichfalls in den chriſtlichen Kirchen noch manche Verbeſſerung erfahren, wenn er bei einem Theile mehr als leere Ceremonie, und bei dem andern kein Anlaß zu fanatiſchen Grillen ſein ſoll. Wenigſtens brauchen unſere Enkel nicht zu weinen, daß ihnen nichts mehr übrig gelaſſen wäre.

Sonderbar fiel es mir auf, wie ich bei einer lutheriſchen Trauung die Anrede vorleſen hörte: "Herr Bräutigam, Sie ſtehn allhier vor Gottes "Angeſicht, und ſeinen Engeln." Es iſt nicht recht einzuſehen, warum gerade zu dieſem Aktus dieſe Geſchöpfe Gottes, welche, ſo viel man weiß, außer der Ehe leben, eingeladen werden.

Was ſagen Sie zu dieſem ungeheuren Briefe; der ſelbſt, wie die Beläge dazu, ein Paket geworden iſt? Ich weiß, daß Ihnen der Haupteinhalt deſſelben wichtig iſt; ich weiß, Sie hören mich gerne ſchwatzen; und — ich wenigſtens ſchwatze gern mit Ihnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

8.

Auszug aus dem Teſtament des ſel. Arletius.

(Rektor, Profeſſor, Bibliothekar, und Schuleninſpektor zu Breslau, geſtorben im Januar 1784.)

Es iſt ſchon öfter bemerkt worden, daß Teſtamente zu den lebhafteſten Abdrükken des Verſtandes und Herzens der Menſchen gehören, aus welchem man die eigenthümlichſten Charakterzüge kann kennen lernen; ſo daß es wiederum Geſchäftsmänner ſind, und nicht junge Poeten oder in Welthändeln unerfahrne Verfaſſer gräulicher Trauerſpiele, bei denen man Welt- und Menſchenkenntniß ſuchen muß. Das Teſtament des braven und gelehrten Mannes, welches ich itzt vor mir habe, enthält gleichfalls ſehr merkwürdige Züge, die ein künftiger

Bio-

Biograph, um das Leben und den Charakter des Mannes genauer zu kennen, wiſſen müßte. Es iſt hier nicht meine Sache, ſie aufzuſuchen und anzuzeigen; ich will nur hauptſächlich von dem Theile ſeines letzten Willens reden, der etwas betrift, was in unſern Tagen immer ſeltner geſchieht, und was von ihm mit ganzer Seele geſchah, von ſeinen Stiftungen zum Beſten der Schulen. Mancher, der ihm einſt Unterſtützung oder Erleichterung wird zu danken haben, wird das Andenken des Mannes ſegnen; und die ihm ſo geweinten Thränen werden, nebſt ſeinen anderweitigen Verdienſten, gewiß alles, was man ihm als Schwachheit anrechnen kann, verwiſchen! — So viel es angeht, werde ich mit ſeinen eignen Worten reden.

"Wer nimmt ſich itzt der armen Schulen an? "Alle drei Fakultäten verlaſſen uns, und ſind gegen "die ſchwere und ſaure Mühe, womit ſie in den "Schulen erzogen und gebildet werden, meiſtens "undankbar, da ſie doch bei reichen Leuten mit gu"ten Vorworten vieles ausrichten könnten: nemlich "die Prediger im Beichtſtuhl, die Juriſten bei dem "Teſtamentmachen, und die Aerzte bei den Krank"heiten. Jedoch wir müſſen uns ſchon in unſer "Schikſal finden, wenn es nicht zu ändern iſt. — "Ich bin im Eliſabethanum gleichſam geboren, "wenigſtens vom achten Jahre an erzogen, u. ſ. w. "Ich will mein durch die väterliche Erbſchaft, "durch meinen gefliſſentlich aus mancherlei

„Eine dem Zufällen gewählten Cälibat, *) und „durch die Longävität vermehrtes Vermögen haupt„ſächlich zum Beſten der Schule anwenden.“ Die Verordnungen nun ſind folgende:

1) 1000 Rthlr. Kapital, — „wovon die Jahr„zinsintereſſen auf den 1ſten October fällig ſind, als „an meinem Geburtstage, der mir ſowohl durch die „Anno 1714 an demſelben Tage geſchehene Ein„ſchreibung und Einführung in das Eliſabethaniſche „Gymnaſium, als auf welche mein Lehrer und Vor„fahr der ſel. Herr Rektor Kranz, einen Gottlob „verliehenen großen Segen gelegt, als auch durch „meine Anno 1748 am gleichen Tage geſchehene er„ſte Wahl in pleno Senatu zum Profeſſore Ill. Gymnaſ. „Mar. Magdal. auf immerdar recht merkwürdig **) „worden iſt,“ — zu kleinen Stipendien für die Lehrer an den drei lutheriſchen breslauſchen Gymnaſien, und der Reſt für einige Alumnen.

2)

*) An einer andern Stelle nennt er es ſeinen freiledigen Stand.

**) Der gute Mann glaubte, manches Ominöſe in ſeinem Leben erfahren zu haben. Daß er in dieſen Dingen überhaupt mehr glaubte, als viele Andere, wird man noch in der Folge ſehn. Er zeigte mir auf der Bibliothek das Bildniß einer Frau, die öfter ſich ſelbſt, auſſer ſich exiſtirend, geſehen habe. Und als ich ihm bei einer ganz andern Gelegenheit ſagte, ich ſei aus Lübek; ſo wußte er ſogleich eine Menge lübekiſcher Geſpenſter- und Geiſterhiſtorien zu erzählen, die man dort ſelbſt — zur Ehre meiner Vaterſtadt ſei es geſagt! — faſt ſchon gar nicht mehr hört.

2) 1000 Rthlr. Kapital zu einem Stipendio Hebraico Orientali. Der Philebraeus ſoll es auf der Univerſität genießen; ehe er hingeht, mit Hand und Mund verſprechen, allen Fleiß und namentlich dies Stipendium zum Hebräiſchen anzuwenden; dann darüber von Univerſitäten Teſtimonia und gedrukte Specimina einſchikken; ſonſt ſoll er deſſen verluſtig ſeyn. "Denn ich will ſchlechterdings die faulen Hummeln und Weſpen davon ausgeſchloſſen "wiſſen und haben."

3) 1000 Rthlr. Kapital — "deren Intereſſen "am 6ten Januar, als an meinem zweiten Na"turenstage, fällig ſind" — für Schullehrer-Wittwen; mit der Einrichtung, daß die, welche Kinder haben, eine doppelte Portion bekommen.

4) 1000 Rthlr. Kapital zur Ausſtattung und Hochzeit von Töchtern der Schullehrer. *)

5) Seine (wirklich anſehnliche) Bibliothek ſoll verkauft werden; — "ich wünſchte, wenn es mög"lich wäre, welches aber bei den itzigen Geldklem"men Zeiten gar nicht zu hoffen noch zu vermuthen "iſt, daß das Kapital auf 1000 Rthlr. ſich belaufen "mögte;" — und das daraus gelöſete Geld ſoll für die Emeritos unter den Schullehrern auf Zinſen ausgethan werden.

*) Gewiß ein ſchöner edler Zug von Menſchenfreundlichkeit im Teſtamente eines Eheſcheuen.

Von der Bibliothek iſt folgendes ausgenommen,
das nicht mit verkauft werden, ſondern auf die vor=
trefliche Rhedigeriſche Bibliothek am Eliſabethanum
kommen ſoll: — Einige (ſehr wenige) Bücher und
Manuſkripte; unter den leztern: "H. von Pal=
"menfelds und H. Hallmans Reiſebeſchreibung
"in Folio, vom izigen H. Bibliothekar zu Wolfen=
"büttel, dem berühmten H. Leſſing mir geſchenkt."
— Alle, ſowohl gedrukte als geſchriebene Sachen
von Arkonatus, Opiz, Tſcherning, und Dach;
auch alle Auflagen derſelben. *) — "Endlich und
"zulezt habe ich mir noch eine Sammlung von
"chemiſchen und alchemiſchen Büchern und
"Handſchriften angeſchaft, von denen es aber nicht
"heiſſen ſoll: Occupat extremum ſcabies, als wenn
"die höhere Chemie ein bloſſes Unding, ein grober
"Irrthum, ja ein wahrer Unſinn und Betrug wä=
"re; wie es erſt neulich ein ſonſt geſchikter Apothe=
"ker

*) Der gelehrte Mann ſammelte äuſſerſt ſorgfältig altdeutſche, vornemlich ſchleſiſche, Sachen. Er hätte unter andern die vollſtändigſte Ausgabe vom Opiz liefern können; auch hatte er ſich erboten, zur Trillerſchen Beiträge zu geben, war aber, wie er mir erzählte, durch unanſtändiges Betragen davon abgeſchrekt worden. — Was haben wir nicht noch einſt von einem fleiſſigen Gelehrten in Breslau aus der Rhedigerſchen Bibliothek zu erwarten! Sie enthält einen Schatz Manuſkripte an Klaſſikern, Scholiaſten, Hiſtorikern des Mittelalters, u. ſ. w. der höchſt anſehnlich, und bis izt noch faſt ganz ungebraucht iſt.

"der Wiegleb in einer beſondern Schrift zu erwei"ſen ſich bemühet, da doch wider Thatſachen nicht "zu ſtreiten iſt, deren drei im vorigen Jahrhundert "in Breslau zuverläſſig und wirklich geſchehen ſind, "deren einige dem ſel. Inſpektor Kaſpar Neu"mann als einem Knaben begegnet, wovon er in "ſeinem eigenhändigen Lebenslauf die Nachricht er"theilet, die ſein H. Sohn D. Neumann meinem "Vater abgeſchrieben, woraus oder welche der ſel. "D. Burghardt in die Satyros Medicorum Sileſia"corum eingerükt hat. H. Wiegleb wird in Ewig"keit des Olai Borrichii, auch vieler andern, und "des neulich verſtorbnen H. D. und Prof. Schrö"der in Marburg Beweisthümer und Beiſpiele "nicht umſtoßen. Der ſel. Adj. H. Fried. Seidel, "deſſen, unter dem Titel Chriſt. Erlangers, Wege"weiſer zum Gipfel der Chemie in einem Bogen ich "dem ſel. D. Burghart zum Einrükken in ſeine "Deſtillirkunſt mitgetheilet, hat mir ſo etwas ge"ſagt, daß ich aus einem Erzfeinde ein Freund al"ler und auch der höhern Chemie worden bin, und "ſeit vielen Jahren einen Weg, der faſt für ein "Non-ens Chemicum gehalten worden, als wahr be"funden habe. Ich will alſo und verordne, daß al"le meine chemiſche Schriften, in Folio, Quart, "Oktav und Duodez, ſie mögen nun lateiniſch, fran"zöſiſch, engliſch, italiäniſch, holländiſch, oder deutſch "ſein, beiſammen bleiben, und der Rhedigerſchen "Bibliothek einverleibet werden ſollen. Ich hoffe,

"daß noch ein Räumlein für dieſelben vorhanden "ſein wird, und mein Nachfolger wird ihnen der"gleichen anzuweiſen wiſſen. Allenfalls könnten "die groſſen Globi fortgeſchaft, und an deren Statt "ein Repoſitorium zu meinen Büchern und Hand"ſchriften gemacht werden."

6) Seine Sammlung von ſchleſiſchen Münzen an die Rhedigeriſche Bibliothek; dazu 100 Rthlr. Kapital.

7) 600 Rthlr. Kapital zu Büchern an die Rhedigeriſche Bibliothek, und 100 Rthlr. an die Bibliothek des Marien Magdalenen Gymnaſiums.

8) Sein letztes und wichtigſtes Legat ſind ſechs tauſend Thaler zur Vergrößerung des Gehaltes der Lehrer am Eliſabethanum. — Erſt ſetzte er 4000 Rthlr. aus, von deren Intereſſen vier neue Lehrer ſollten angeſtellt werden: ein Zeichen-, Rechen-, Schreib- und polniſcher Sprachmeiſter. "Die armen Kinder und Jünglinge ſollen dieſen "Unterricht umſonſt genieſſen; indeſſen ſowohl als "beſonders die wohlhabenden Bürgerſöhne ihren "Lehrern zum Neujahr und Geburts- und Namens"tage einige Erkenntlichkeit, nach dem löblichen "Schulgebrauche, jährlich entrichten." — Er machte dabei den merkwürdigen Zuſatz: "Wenn ich "noch ein paar tauſend Thaler mehr hätte, oder noch "einige Jahre zu leben mir verſprechen könnte, wel"ches aber bei meinem 72jährigen Alter (er ſchrieb "es Anno 1779) und allerhand Zufällen und

Schwach-

"Schwachheiten nicht Statt findet: ſo würde ich
"noch einen Muſikmeiſter und Zuchthalter bei
"dem Eliſ. Gymn. ſtiften; deren jener die Bres-
"lauiſche beſonders arme Jugend in der Muſik un-
"terrichtete, daß man aus ihr die Beſten zu Dis-
"kantiſten und Choralibus machen könnte, die aber
"beiderlei Muſicam, nemlich die gewöhnlich in der
"Kirche und die Artes Muſarum in der Schule, fleiſ-
"ſiger und beſſer, als die meiſtens aus fremden Or-
"ten her berufene und herkommende, treiben wür-
"den; dieſer aber mit der Diſciplin oder Och-
"ſenziemer, Stekken und Ruthen bewafnet, in
"den öffentlichen und ordentlichen Schulſtunden
"NB. in allen Ordnungen, auch in den Vorſälen
"und auf den Treppen, nach Befund der Lehrer
"Zucht und Ordnung durch anbefohlene Strafe oder
"Züchtigung hielte, wozu ein ehrlicher abgedankter
"Soldat oder Unteroffizier ſich am beſten ſchikken
"würde. Jedoch ich breche hiervon ab." Der
rechtſchaffene Schulmann erkannte aufs lebhafteſte
den erſtaunlichen Verfall aller Zucht und Ordnung
in ſeinem Gymnaſium; nur wußte er wohl nicht
recht ſchikliche Mittel zur Beſſerung zu finden. Ein
anderes Mittel, das er einſt im Geſpräche mit dem
Könige von deſſen Gnade erbat, deſſen er auch ge-
gen mich erwähnte, und das ich in ſeinem Teſta-
mente wieder finde, war die Befreiung von allem
Schulgelde, welche er zu dieſem Endzwek für ſehr
wirkſam hielt. Im Teſtamente heißt es: "Und

als-

"alsdann würden Jhro Königl. Majeſtät gehorſamſt "zu bitten ſein, dem uralten und erſten Gymnaſio "Eliſabethano zu Breslau in Schleſien die Bei: "namen eines Proto-Gymnaſii immunis et ſelecti zu "ertheilen. Aber die beiden Vorzüge müßten dem: "ſelben zugleich zugeeignet werden: nemlich erſtlich "eine ſchärfere und genauere Zucht, wovon ich in "meiner Antrittsrede zum Mar. Magdalenen Rek: "torat im J. 1755 nach Vermögen alſo gehandelt "habe, daß ſie auf kluge und vernünftige Weiſe der "Soldatenzucht bei den alten Römern und auch "der preußiſchen Armee ähnlich ſein müßte; und "zweitens die Auswahl oder ſelectus ſtudioſorum ad "ſtudia admittendorum, welcher im III. oder höchſtens "IV. Ordine geſchehen müßte, da entweder Dumm: "köpfe, oder auch nicht Pünktliche, Fromme, Fleißi: "ge und Gehorſame, ſich zur Strafe oder auch zur "Beſſerung, und andern zum Exempel oder Rei: "zung, bei Zeiten aus dem Gymnaſio ver: oder ab: "gewieſen würden." —— Indeſſen war vom Ober: kuratorium aller Schulanſtalten in Berlin ein Re: ſkript nach Breslau ergangen, worin unter andern die Anſetzung der vier von Arletius benannten Leh: rer anbefohlen war. Er legte alſo im J. 1780 noch ein Kodicill hinzu, worin er ſeine gedachte Verfü: gung als itzt überflüſſig aufhob; wobei er aber hin: zu ſetzte: Man hätte auch noch wohl dazu die An: ſetzung eines Zuchtmeiſters (den er wieder auf die vorige Art beſchrieb) verordnen können. Er be: ſtimmte alſo nunmehr die obigen 4000 Rthlr., die er hernach noch mit 2000 vermehrte, zur Vergröße: rung des freilich nur ſehr geringen Gehaltes der elf Lehrer an der Eliſabethsſchule.

Man ſieht, wie innig verwebt das Wohl der Schule mit allen ſeinen Gedanken und Handlun: gen war.

Sit illi terra levis! Bieſter.

9.

9.

Ueber den allgemeinen europäiſchen Staatskalender eines Franzoſen.

Wir ſind es ſchon ſo ſehr gewohnt, unter der Feder unſerer Nachbarn jenſeit des Rheins unſere Litteratur, Politik, und ſelbſt unſere Namen verſtellt zu ſehen; daß wir itzt nur noch — darüber lachen. Aber dieſes ſollten wir denn auch niemals unterlaſſen, zumal wenn uns die Sache ſogar nahe gelegt wird. Nun hat, meinem Bedünken nach, kein Franzoſe den Deutſchen neulich ſo viel Stoff zu dieſer heilſamen Gemüths- und Leibeserſchütterung gegeben, als *M. Poncelin de la Roche-Tilhac*, Ecuyer, Conſeiller du Roi à la Table de Marbre, in ſeinem Etat des Cours de l'Europe & des Provinces de France pour l'année 1784; und ich fühle daher einen Beruf in mir, den Fall unſern Leſern vorzutragen. Das genannte Werk macht einen dikken Oktavband von 618 Seiten aus, welcher in Paris brochirt 5 Livres koſtet, und dem Titelblatt zufolge, außer den 12 dort genannten Städten, bei den vornehmſten Buchhändlern in Europa zu haben iſt. Im J. 1783 iſt es zum erſtenmal erſchienen. — Die Idee ein ſolches Werk zu ſchreiben, iſt nichts weniger als ſchlecht; nur müßte man erſt von jeder Hauptſtadt eines Landes ſolche Nachrichten haben, wie ſie z. B. Nikolai (in ſeinem bekannten Werke) von Berlin, oder wenigſtens wie er ſie im 3. und 4ten Bande ſeiner Reiſebeſchreibung von Wien geliefert hat. Wie wenig haben wir noch dergleichen! und welch ein mühſames Sammeln, häufiges Hin- und Herſchreiben, unverdroſſenes Nachfragen, u. ſ. w. ge-

hört

hört nicht dazu, um dieſen Mangel zu erſetzen! Nun vollends über ganz Europa!! Ein Deutſcher würde mit allen ſeinem Fleiße ohngefähr 5 Jahre dazu brauchen; ein Franzoſe müßte ſchon, wegen des Mangels an ausgebreiteter Sprachkenntniß, 10 Jahr dazu haben; aber gerade ein Franzoſe verwendet ſicherlich nicht über ein Jahr darauf.

Das Werk hat eine franzöſiſche, eine ſpaniſche, eine italiäniſche, eine deutſche, und eine engliſche Vorrede. — Doch wer könnte ſich mit dem ungeheuren Ganzen abgeben? Jeder mag zu ſeiner Erbauung den Artikel ſeines Landes nachſchlagen; die Berliniſche Monatsſchrift beſchäftigt ſich natürlich nur mit Preuſſen. Hier iſt das Neue, was Herr Poncelin de la Roche Tilhac davon zu ſagen weiß.

Voran kömmt jedesmal ein geographiſch-ſtatiſtiſcher Aufſatz. "Das Königreich Preuſſen, heißt es hier, theilt ſich in Oſtpreuſſen, wovon der König den größten Theil beſitzt, und Weſtpreuſſen, das er durch die 1773 in Polen geſchehene Revolution ſeinen Staaten einverleibt hat. — Berlin liegt an der Spree, die in die Elbe fällt. — Die Provinzen, aus welchen dies Königreich beſteht, ſind nicht mehr, wie ehemals, Wüſteneien. Jetzt ſind ſie ziemlich bevölkert; und das haben ſie größtentheils den Salzburger Emigranten zu verdanken."

Auch etwas von den Geſetzen. "Der Diebſtahl wird im Preuſſiſchen nicht mit dem Tode beſtraft; und man hört faſt niemals davon, daß ein Menſch beſtohlen worden. — Im Preuſſiſchen können mißvergnügte Eheleute ihre Ehen trennen; aber ſie dürfen dann nicht im ledigen Stande bleiben. Sobald ſie die Bande zerbrochen, wodurch ſie unglücklich waren, müſſen ſie

neue

neue knüpfen. Sie fürchten ſich natürlich, daß dieſe ihnen eben ſo unerträglich werden können, als jene es waren; und daher findet man äuſſerſt ſelten bei den Preuſſen gerichtliche Eheſcheidungen.” Das heiß ich mir noch einen Politiker, der Einrichtungen, Geſetze, Fakta, und Raiſonnements darüber, alles zuſammen mit einemmale ſich ſelbſt ſchaft!

Nun zum eigentlichen Staatskalender. — ”Das Kabinetsminiſterium: bei welchem, unter den Augen des Königs, alle Sachen verhandelt werden, die ſich auf den Staat beziehen können. Mitglieder: H. Graf von Finkenſtein; H. Graf von Herzberg; H. Geh. R. von Stuk (Stek); u. ſ. w. — Geheimer Staatsrath: Hier nun wieder, der Freiherr von Herzberg. Ferner, unter andern: Freiherr von Plumenthal, Direktor des Lehnhofes, Präſident des Obertribunals, und Kanzler von Magdeburg. (Das letzte vielleicht aus Kanonikus entſtanden?) Herr von Stoym, in Schleſien. Freiherr von Schulenburg, Generalkapitän der Infanterie, Chef des Kriegsdepartements. Herr von Görn, Kanzler von Magdeburg. Graf von Schulenburg, Hofmarſchall. — Finanzdepartement: Der König, Präſident. Freiherr von Plumenthal, Vicepräſident. Dann folgen die Direktoren: Freiherr von Schulenburg, von Görne, von Gaudi, von Heinitz, und der Generalkapitän von Schulenburg. Räthe: Werder, Grothe, Stuwer; dieſe drei Räthe führen per interim das zweite Departement der Churmark und der Salzcompagnie. Dann wieder Direktoren: Freiherr von Goldbech, dirigirt per interim das Poſtweſen; Freiherr von Tarrach; Geh. Finanzrath Wlomes, dieſem Miniſter kömmt es zu, dem Kollegium in den verſchiednen Departements,

woraus

woraus es beſteht, die Sachen vorzutragen (eine unglükliche Ueberſetzung der Stelle unſers Adreßkalenders: H. Geh. Fin. Rath Wlömer hat in Juſtizſachen bei allen Departements den Vortrag); Geh. Fin. Rath Beger (Beyer). — Juſtizdepartement: Herr von Münchlauſen, Kanzler von Magdeburg, Präſident. Herr von Carmer. Freiherr von Zedlitz. Freiherr von Dörnberg. Zwölf andere Räthe. — Obertribunal: H. Feridman von Münchlauſen. — Kammergericht: Freiherr von Dörnberg, Chef der drei Senate; Kesler, Präſident des erſten; Rebeur, erſter Direktor des Königl. Kollegii (ohne Zweifel des Oberkollegii Medici); Desmines (wer kann den errathen?) Präſident des zweiten Senats; Freiherr von Dörnberg, Präſident des dritten.“

Die höchſte Blüthe der Lächerlichkeit findet ſich am Ende. Wie auch in den nächſten zehn Jahren die Ueberſetzungsfabriken in Leipzig ihre franzöſiſchen Originale verſudeln mögen; Frankreich wird doch kaum quit gegen uns werden, denn ſolche Fehler begeht auch der ſchlechteſte unſerer Verdeutſcher nicht. Ich übergehe mehrere Kleinigkeiten, und die höchſt entſtellten Namen, als: die beiden Herren M. Arend und M. Kopken, welche Niemand anders ſind, als der eine H. Geh. R. Arend Köpken; M. Naguſch, le Baron de Taubenhein, M. de Rebener (Rebeur), de Sigrotte, de Mauſwitz, de Thos (Voß), u. ſ. w. Aber, was ſagen die Leſer zu folgendem?

Directoire des ARME'ES.

Meſſieurs Le Baron de Zedlitz, directeur.

Le Préſident de Hayen, ſous-directeur.

Dieſes Kriegsheerdirektorium iſt alſo — nichts anders als das Armendirektorium! Die Wittwenanſtalt heißt: Commiſſion établie dans la Marche de Brandebourg pour le ſoulagement des Veuves. Das Pupillenkollegium: Commiſſion établie pour le ſoulagement des Orphelins. — Die folgenden drei Gouvernements beſchließen den ganzen Aufſatz:

Gouverneur de Brandebourg.

M. d'Arnin, doyen du chapitre de Brandebourg.

Gouverneur de Berlin.

Le général de Mollendorf.

Gouverneur de la Marche Electorale.

M. de Hayen, préſident du grand conſiſtoire de cette province.

Berliniſche Monatsſchrift.

1784.

Fünftes Stük. Mai.

I.

An das Römiſche Volk.

Horazens ſiebente Ode des fünften Buchs.

Wohin, wohin, ihr Frevler? Warum zückt die Fauſt
Das kaum verſteckte Schwert ſo raſch?
Floß über Land und Meer zu wenig Römerblut?
Und nicht, des eiferſüchtigen
Karthago ſtolze Burg in Aſch' und Staub gelegt,
Und den noch ungebändigten
Britannier in Feſſeln durch die Straßen Roms
Zum Kerker hingeführt zu ſehn;
Nein, nach der Parther Wunſch die mütterliche Stadt
Durch eignen Arm verheert zu ſehn.
Dieß war der Wölfe Sitte nie, der Löwen nie,
Die fremder Art nur ſchrecklich ſind.

Iſts blinde Wuth, iſts höhere Gewalt, iſts Schuld,
Was euch dahin reißt? ſaget an!
Sie ſchweigen; Todtenbläſſe deckt ihr Angeſicht,
Und das betroffne Herz erſtarrt.
Ja, ja, ſo iſts! ein ſchweres Schickſal liegt auf Rom:
Des Brudermordes Miſſethat,
Als dieſer Boden Remus unſchuldvolles Blut,
Ein Fluch dem Enkel, in ſich trank.

Anmerkungen.

Horaz mag dieſe Jamben entweder in ſeiner Jugend entworfen haben, noch ehe er ſelbſt durch den Markus Brutus zur Armee der Pompejaner gezogen ward, zu der Zeit als der junge Oktavian wider den Antonius, welcher Mutina belagert hatte, den erſten Feldzug that; oder er mag ſie, nach der gemeinſten Meinung, vor der Schlacht bey Aktium verfertigt haben, als die Feindſeligkeiten zwiſchen dem Oktavian und Antonius aufs neue angingen: ſo hat er in beiden Fällen für gut gefunden, ſie zu unterdrücken. Sie ſtehen daher in dem fünften Buche ſeiner Oden, welches wahrſcheinlicher Weiſe lange nach ſeinem und des Auguſtus Tode herausgekommen iſt.

V. 7—8: Nicht, des eiferſüchtigen Karthago ſtolze Burg ꝛc.) Statt allgemeiner Ausdrücke

drücke, die weniger ſinnlich ſind, ſtellen uns die Dichter gern einen beſondern Fall vor Augen. Der allgemeine Ausdruck würde geheißen haben: Nicht feindſelige Städte zu zerſtören, oder unbezwungene Völker zu demüthigen; der beſondere Fall heißt: Nicht, Karthago zu zerſtören, nicht die unbezwungenen Britannier zu demüthigen. Daß Karthago ſchon längſt zerſtöret war, und die Britannier noch nicht beſiegt waren, thut hier nichts zur Sache.

V. 9. Nein, nach der Parther Wunſch.) Die Parther, die das Heer des Kraſſus geſchlagen hatten, furchten ſich vor der Rache der Römer; ſie mußten es alſo nothwendig gern ſehen, wenn dieſe ſich ſelbſt aufrieben.

V. 11. Dieß war der Wölfe Sitte nie, der Löwen nie.) Daß die Wölfe oder Löwen zuweilen einander ſelbſt anfallen, darf man nicht wider den Horaz anführen: ihr eigentlicher Krieg iſt doch nur wider andere Thiere gerichtet, die ihnen zur Nahrung dienen.

V. 19. 20. Remus unſchuldvolles Blut, ein Fluch dem Enkel.) Sich ſelbſt zu entſchuldigen, haben faſt alle Völker geglaubt, daß die Gottheit die Miſſethaten ihrer Väter an ihnen räche. Dieſes Glaubens bedient ſich hier der behutſame Dichter, um nicht die nähere und wahre Urſache anzugeben.

Ramler.

2.

Ueber den Unterſchied einer chriſtlichen und bürgerlichen Ehe.

Vor Zeiten gab es nur Eine Art von Ehen *); und man verſtund darunter eine ſolche Verbindung, die einer nach den Geſetzen der Kirche und des Staats, deſſen Mitglied er war, vollzogen hatte. Nachher aber hat man dem Vortrage zu gefallen, oder aus Mangel eines andern Ausdruks, dieſes Wort weitläuftiger gemacht, und nicht allein diejenige Verbindung, welche bloß nach den Geſetzen der Kirche und nicht nach den Geſetzen des Staats vollzogen war, eine Ehe genannt, ſondern auch in dem Rechte der Natur von Ehen geſprochen, und die beſondere Verbindung, worinn die Kinder bloß der Mutter Namen und Vermögen erben, oder wie unſre Vorfahren ſprachen, na der Mor gan, (nach der Mutter gehen) woraus die Lateiner das Matrimonium ad Morganaticam gemacht haben, eine Ehe zur linken Hand genannt. Dieſe Vermiſchung rührt vornehmlich daher, daß der Staat alle diejenigen Ehen, welche unter gewiſſen Vorſchriften in der chriſt-

*) Das Wort Ehe kommt von dem altdeutſchen Worte Eh oder Ewa Geſetz, und faßt den Begrif der Geſetzmäßigkeit in ſich.

chriſtlichen Kirche vollzogen werden, entweder aus- drücklich oder ſtillſchweigend für bürgerlich gültig er- kennet, und der Kürze halber dem dazu beſtellten ordentlichen Pfarrer die Macht überlaſſen hat, zwo Perſonen nicht allein kirchlich oder chriſtlich, ſondern auch mit bürgerlicher Würkung zu verbinden.

Hieraus ſind aber verſchiedene Verwirrungen entſtanden, die wohl verdienen auseinander geſetzet zu werden. Die kirchliche Ehe iſt immer noch von der bürgerlichen unterſchieden; und jene führt bei weitem nicht in allen Fällen alle die Folgen mit ſich, welche beide zuſammen würken. Man wird ſolches am beſten aus folgenden Beiſpielen beurtheilen.

Wenn zwo Perſonen ſich, wie es oft geſchieht, als Vagabunden oder pro vagis kopuliren laſſen: ſo ſind ſie unſtreitig chriſtlich verbunden, und leben in einer kirchlich rechtmäßigen Ehe. Allein ſie können nun nicht aus dem Stande der Vagabunden, wel- chen ſie erwählet haben, zurücktreten, ohne von ir- gend einer Landesobrigkeit als Unterthanen aufge- nommen zu werden. Geſchieht dieſes, ſo erhält dadurch die kirchliche Ehe das Siegel der bürgerli- chen Gültigkeit. Geſchieht es nicht: ſo bleiben ſie Wildfänge, der überlebende Theil kann ſich ſo we- nig auf ein kaiſerliches Recht als auf ein Landrecht beziehen; und die Kinder können ihre Eltern nicht beerben. Die kirchliche Ehe iſt folglich hier ohne alle bürgerliche Wirkung.

Eben ſo verhält es ſich mit denen, die ſich zwar nicht als Vagabunden, aber doch auch nicht von dem von der Obrigkeit dazu geſetzten Pfarrer, oder mit deſſen oder der Obrigkeit Erlaubniß von einem andern kopuliren laſſen. Dem fremden Pfarrer hat die Obrigkeit nie das Recht übergeben, zween Eheleuten alle bürgerlichen Rechte mitzutheilen; und ſo kann dieſer ihnen nur die kirchlichen geben. Ihre Beiwohnung iſt Pflicht und ohne Sünde, ihre Kinder ſind kirchlich echt; aber in Anſehung des Witthums und der Erbfolge kömmt ihnen weder Land- noch Stadtrecht zu ſtatten, und wo ſie nicht irgendwo als Unterthanen aufgenommen werden, leben ſie im Stande der Verbieſterung. *) Die Obrigkeit, worunter ſie leben, kann ſie als Wildfänge beerbtheilen.

Unſre Eigenbehörigen leben bis auf dieſe Stunde bloß in der kirchlichen und nicht in einer bürgerlichen Ehe. Ihre Kinder erben von ihnen nichts, und

*) Verbieſtern iſt ſoviel als herrenlos werden, und ſonach als ein bonum vacans dem Landesherrn heimfallen. Man ſagt es von Menſchen und von Vieh, wie auch von Deichen und Häuſern, die der Eigenthümer verlaſſen hat. Ein verbieſterter Menſch iſt daher zugleich ein Wildfang, albanus oder aubain. Der albanus unterſcheidet ſich von dem forbanus, forban, darinn; daß dieſer des Bannes oder Schutzes verluſtig erkläret iſt, jener hingegen, des Schutzes zu dem Preiſe genießt, daß ihn die Landesherrſchaft nach ſeinem Tode beerbt.

und die Leibzucht *) des Mannes oder der Frau iſt keine bürgerliche Würkung der Ehe, ſondern der dem Gutsherrn bezahlten Auffahrt. **) Die Freien, welche in einer Hode ***) ſtehen, ſind in gleichen Umſtänden; ihr Recht hängt von dem durch die Schutzurkunde ****) abgelöſeten Sterbfall ab, und man kann es nicht als eine bürgerliche Würkung ihrer Ehe anſehen, daß ihre Kinder von ihnen erben, und ihre Witwen ein gewiſſes in jeder Hode beſtimmtes Recht haben. Sobald ſie die Schutzurkunde verſäumen, würkt die kirchliche Ehe jenes nicht. Alle dergleichen bloß kirchlich oder chriſtlich verbundene Leute hinterlaſſen keine Witwen, ſondern nur Relikten. Denn um Witwe zu werden, mußte man bei den Römern und bei den Deutſchen in einer nach kirchlichem und bürgerlichem Rechte vollkommenen Ehe gelebt haben. Wie aber das Wort Ehe allgemeiner ward, hieß man ihre Relikten auch Witwen. Aber nun nahm auch der Adel den Titel von Douarieren an; und die Notarien erfanden chriſt-adeliche Ehen, um damit das Wort Ehe, welches zu weitläuftig geworden war, zu einer neuen Beſtimmung zu ſtempeln. Eben ſo hatte er ſich lange vorher echte Hausfrauen zugelegt, weil

*) Leibzucht uſusfructus vitalitius.
**) Auffahrt landemium.
***) Hode, Hut, Obhut, oder Schutz: protectio vel advocatia ſpecialis.
****) Schutzurkunde recognitio hujus protectionis.

weil es auch Hausfrauen gab, die nicht echt waren, das heißt, die bloß in einer kirchlichen Ehe ohne bürgerliche Würkung lebten.

So deutlich hieraus hervorgeht, daß der Unterſchied zwiſchen einer kirchlichen und bürgerlichen Ehe ſehr gegründet ſei: ſo ſehr iſt es zu verwundern, daß man in den Lehrbüchern hierauf faſt gar nicht mehr fußet, und immer die chriſtliche Ehe mit der bürgerlichen vermengt, da es doch klar vor Augen liegt, daß der Geſetzgeber ſich jenes Unterſchiedes nützlich bedienen, und damit den unerlaubten Kopulationen ein ewiges Ziel ſetzen könnte. Denn die Kirche mag dann immerhin ihr Recht, daß dasjenige, was ſie einmal verbunden habe, auf ewig verbunden ſei, behaupten. Der Staat darf den kirchlich Verbundenen nur die bürgerliche Würkung der Ehe weigern: ſo müſſen dieſe entweder das Land räumen und ſich anderwärts als Unterthanen aufnehmen laſſen, um die bürgerliche Würkung ihrer Ehen zu erhalten, oder wo ſie geduldet werden, als Wildfänge, die von ihm beerbet werden, ihr Vergehen büßen.

Unſtreitig hat es auch in der Verfaſſung unſrer Leibeigenſchaft manchen Fehlſchluß veranlaſſet, daß wir die chriſtlichen Ehen der Leibeignen als vollkommene Ehen angeſehen haben. Unter leibeignen Eltern und Kindern iſt zwar eine chriſtliche Verwandſchaft, aber keine bürgerliche, wenigſtens hatten ſie vordem nicht den geringſten Vortheil von der letzten;

ren; Eltern und Kinder, Schweſtern und Brüder beerbten ſich im eigentlichen Verſtande nicht. Sie zeugen keine Genoſſen des Staats; und ihre Kinder ſind Wildfänge, ſo bald ſie frei gelaſſen ſind, und keinen neuen Schutz nehmen. Sie haben keine Pflichttheile von ihren Eltern zu fordern, und der Vater hat ſie nicht als echter Hausvater in ſeiner Gewalt. Wenn auch der alte leibeigne Leibzüchter eine freie Perſon heirathet: ſo hat dieſe, was die bürgerliche Würkung betrift, nichts mehr als eine Konkubine zu fordern, und die aus dieſer Ehe erzeugten Kinder ſind den übrigen von ihrem Vater bürgerlich unverwandt. Gleichwohl ſchließen wir bei ihnen oft aus den Rechten, welche nur für chriſt-bürgerliche Ehen eingeführet ſind, und verwechſeln aus Menſchenliebe den Menſchen mit dem Bürger; woraus denn nichts wie Ungewißheit der Rechte entſteht.

Legten wir aber bei einer neuen Geſetzgebung wegen der Ehen, jenen Unterſchied zum Grunde: ſo glaube ich, daß wir vielen Schwürigkeiten, welche bisher die Sache verwikkelt haben, ausweichen könnten. Traurig iſt es zu hören, daß es noch Eheprozeſſe in der Welt giebt. Man ſollte denken, dieſen einzelnen Zweig hätten die vielen Bemühungen der philoſophiſchen Geſetzgeber doch endlich ſo weit bringen müſſen, daß gar kein zweifelhafter Fall darinn mehr vorkommen könnte. Allein die Verlaſſung jenes Unterſchiedes, wodurch die Kirche unnöthiger

ſchigen Weiſe mit dem Staate in Kolliſion gebracht wird, und die wenige Hoffnung, welche die weltliche Obrigkeit gehabt hat, hier eine Vereinigung zu treffen, hat es in den mehrſten Staaten immer verhindert, die Ehegeſetze vollſtändig zu machen. Läßt ſie aber der Kirche, was der Kirche iſt, und geht bloß auf die bürgerliche Würkung der Ehe; ſo iſt es allemal in ihrer Macht durch eine Nichtduldung oder Landesverweiſung diejenige Ordnung zu erhalten, welche das gemeine Beſte erfordert.

Möſer.

3.

Von den Militärehen der Engländer.

Die Engländer dulden in ihren Armeen keine ledige Weibsperſonen; dagegen aber können ſich ihre Soldaten ein Weib vor der Trommel geben laſſen, und ſich auch ſo wieder von ihnen ſcheiden. Dieſe beſondre Art der Militärehen hat unſtreitig ſehr viel gutes, in Vergleichung mit dem ſonſt gewöhnlichen größern Uebel. Der Soldat ſchützt ſein Weib, mit der ihn der Tambour kopulirt hat, gegen jeden andern; und man hat weniger Beiſpiele von ſolchen als von andern gebrochenen Ehen. Ja es haben mich

mich mehrmals die engliſchen Offiziere verſichert, daß es hier mehr Eiferſucht gebe, als in einer chriſtlichen Ehe; vielleicht aus eben dem Grunde, warum mancher die Untreue ſeiner Maitreſſe höher empfinder als die von ſeiner echten Frau. Das engliſche Soldatenweib kann mit ihres Mannes Kammeraden in einem Zelte liegen, und keiner wagt es, ihr etwas anzumuthen. Der Mann macht ſich ein eignes point d' honneur daraus, dieſes durchaus nicht zu geſtatten; und wer es verſuchen wollte, würde dafür ſeinen, oder wenn er klagte, des Hauptmanns Zorn empfinden.

Wenn er ihrer müde iſt: ſo verkauft er ſie, jedoch mit ihrem guten Willen, einem andern; und dieſer ſchützt ſie eben ſo wie der vorige, ſo daß ſie niemals verwildern kann, ſondern immer ihren Vertheidiger hat. Sobald ſie niemand will, muß ſie die Armee verlaſſen. Uebrigens iſt der Engländer gern Vater, und liebt ſein Kind; daher es nicht leicht geſchieht, daß er ein ſchwangeres Weib von ſich läßt, oder für ſein Kind nicht ſorgt.

Ledige Weibsperſonen, die ſich einem jeden ohne Unterſchied überlaſſen, ſind vielfältig von der böſen Seuche angeſteckt, und bringen manchen guten Kerl ins Hoſpital. Dieſes hat man aber von jenen Weibern, die von einer guten Hand in die andere gehen, nicht ſo leicht zu beſorgen; und dieſes iſt wahrſcheinlich der Grund, welcher die Engländer

gend-

genöthiget hat, dieſe Art der Ehe vor jedem andern Nothmittel vorzuziehen.

Vermuthlich ſind ſie bei ihren weiten Seereiſen darauf verfallen, die echten Weiber der Soldaten mögten ihren Männern darauf nicht folgen, und dieſe auch dieſelben allen Gefahren und allen Verſuchungen nicht bloß ſtellen wollen. Andre Nationen haben hingegen mehr in ihrem Lande oder auf deſſen Grenze gefochten, und ſie konnten ihre Weiber eher mitnehmen; daher ſie nicht wie der Engländer aus zween Uebeln zu wählen hatten. Mir iſt es wenigſtens nicht bekannt, daß irgend eine andre Nation dergleichen Militärehen öffentlich dulde, und wenn es erfordert wird, ſchütze. Sie ſind aber allemal eine feinere Erfindung, als die öffentlichen Häuſer, die in andern Ländern geduldet und geſchützet werden.

Möſer.

4.

Die Bildſäule.

„Wie traurig, rief ein junger Schüler Bonnets, daß ich immer nur die Eigenſchaften der Seele erforſchen, immer nur in der Entwikkelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniß ihres eigent-

gentlichen Weſens gelangen ſoll! Die ausdrükliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir dazu alle Hofnung; die Myſtiker, die mir ein näheres Licht verſprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel; und alle meine eignen Bemühungen, bis zum Grundweſen meiner Seele hindurch zu dringen, ſind fruchtlos. — Der Menſch, ſagt man, iſt nicht für dieſe Erkenntniß gemacht. — Das fühl ich leider! Aber woher denn in mir dieſer lebendige, ungeduldige Trieb, ſie zu haben? Woher in einer ſonſt ſo weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieſer Durſt, wenn nirgends eine Quelle fließt, die ihn löſchen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange ſie wolle; ich werde nicht aufhören können, mich ſelbſt zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Weſen habe ich? Was iſt in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenſchaften beiwohnen? dem ſie anhangen? in dem ſie ſind?" —

Einſt im Morgenſchlummer bemächtigte ſich bei unſerm jungen Denker die Phantaſie dieſer Grübeleien ſeiner Vernunft, und webte aus dem luftigen Geſpinnſt derſelben eine ganze Folge von Phänomenen. Er ſah die philoſophiſche Dichtung ſeines Lehrers realiſirt: eine belebte menſchliche Bildſäule, die alſo mehr als Bildſäule, die ein Mittelding zwiſchen der vollkommenſten Pflanze und dem unvollkommenſten Thier war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; ſie erwarteten noch alle die erſte Rüh-

rung.

rung, den erſten Eindruk eines Objekts: ſonſt waren die Nerven geſpannt, die Säfte in Umlauf; der Puls ſchlug, und ſämmtliche Verrichtungen des animaliſchen Lebens gingen von Statten. — Man weiß, zu welchem Endzwek Bonnet und ſein Vorgänger Condillac eine ſolche Bildſäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Unterſuchung zu ſimplificiren und zu erleichtern: wie bei Gelegenheit der ſinnlichen Eindrükke ſich nach und nach die Kräfte unſrer Seele entwikkeln.

Die lebhafte Freude des jungen Mannes, der auf einmal Hofnung zur Beantwortung der tiefſinnigſten Fragen der Weltweisheit faßte, läßt ſich nur denken. Auch jene berühmte Frage des Molyneux, die Aehnlichkeit zwiſchen Gefühls- und Geſichtseindrükken betreffend, ſah er nun im Geiſt ſchon entſchieden. — "O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttin der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie ſich einſt Pygmalion von der Göttinn der Liebe erbat! Wenn ſie doch die verſchloſſenen gefeſſelten Sinne dieſer wunderbaren Bildſäule entlöſen wollte! — Aber nur ja nicht zu ſchnell oder zugleich, theure Göttinn, damit ich Raum zum Beobachten hätte! Erſt müßten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählig, nur langſam, immer einer nach dem andern, entbunden werden." — Kaum war der Wunſch vollendet, ſo hörte er ſchon den ſchnaubenden Athem der Bildſäule, und ſah entzückt, wie ſie beide Na-

ſenflü-

ſenflügel bewegte. Er ſprang mit der höchſten Ungeduld eines Beobachters ins Fenſter, und pflükte aus einem kleinen dort aufgeſtellten Blumengarten eine Roſe, die noch ſpät neben einer frühzeitigen Nelke blühte.

Er bot der Bildſäule die Roſe, und ſie zog mit ſichtbarem Vergnügen den ſanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch ſichtbarerm Vergnügen ſchlürfte ſie den erquikkenden aromatiſchen Aushauch in ſich. — "Himmel! wenn ſie doch auch nur ſpräche! rief er. Denn was hilfts mir, daß ich ihre innern Veränderungen nur ſo im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen ihrer Seele mögt ich erfahren. — Aber wie ſie wohl alle Gebehrden verſtellen mögte, wenn ich plötzlich ihre Empfindungen abänderte, und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen ließe?" — In demſelbigen Nu ſprang er wieder ins Fenſter, um eine Todtenblume, die er ihrer Geſtalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildſäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an ſich zog, fand ſich trefflich betrogen. Sie ward nicht ſobald den widrigen Eindruk inne, als ſie mit gekräuſter Naſe zurükfuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegbließ.

Der junge Mann war jetzt in der ungeduldigſten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn ſich entwikkeln würde. Aber welch ein weit größeres

und

und unerwartetes Vergnügen ſtand ihm bevor! Die Bildſäule warf plötzlich ernſthafte Falten, wie von einem tiefen Nachdenken, auf die Stirne, und ſie-he! ſie konnte reden und räſonniren. — "Das waren zwei Eindrükke, rief ſie, von ganz verſchiedner Natur. Die eine Blume duftete lieblich, die andere widrig; aber ich, die ich beide entgegengeſetzte Eindrükke empfand, ich die Riechende, bin von beiden verſchieden, und Eins. Wär es ſonſt möglich, daß ich dieſe Eindrükke verglichen, ſie einander entgegengeſetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich denn aber etwas Andres, etwas für mich Beſtehendes bin; was bin ich? Was für ein Weſen hab ich? — Wie jene Blumen dufteten, weiß ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die genießende Blume, duften?" —

Die Frage war eben ſo drollig als unerwartet, und unſer Träumer lachte laut auf. — "Gute Bildſäule, dacht er, laß nur erſt deine feinern Sinne ins Spiel kommen, und du wirſt das Alberne deiner Frage ſchon inne werden. Genie haſt du wirklich, und das recht viel: denn in ſo kurzer Zeit und über bloße Gegenſtände des Geruchs eine ſo metaphyſiſche Frage zu thun; — beym Plato! das iſt mehr, als ich hoffen durfte. Aber ſich die Seele, wie eine Blume, ihr Weſen, wie einen Duft, zu denken; das iſt denn doch immer ſehr lächerlich! ſehr poſſirlich! das ſchmeckt noch gar ſehr nach der Bildſäule!" — Während daß er noch ſprach, fing eine

Nachti-

Nachtigall, die ſchon ſeit Wochen geſchwiegen hatte, noch einmal zu ſchlagen an; und ihre Töne waren ſo ſüß, ſo hinreißend, ſo ſchmelzend. Die Bildſäule horchte hoch auf; denn nun hatte ſich in ihr auch der Sinn des Gehörs entwikkelt. Alle ihre Minen zeigten Ausdruk des innigſten Wohlgefallens, und ſie rief einmal über das andere dem kleinen Virtuoſen ein Bravo! Die Nachtigall ſchwieg; und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unſer Philoſoph zu ſeinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbeigehüpft, als ob er ſich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildſäule ſchüttelte mißfällig den Kopf, und ſchien zu wünſchen, daß der heiſere widerwärtige Schreier ein Ende machte. Dann warf ſie wieder eine ernſte tiefe Falte auf ihre Stirne, und fing von neuem an zu vernünfteln. — "Das waren neue und abermals ſehr verſchiedne Eindrükke, ſprach ſie; aber ich, die ich ſie hatte, ich blieb dieſelbige, und bin noch jetzt dieſelbige, welche die verſchiednen Gerüche einſog. Auch bin ich Empfindende von dem Empfundenen verſchieden, bin ein Weſen für mich, und bin Eins. Aber was ich bin, und was für eine Natur ich habe? das iſt mir noch immer ein Räthſel. Sollte ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie denk ich? und ſollte vielleicht die Frage ſo müſſen gefaßt werden: wie tön ich?" —

"Herrlich verbeſſert! rief unſer junge Weltweiſe ſpöttiſch. Wenn ſich Abgeſchmaktheit gegen Ab-

geſchmakheit meſſen ließe; ſo mögt ich ſagen: daß dieſe hier noch ärger als jene wäre. Denn Duft iſt bei alle dem doch noch etwas Reelles, etwas für ſich Beſtehendes; aber ein Ton! Was iſt der mehr, als bloße Veränderung, bloße Bewegung?" — In dieſem Augenblikke fing die Bildſäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um ſich her zu greifen. Sie konnte nunmehr auch fühlen. Der Philoſoph, der — ich weiß nicht, ob im Cicero oder ſelbſt im Platon geleſen hatte, daß unter allen Figuren die Sphäre die ſchönſte ſei, legte ſchnell in die ofne Hand der Bildſäule eine kleine elfenbeinerne Kugel; und es ſchien, als ob ſie die ſanften Umriſſe mit Wohlgefallen betaſtete. Er ſah ſich eben nach einem ekkichten unregelmäßigen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er für diesmal den zweiten widrigen Eindruk unnöthig fand; denn die Bildſäule, ohne denſelben abzuwarten, fing von neuem ihr Räſonnement an. Sie lachte nun ſelbſt der Albernheit ihrer vorigen Fragen. —" Nicht, wie ich dufte oder wie ich töne? ſagte ſie, muß ich fragen: denn das ſind nur Eigenſchaften, nicht Weſen. Jetzt endlich bin ich ſo glüklich, daß ich Weſen erkenne; und die einzige Frage, ſehe ich wohl, die ich mit Verſtande über mich aufwerfen kann, iſt die: welche Figur ich habe? Meine Eigenſchaft iſt weder Duften noch Tönen, ſondern Empfinden: aber welchem Weſen, von welcher Figur wohnt dieſe Eigenſchaft bei?" —

Hier

Hier erwachte der Träumer, noch ehe er das Vergnügen genoſſen hatte, Geſichts- mit Gefühls-eindrükken vergleichen zu hören. Er wußte erſt nicht, da er ſeinem Traume nachdachte, ob er mehr lachen oder ſich ärgern ſollte. "Wie muthwillig, ſagte er endlich, ſpielt doch im Traume die Phantaſie mit der Vernunft! Wie eine ſchale Dichterin iſt ſie, wenn ſie nicht von der leztern geführt wird, und wie eine noch ſchalere Philoſophin! — Sprache, noch vor geöfnetem Ohr! Bewußtſein, gleich auf die erſte Rührung eines der dunkelſten Sinne! Fertigkeit in Räſonnement und Rede, noch ehe die mindeſte Uebung da war! Bildliche Ausdrükke von Sinnen her, die noch aller Empfindung verſchloſſen waren! Tiefe Metaphyſik über ein paar verworrne armſelige Geruchsideen; — welch ein Haufen von Abgeſchmaktheiten, wovon gleich die erſte mich hätte wekken ſollen! Und kann ich denn die eben ſo große Abgeſchmaktheit der Fragen vergeſſen, die ſie über ſich ſelbſt, über ihre Natur, ihr Weſen aufwarf? Eine Seele, die ſich fühlen, betaſten läßt; eine Seele, die eine Figur hat; wie widerſinnig! — obgleich immer noch weniger widerſinnig, als eine Seele, die ſich hören, die ſich durch den Geruch erkennen läßt, die tönt und duftet! Denn Figur" — — Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachſinnen fortfuhr: "nun? und was iſt denn Figur? Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der

Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derſelben liegt die Abgeſchmaktheit, das Unſinnliche ſinnlich erkennen, das, was nur durch inneres Bewußtſein gefaßt werden kann, der äuſſern Empfindung unterwerfen zu wollen. Iſt weiter unter jenen Fragen ein Unterſchied, als daß in der einen geforſcht wird, wie die Seele den feinern; in der andern, wie ſie den gröbern Sinnen erſcheinen würde? Und iſt das eine zu fragen, im Grunde nicht eben ſo abgeſchmakt, als das andre zu fragen? —

Aber woher rührte es denn, daß es mir gleichwohl auf den erſten flüchtigen Anblik weniger abgeſchmakt ſchien? — Daher vermuthlich: weil wir unter den ſinnlichen Empfindungen immer die der dunklern Sinne auf die der klärern zurükzuführen, jene an dieſe zu knüpfen, ſie nur in dieſen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, dieſe Phänomene für Gefühl und Auge, ſchließt ſich nach unſrer Vorſtellungsart alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? Was düftet? Was ſchmekt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt dieſe Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Naſe riecht, die Zunge ſchmekt, auch die Augen ſehn und die Finger taſten können. An die ſichtbare Erſcheinung des Honigs binden wir ſeinen Duft, ſeinen Geſchmak; und die ſanfte Ründe ſeiner Beſtandtheile, die mit ſo leichter Berüh-

rung

rung über die Nervenſpitzen des Gaumens hinweg-rollen, muß für Erklärung ſeiner Süßigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Geſichts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurückbringen; und war es denn von meiner Bildſäule ſo abgeſchmakt, wenn ſie, mit noch verſchloßnem Auge und noch fühlloſer Hand, auf den klärſten Sinn, womit ſie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs zurükging? —

Dennoch; daß ſie die innern Modificationen ihres eigentlichen Selbſt, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons knüpfen wollte — nun freilich! wenn dieſe Ungereimtheit ihr zu verzeihen war, ſo iſt und bleibt ſie doch Ungereimtheit. Indeſſen keine größre, als die; jene Modificationen an eine Figur knüpfen, ſie als dieſer einwohnend und von ihr unzertrennlich denken zu wollen. Wenn es ſchon in der Region äußerer Empfindungen Täuſchung iſt, die Ideen des einen Sinns ſo an die des andern zu hängen, und die einen als mehr ſubſtanziell, mehr für ſich beſtehend, wie die andern, zu denken; ſo iſt es vollends grobe Täuſchung, die innern Wahrnehmungen des unſinnlichen Selbſt auf ähnliche Art an irgend eine äußre Wahrnehmung gleichſam anhängen, ſie in dieſe, als in ihr Grundweſen, gleichſam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Eigenſchaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre, nach ihrem Weſen zu for-

 ſchen?

ſchen? Nicht nach ihrer Figur; das wäre zu un-philoſophiſch, zu abgeſchmakt; ſondern" — — Hier hielt er abermals inne, ſchärfte den innern Blik, was er konnte, und erſtaunte am Ende, ſich mit einer Antwort gemärtert zu haben, eh er ſich noch der Frage bewußt war. — "Sollt es denn möglich ſein, rief er, daß ich im Grunde eben ſo ab-geſchmakt und noch ein wenig abgeſchmakter, als meine Bildſäule, erſchiene? Denn dieſe, ſo wun-derlich ihre Fragen auch klingen mogten, wußte denn doch, was ſie wollte. Sollt ich wirklich mit dieſem mir angebohrnen Triebe, alle meine andern Empfindungen auf die klärſten zurükzuführen, ſie an dieſe zu knüpfen und von ihnen abhängig zu ma-chen; ſollt ich mit dieſem Triebe, ohne mirs zu ge-ſtehen und ohne vielleicht es zu muthmaßen, auch die Erſcheinungen meines innern Selbſt, Denken, Wollen, Empfinden, an die klärſte meiner Vorſtel-lungsarten, an die des Geſichts und Gefühls, ha-ben anknüpfen wollen? Sollt ich eben ſo unphilo-ſophiſch ſinnlich, als irgend einer aus dem gemeinen Haufen, gleichſam gefragt haben: wie wohl meine Seele, wenn ſie ſichtbar wäre, dem Auge erſchei-nen würde? — Faſt muß ich fürchten, ſo iſts! Denn ſezte ich nicht die Erkenntniß des Weſens meiner Seele der Erkenntniß ihrer Eigenſchaften und Kräfte entgegen? Und was für Urſache dazu? Was trieb mich, auſſer dieſer leztern Erkenntniß noch jene andre zu ſuchen? Warum ließ ich die

ganze

ganze Summe aller ihrer Eigenſchaften und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ich fürchte: meine träumende Phantaſie hat meine wachende Vernunft beſchämt; aber dann hätte ſie ihr zugleich einen Dienſt gethan; ſie hätte ſie vor einem ſchimpflichen Irrwege gewarnét.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muße will ich es aufſparen, die Richtigkeit dieſes Gedankens zu prüfen. Was mir jetzt wahr ſcheint, iſt dies: So weit ich in der Entwikkelung der Kräfte und Eigenſchaften der Seele kam; eben ſo weit kam ich in der Erkenntniß von ihrem Weſen. Ich kenne noch nicht ihr Weſen; was heißt das? Ich habe von jener Entwikkelung nur noch einen ſo dürftigen Anfang gemacht. Schaute ich alle ihre Eigenſchaften und Kräfte in ihrem innigſten Zuſammenhange durch und durch, ſo würde ich eben damit ihr Weſen kennen; denn die eine Erkenntniß iſt auch die andre; alſo will ich fleißig in der Erforſchung von jenen fortfahren, und eben damit werd ich zu einer hellern Erkenntniß von dieſem kommen."

Engel.

5.

Betrachtungen über die Hinrichtung mit dem Schwerdte.

Man hat oft nicht ohne Urſache darüber gelacht, daß Gelehrte von menſchlichen Verfaſſungen und Einrichtungen die höchſte Vollkommenheit erwarteten, oder die wirkliche Welt ſo geſchwind umſchaffen und verbeſſern wollten, als ſie ihre fromme Wünſche oder Träume niederſchrieben. Auch haben Männer von Geſchäften mit Recht darüber geſpottet, wenn unberufene Schriftſteller ſich zu Geſetzgebern von idealiſchen Staaten aufwerfen, und dieſe Staaten von lauter weiſen Königen oder Häuptern, von unbeſtechlichen Richtern, und eben ſo erfahrnen als tapfern Heerführern regieren und vertheidigen ließen. Allein mit eben ſo vielem Rechte dürfen Gelehrte ſich darüber wundern, daß noch immer ſchädliche oder gar grauſame Mißbräuche, die in den Zeiten der Barbarei, oder der höchſten Verderbniß der menſchlichen Natur entſtanden ſind, und deren Beibehaltung mit keinem Vortheile, weder für den Fürſten, noch für deſſen Diener verbunden, an deren Abſchaffung aber dem menſchlichen Geſchlecht ſehr vieles gelegen iſt, wenn ſolche

Miß-

Mißbräuche noch immer in den Zeiten der Aufklärung und Verfeinerung fortdauren. Zu dieſen Mißbräuchen rechne ich die in Deutſchland und mehrern Europäiſchen Ländern übliche Hinrichtung der Delinquenten mit dem Schwerdte. Schon lange hofte ich, daß ein Rechtsgelehrter oder Staatsmann von Anſehen dieſen Mißbrauch öffentlich, und mit Nachdruk rügen würde. Da mich aber meine Hofnungen noch immer täuſchen, und ich ſelbſt in der Gegend, worin ich wohne, ſeit kurzer Zeit, zwei neue Beiſpiele von unglüklichen Hinrichtungen erlebt habe; ſo halte ich es für meine Pflicht, nicht länger über einen Gegenſtand zu ſchweigen, der einem jeden gefühlvollen Menſchen wichtig ſein muß, und über den ein jeder nachdenkender Mann zu reden das Recht hat. Ich ſchmeichle mir zwar nicht, daß meine Bemerkungen den Erdengöttern in die Hände fallen werden, von deren Winken die Schikſale und das Leben der Menſchen abhängen; allein, das darf ich doch wahrſcheinlich hoffen, daß einer oder der andere von denen, die in dem Rathe der Fürſten ſitzen, meine Gedanken leſen werde. Dieſe, wie alle wahre Menſchenfreunde, fordere ich im Namen der leidenden Menſchheit auf, meine Betrachtungen zu beherzigen, und wenn ſie denſelben ihren Beifall nicht verſagen können, aus allen Kräften den Unglüklichen zu Hülfe zu eilen, die mitten unter den Schrekken des Todes, von der ganzen Welt, ſelbſt von ihren Eltern, Weibern,

 Kin-

Kindern, Brüdern und Freunden verlaſſen werden, die aber auch in den letzten Augenblikken ihres Lebens noch immer unter dem Schutze und der Aufſicht der Geſetze, und ihrer Urheber und Ausüber bleiben ſollten.

Unter allen natürlichen und gewaltſamen Todesarten iſt keine leichter, als die Enthauptung, wenn dieſe Strafe anders nach den Abſichten der Geſetzgeber und Richter vollzogen wird. Es finden ſich gewiß ſowohl unter denen, die auf dem Bette der Ehren ſterben, als die von Krankheiten aufgerieben werden, nur ſehr wenige, die ſo ſchnell, ſo ganz ohne Todeskampf, und mit ſo geringen augenblikklichen Schmerzen aus dem Leben weggerükt würden, als diejenigen, welchen ein einziger Streich Kopf und Leben nimmt. Glükliches Enthaupten iſt aber nicht bloß die leichteſte und kürzeſte, ſondern auch zugleich eine der weiſeſten und zwekmäßigſten Strafen, die man nur je auf ſchwere Verbrechen geſetzt hat. Indem ſie dem Leidenden die möglichſt kleinen Marter verurſacht, macht ſie doch zugleich auf die Umſtehenden die ſtärkſten und dauerendſten Eindrükke. Das unvergeßliche Geräuſch, das von dem tödtlichen durch den Hals fahrenden Eiſen hervorgebracht wird, das fürchterliche Rauſchen und Spritzen des kochenden Blutes, die plötzliche Entſeelung eines Körpers, der ſich noch vor wenigen Augenblikken gleich andern bewegte, die ſcheusliche Todesbläſſe, die ſich auf dem verbluteten

Ge-

Geſichte zeigt, endlich die gräßliche Verſtümmelung des entſeelten Leichnams prägen ſich tiefer und unauslöſchlicher ein, als die Bilder von andern langſamern und qualvollern Todesarten. Hiezu kömmt noch, daß das Enthaupten eben ſo vieler, oder noch mehrerer Stuffen und Vermannichfaltigung, als eine jede andere Todesſtrafe fähig iſt, ohne daß dadurch den Qualen der Delinquenten irgend etwas, oder etwas beträchtliches hinzugeſetzt würde.

Allein eben dieſe menſchliche und weiſe Strafe wird eine der unſicherſten und grauſamſten, wenn ſie nicht mit dem Beil, ſondern mit dem Schwerdte vollzogen wird. Das Hinrichten mit dem Schwerdte entſtand nur in ſolchen Zeiten und unter ſolchen Völkern, in und unter welchen entweder wilde Zwietracht, oder ein noch wilderer Despotismus alle zärtern Gefühle erſtikte, alle Rechte der Menſchheit unterdrükte, und die Würde unſerer Natur entweder gänzlich vergeſſen machte, oder auf die frevelhafteſte Art ſchändete. Unter den Römern waren die grauſamen Sieger in den bürgerlichen Kriegen die erſten, die ihre Feinde durch das Schwerdt von Henkern erwürgen ließen, welchem Beiſpiele bald nachher die römiſchen Kaiſer folgten. *) Unter allen dieſen Wütrichen dachte keiner

*) Daß in Rom urſprünglich nicht bloß Unterthanen, ſondern auch Bürger mit dem Beile hingerichtet worden, ſcheint mir allein aus den Beilen unleugbar,

ner, ſo wenig als jetzo die aſiatiſchen Deſpoten, daran: daß man auch gegen Feinde, Sklaven und Verbrecher Pflichten der Menſchlichkeit zu erfüllen habe;

bar, welche die Liktoren als Zeichen der Oberſtrichterlichen Gewalt ſchon in den Zeiten vor den erſten Magiſtratsperſonen hertrugen, da ſie noch über keine Bundesgenoſſen und weitläuftige Provinzen zu gebieten hatten. Als aber in der Folge alle römiſche Bürger der Todesſtrafe entzogen, und nur allein Bundesgenoſſen, Inſaſſen, Fremdlinge, und Sklaven mit dem Beile abgethan wurden, entſtand, vielleicht noch vor dem Umſturze der Republik, die Meinung, daß die Enthauptung mit dem Beile eine freier Bürger unwürdige Strafe ſei. Wenigſtens brauchten die Triumvirn, ſo viel ich mich beſinne, gegen ihre Feinde nie das Beil, ſondern immer das Schwerdt; und auch der Senat ließ die vornehmen Mitverſchwornen des Katilina nicht mit dem Beile enthaupten, ſondern im Gefängniſſe erdroſſeln. Weil auch in der Folge die römiſchen Kaiſer die Perſonen, die ihnen verhaßt oder verdächtig waren, gemeiniglich mit dem Schwerdte hinrichten ließen; ſo wurde die Enthauptung mit dem Schwerdte allmälig für ehrenvoller als andere Todesſtrafen gehalten, und dieſen ſelbſt in den Geſetzen vorgezogen. Herr Prof. Meiſter, dem ich auch die nachfolgenden Citaten ſchuldig bin, hat mir folgendes vom Ulpian abgefaßtes Geſetz angezeigt. L. 8. §. 1. Dig. de poen. ſed gladio animadverti oportet, non ſecuri, aut telo, vel fuſti, vel laqueo, vel quo alio modo. Doch gab es auch noch unter den Kaiſern Beiſpiele, daß vornehme Perſonen, dergleichen Papinian war, mit dem Beile enthauptet worden. Spart. in Carac. c. 4. Der Kaiſer mißbilligte dieſe Todesart, allein die Rechtsgelehrten ſind

nicht

habe; und keiner bekümmerte ſich darum, ob derjenige, den er zum Tode verurtheilt hatte, mit einem Streiche hingerichtet, oder auf eine langſame Art

nicht einig darüber, ob deswegen, weil ſie zu leicht, oder weil ſie zu ſchimpflich geweſen ſei. Dieſen Wahn: daß die Schwerdtſtrafe ehrlich, und die Beilſtrafe hingegen ſchimpflich ſei; nahmen unſere Vorfahren, wie Todesſtrafen überhaupt, von den überwundenen Römern viel früher an, als die Geſetze dieſes Volks in Italien wieder gefunden, öffentlich gelehrt, und feierlich in den meiſten Europäiſchen Ländern aufgenommen wurden. Man richtete daher im Mittelalter nur Vornehme mit dem Schwerdte, und gemeine Verbrecher mit dem Beile hin. Man ſehe Daepler im Schauplatz der Leibes- und Lebensſtrafen P. II. c. 2. n. 19 ſeqq. Böhmer ad conſt. crim. carol. art. 192 §. 1. und Quiſtorp peinl. Recht §. 73. Die Geſchichte der allmälichen Einführung der verſchiedenen Todesſtrafen in unſere heutigen Staaten iſt bisher weder kritiſch noch vollſtändig bearbeitet werden, und wäre daher für einen philoſophiſchen Rechtsgelehrten ein wichtiger Gegenſtand neuer Unterſuchungen. Nach dem Ausſpruche eines der gröſten Rechtsgelehrten unſers Vaterlandes entſtanden beſoldete Nachrichter erſt im 16ten Jahrhunderte, indem ihr Geſchäft vorher gewöhnlich von den jüngſten Schöppen verrichtet wurde. Böhmer ad Carpzov. Prax. Crim. T. III. p. 391. Gemeiniglich hält man das Anſehen des allgemein aufgenommenen römiſchen Rechts für die Urſache der Einſetzung beſoldeter Nachrichter; allein ich möchte die römiſchen Geſetze lieber nur für eine Veranlaſſung, und hingegen für die wahre Urſache der Entſtehung des eben genannten neuen Standes die Aufklärung und Verfeinerung der Sitten halten, die ſich im Anfange

Art gemartert und zerfleiſcht wurde. *) Man trug das Würgegeſchäft, wie noch jetzo in den morgenländiſchen Reichen dem erſten, dem beſten, meiſtens aber

fange des ſechzehnten Jahrhunderts von Italien aus über ganz Europa, und auch über unſer Vaterland verbreitete. Merkwürdig aber iſt es, daß ein ganzes Jahrhundert nachher, als die Schöppen zu henken und zu enthaupten aufgehört hatten, die Gewerker durch ein rechtliches Bedenken angehalten wurden, die Häute von hingerichteten und ſecirten Miſſethätern zu gerben. Ich führe die Worte des Reſponſi ſelbſt an, wie ich ſie beim Carpzov S. 393 finde: — „Derowegen auch ſolcher Cadaverum ſectio und Anatomia zu Recht zuläßlichen: darüber auch das bonum publicum die Zurichtung der Menſchenhäute, als welche zu vielen nützlichen Sachen gebraucht werden mögen, erfordert, u. ſ. w. ſo haben ſich obgedachte Handwerker mit ihrem Einwenden nicht zu helfen: ſondern ſie ſein nach verbrachter Anatomia die Menſchenhäute zu gerben ſchuldig, und mögen dannenhero an ihren Ehren von niemand angegriffen, noch aus den Zünften geſtoßen werden: in ferner Verweigerung auch, werden ſie hierzu von der Obrigkeit durch gebührliche Zwangsmittel billig angehalten. V. R. W. M. Febr. 1631.“

*) Vielmehr wünſchten es Tyrannen oft, und ihre Würger ſuchten ſich dadurch Gnade und Belohnungen zu erwerben, daß ſie die Verurtheilten nicht ſchnell oder mit einem Streiche tödteten. Franz Pyrard ſagt von ſeinen Reiſegefährten, welche der König der Maldiven hinrichten ließ: on leur donna pluſieurs coups, et qui ne leur donnoit qu'un coup, n'eſtoit pas eſtimé bon ſoldat. Ils en font toujours ainſi, quand c'eſt pour executer le commandement de leur roi, et fuſt à leur parent proche,

aber doch Soldaten und ſelbſt vornehmen Kriegs-bedienten auf; und dies Geſchäft war eben ſo wenig ſchimpflich, als es ablehnbar war. Nothwendig mußte die menſchliche Natur in einer Verfaſſung verwildern, wo keiner ſicher war, daß ihm nicht von dem erſten, der ihm begegnete, Kopf und Leben abgefordert, oder daß er ſelbſt durch die Laune eines Tyrannen gezwungen wurde, ſeinen beſten Freund umzubringen. Von einem ſolchen Volke nun, das durch den ungeheuerſten Despotismus auf das tiefſte erniedrigt war, nahmen unſere Vorfahren zu einer Zeit, da ſie zwar nicht ſo verdorben, aber eben ſo wenig menſchlich, als die entnervten Römer waren, nicht blos Geſetze, ſondern auch Tortur und Todesſtrafen an. Noch neulich hat einer unſerer lehrreichſten Geſchichtſchreiber *) angemerkt, daß im Mittelalter in einigen Reichsſtädten die jüngſten Rathsherrn, in andern die jüngſten Bürger, ſo wie in den Klöſtern gewiſſe Geiſtliche die geſetzmäßigen Büttel waren; ja daß ſogar mehrere Gerechtigkeitsliebende Fürſten mit eigener hoher Hand die

che, ou meſme à leur frere, pour temoigner par là le zele, qu'ils ont au ſervice du Roi. Voyages p. 60. Eben ſo iſt die Denkungsart der Sklaven aller übrigen aſiatiſchen Despoten beſchaffen. — Sogar die Elephanten des Königs von Ceilan, und anderer Monarchen ſind darauf abgerichtet, daß ſie die Verurtheilten geſchwind und langſam, wie man es wünſcht, abthun können.

*) Herr Möhſen in ſeiner Geſchichte der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenburg.

die Straßenräuber ihres Landes henkten oder ent-
haupteten. Wenn nicht der gänzliche Mangel von menſchlichem Gefühl, den ſolche Sitten und Einrichtungen verrathen, den Abgang von Geſchicklichkeit erſetzte; ſo mußten dieſe ungeübten Henker viele von den Elenden, die in ihre Hände fielen, auf eine fürchterliche Art martern. Es war daher eine wichtige Verbeſſerung, und ein Vorbothe milderer Zeiten, daß man allenthalben beſoldete und privilegirte Nachrichter annahm. Dieſer neue Stand trieb ſeine Handthierung nicht nur kunſtmäßig, ſondern machte auch durch beſtändige Uebung ſeine Fauſt in eben dem Verhältniſſe ſicher, in welchem er ſein Herz zu verhärten genöthigt wurde. Noch während des ganzen letzten Jahrhunderts, und ſelbſt im Anfange des gegenwärtigen, waren die Erziehungs- und Polizeianſtalten in dem größten Theile von Europa ſo ſchlecht, daß in den meiſten Ländern unſers Erdtheils alle Wälder mit Räuberbanden beſetzt, alle Wege unſicher, und ſelbſt die Einwohner großer Städte gegen die Gewaltthätigkeiten von Mördern und Dieben nicht genug geſchützt waren. Man wüthete daher faſt unaufhörlich gegen dieſe Störer der öffentlichen Sicherheit mit Rad und Schwerdt, und die Executionen waren ſo häufig, daß manche Scharfrichter mehrere Hunderte von Delinquenten hinrichteten. Ich ſelbſt habe in dem Zeughauſe einer berühmten Stadt fünf Schwerter geſehen, mit deren jedem hundert Verbrecher abge-

than waren, und die von denen, welche ſie zum Schrekken der Miſſethäter geführt hatten, als Denkmäler ihrer Kunſt und ihres Ruhms neben den glorreichſten Spolien überwundener Feinde waren aufgehängt, und der Göttin der Gerechtigkeit geheiligt worden. In ſolchen rohen Zeiten, wo die Verbrechen und Exekutionen ſo häufig, und die Henker ſo geübt und gefühllos waren, mußten die Beyſpiele von unglüklichen Hinrichtungen ſehr ſelten ſein. Man ſchlachtete Menſchen ohne die geringſte Rührung, und traf die Linie an dem Halſe eines lebenden Menſchen eben ſo ſicher, als wenn man nach dem Halſe einer todten Larve gezielt hätte. Unſere Vorfahren dachten alſo auch gar nicht daran, eine Strafe abzuſchaffen, die faſt niemals mißlang, und die meiſtens den Abſichten des Richters entſprach.

Eben die Strafe aber, die unter den jezo angeführten Umſtänden nur ſelten mit großen Nachtheilen verbunden war, ſollte billig allenthalben mit der Vertilgung großer Räuberbanden aufgehoben worden ſein. Schon die Erfahrungen eines oder einiger Menſchenalter haben gelehrt, daß die Hinrichtungen mit dem Schwerdte öfter, wie vormals in ſcheußliche Metzeleien ausgeartet ſind; und wir müſſen fürchten, daß eben dieſes in der Zukunft noch häufiger geſchehen werde. Je mehr unſere Verfaſſungen und Polizeianſtalten ſich vervollkommnen, je aufgeklärter und geſitteter die Menſchen, und je

ſeltener alſo große Verbrecher werden; deſto ungeſtörter und menſchlicher müſſen ſelbſt die Henker werden, und deſto weniger werden ſie im Stande ſein, die Regungen der Menſchlichkeit zu unterdrükken, und das Zittern ihrer würgenden Fauſt zurükzuhalten. Wenn man alſo die Schwerdeſtrafe nicht aufhebt, ſo ſezt man Delinquenten immer mehr der Gefahr aus, anſtatt eines ſchnellen einfachen Todes, den die Geſeze ihnen zuerkannt hatten, eines vielfachen grauſamen Todes zu ſterben. Man vervielfältigt die Schrekken des Todes der Unglüklichen; man ängſtigt alle empfindliche Perſonen in der Gegend, wo eine Exekution vorgenommen werden ſoll, ſchon lange vorher mit dem Gedanken, daß der Verurtheilte vielleicht, wie viele andere, auf eine entſezliche Art werde zerfleiſcht werden. Man quält die Zuſchauer, die meiſtens von einer ſehr verzeihlichen Neugierde und ohne die ihnen bevorſtehenden Eindrükke zu ahnden, herbeigezogen werden, mit dem gräßlichen Schauſpiel von Martern, vor welchen die Augen und Gemüther kultivirter Menſchen ewig verſchont bleiben ſollten; man peinigt endlich den Scharfrichter ſelbſt mit der unſäglichen Angſt, daß er vielleicht fehlen und ſich dadurch den Unwillen ſeiner Obern und die Verwünſchungen ſeiner Mitbürger zuziehen werde. Man ſtraft alſo nicht nur diejenigen, die Strafe verdienten, viel ſtärker, als die Geſeze wollten; ſondern man peinigt

auch

auch unzählige unſchuldige Menſchen, welche man zu ſtrafen kein Recht hat.

Alle dieſe nachtheiligen Folgen vermeidet man, wenn man zur Vollſtrekkung der Geſeze ſtatt des Schwerdts das Beil wählt. Das leztere Werkzeug des Todes iſt viel ſicherer, als das erſtere, ſowohl wegen der gröſſern Schwere deſſelben, als wegen der perpendikulären Richtung, worin es gebraucht wird. Das Schwerdt hingegen, wenn es auch von dem nervigten Arm eines nicht zagenden Mannes geführt wird, muß nothwendig oft fehlen: nicht nur weil es zu leicht iſt, als daß es den Halsknochen eines ſtarken Mannes, da wo er am dikſten iſt, mit einem Streiche durchhauen könnte, ſondern weil es auch in einer Richtung geführet wird, in welcher wir unſern Arm nur ſelten brauchen, und alſo auch nie ſo ſicher und mit ſo viel Kraft als nach andern Direktionen würken und treffen können. Zu den groſſen Vorzügen des Beils vor dem Schwerdte muß man auch noch dieſen rechnen, daß der Scharfrichter, der das erſtere braucht, das Antlitz des liegenden Delinquenten, alſo gerade den Theil des Körpers nicht ſieht, dem die meiſten Merkmale der menſchlichen Natur eingeprägt ſind, und auf welchem ſich auch die Schrekken des Todes am allerdeutlichſten ausdrükken.

So groß und unläugbar aber die Vorzüge des Beils vor dem Schwerdte ſind; ſo glaube ich doch, daß die gewöhnliche Art, mit dem Beil hinzurich-

 ten,

ten, noch einer großen und unſerer Aufklärung und Menſchlichkeit würdigen Verbeſſerung fähig ſei. Es kömmt mir immer noch grauſam vor, daß man Menſchen ohne Noth zwingt, ſich mit dem Blut ihrer Nebenmenſchen zu beflekken. Ueberdis glaube ich, daß man Delinquenten auch der Möglichkeit der Gefahr entziehen müſſe, eines martervollen nicht bloß einfachen Todes zu ſterben. Ungeachtet das gewöhnliche Enthaupten mit dem Beil unendlich ſicherer iſt, als das mit dem Schwerdte; ſo ſoll es doch Beiſpiele geben, daß ein einziger Streich nicht hinreicht, das Haupt von dem übrigen Körper zu trennen. *) Dieſer Gefahr und der Nothwendigkeit, Menſchenhände zum Würgen zu brauchen, würde

*) Einen andern Fall, daß der Henker den Delinquenten mit einem Streiche nicht hinrichten wolle, nehme ich in unſern Zeiten als kaum möglich an. Der Lictor des Verres in Sicilien, Seſtius, ließ ſich dafür bezahlen, daß er ſelbſt unſchuldig Verurtheilte mit einem Hiebe tödtete; und er war in dieſem Zeitalter gewiß nicht der einzige, der mit ſeiner Henkerskunſt einen verabſcheuungswürdigen Wucher trieb. Aderat, ſagt Cicero in Verrem V. 45. janitor carceris, carnifex praetoris, mors terrorque ſociorum et civium, lictor Seſtius, cui ex omni gemitu doloreque certa merces comparabatur. Ut adeas, tantum dabis; ut cibum tibi intro ferre liceat, tantum. Nemo recuſabat. Quid ut uno ictu ſecuris afferam mortem filio tuo, quid dabis? ne diu crucietur? ne ſaepius feriatur? ne cum ſenſu doloris aliquo aut cruciatu ſpiritus auferatur? Etiam ob hanc cauſam pecunia lictori dabatur.

würde man entgehen, wenn man das rächende Beil von einem unfehlbaren und gefühlloſen Gewichte oder Maſchine treiben lieſſe. Dieſen Wunſch hatte ich ſchon lange gehegt, als mein gelehrter Freund, Herr Profeſſor Beckmann mir ſagte, daß es in Italien gewöhnlich ſei, durch eine Maſchine enthäupten zu laſſen, und daß ich dieſe Maſchine in den Reiſen des Pere Labat beſchrieben finden würde. Ich will die Worte des Schriftſtellers ſelbſt aus dem erſten Kapitel des ſiebenten Bandes herſetzen, wenn ich vorher werde bemerkt haben, daß dieſe Maſchine in Italien nur bei Edelleuten und Geiſtlichen gebraucht wird. L'inſtrument, ſagt Labat, appellé Mannaya, eſt un chaſſis de quatre à cinq pieds de hauteur, d'environ quinze pouces de largeur dans oeuvre; il eſt compoſé de deux montans d'environ trois pouces en quarré avec des rainures en dedans, pour donner paſſage à une traverſe en couliſſe, dont nous dirons l'uſage ci-après. Les deux montans ſont joints l'un avec l'autre par trois traverſes à tenons et à mortoiſes, une à chaque extremité, & une environ à quinze pouces audeſſus de celle, qui ferme le chaſſis;

tur, O magnum, ruft der Redner aus, atque intolerandum dolorem! o gravem acerbamque fortunam! Non vitam liberum, ſed mortis celeritatem pretio redimere cogebantur parentes. Atque ipſi etiam adoleſcentes cum Seſtio de eadem plaga, et de uno illo ictu loquebantur. &c.

c'eſt ſur cette traverſe, que le patient à genoux poſe ſon cou: au deſſus de cette traverſe eſt la traverſe mobile en couliſſe, qui ſe meut dans les rainures des montans. Sa partie inferieure eſt garnie d'un large coupe-ret de 9 à 10 pouces de longueur, et de 6. pouces de largeur, bien tranchant, et bien aiguiſé. La partie ſuperieure eſt chargée d'un poids de plomb de ſoixante à quatre-vingt Livres, fortement attaché à la traverſe; on leve cette traverſe meurtriere juſqu'à un pouce ou deux près de la traverſe en haut, à la quelle on l'attache avec une petite corde. Lorsque le Farigel fait ſigne à l'exécuteur, il ne fait que couper cette corde, et la couliſſe tombant à plomb ſur le cou du patient le lui coupe tout net, et ſans danger de manquer ſon coup.

Meiners.

6.

Nachricht von der Ruppiniſchen Garniſonſchule.

Vor einigen Tagen, lieber Bieſter, ward ich zu der Prüfung der Schulkinder der hieſigen Garniſonſchule eingeladen; und dies war die Veranlaſſung, die mich an mein Ihnen gegebenes Verſprechen,

chen, die Nachrichten von den Militairſchulen im Preußiſchen fortzuſetzen, erinnerte. Da mir die hieſige in ihrer Einrichtung am beſten bekannt iſt, und ſie vielleicht auch vor vielen andern beträchtliche Vorzüge hat; ſo will ich mit derſelben den Anfang machen. Das hier in Garniſon ſtehende Prinz-Ferdinandiſche Regiment hat von ſeiner Stiftung an einen eigenen Küſter, der zugleich Schulmeiſter war, gehalten und ſelbſt beſoldet. Dieſe beiden Aemter ſind bei den meiſten Regimentern, ſo wie in den meiſten Städten und Dörfern, verbunden. Es entſpringen aber aus dieſer Verbindung einige weſentliche Unbequemlichkeiten, da die Küſtergeſchäfte vor denen des Schullehrers immer den Vorzug haben, und daher dieſe von jenen immer geſtört und unterbrochen werden. Z. B. fallen Taufen, Trauungen, Leichen u. d. gl. vor, ſo muß der Mann die Schule verlaſſen, und die Kinder ſeiner Frau oder einem ältern Schüler zur Aufſicht anvertrauen; und daraus entſtehen dann gewöhnlich allerlei Unordnungen. Inzwiſchen ſehe ich gar nicht, wie die Sache zu ändern iſt; da beide Aemter vereinigt kaum ſo viel eintragen, daß ein Menſch nothdürftig davon leben kann.

Um wieder auf unſere Garniſonſchule zu kommen, ſo hatte vordem dieſer Küſter und Schulmeiſter monatlich etwa 6 bis 7 Rthlr. Einnahme, wovon die Hälfte Fixum und das andere zufällig

war. Davon konnte denn, wie ſich von ſelbſt verſteht, der Mann, da er ohnehin nicht einmahl frei wohnte, gar nicht leben; und er nahm, um ſich zu erhalten, Bürgerkinder, die den Unterricht bezahlten, in ſeine Schule auf. Die Soldatenkinder wurden dadurch verdrängt, und es bekümmerte ſich niemand darum, ob ſie in die Schule gingen oder nicht. Da aber die Regiments Jugend immer ſtärker anwuchs, und der Geiſt der Schulverbeſſerung zugleich rege ward; ſo nutzte der jetzige Feldprediger den Zeitpunkt, da der damalige Feldküſter wegen Alter und Schwachheit ſeinem Amte nicht mehr vorſtehen konnte, und bat den Kommandeur und die Regimentschefs um Unterſtützung zum Beſten der Schule.

Er bat nicht vergebens. Die Herren Kompagniechefs verſtanden ſich zu einer Verdoppelung ihrer monatlichen Beiträge, und zur Bewilligung einiger andern Einkünfte zum Beſten der Schule. Es wurde eine Schulkaſſe errichtet, und einer der Hrn. Kompagniechefs verwaltete dieſelbe, und nahm ſich dabei der Schule mit einem ſo einzigen unabläſſigen Eifer an, daß man ihn allen ſeinwollenden und ſeinſollenden Schulpatronen zum Muſter vorſtellen könnte. Der alte abgelebte Küſter wurde mit Beibehaltung ſeines Gehalts in Ruhe geſetzt. Man zog einen jungen Mann, einen leiblichen Sohn der Madame Karſchin, her, und man hatte das Glück, einen eifrigen lebhaften, und inſonderheit für den Unter-

Unterricht in mechaniſchen Dingen vorzüglich brauchbaren Lehrer in ihm zu erhalten. Es wurde nunmehr den Soldaten zur Pflicht gemacht, ihre Kinder ordentlich in die Schule zu ſchikken, und es fanden ſich auch bald einige hundert Kinder ein. Allen dieſen Kindern wurden aus der Schulkaſſe die nöthigen Bücher und Schreibmaterialien gegeben. Die ganze Anzahl ward in mehrere Klaſſen getheilt. Man fand aber bald, daß Ein Lehrer nicht im Stande ſei, einen ſo großen Haufen Kinder von ſo verſchiedenem Alter zwekmäßig zu unterrichten; und man dachte daran noch einen anzuſetzen.

Da man auch dieſen nach Wunſch erhalten hatte, ſo wurden 4 Klaſſen gemacht, von denen der erſte Lehrer die zwei erſten, und der zweite die zwei andern unterrichtet. Der Feldprediger giebt der erſten Klaſſe wöchentlich 4 Stunden Unterricht in der Religion, in der Naturgeſchichte, und in der Erdbeſchreibung.

Die Kinder jeder Klaſſe ſind nur täglich 3 Stunden, entweder Vormittags oder Nachmittags, in der Schule; und da der Unterricht wegen der Klaſſeneinrichtung ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemeſſen ſein kann, ſo lernen ſie gewiß mehr, als wenn ſie den ganzen Tag in vermiſchten Haufen in der Schule ſitzen müſſen.

Der Unterricht ſelbſt iſt in Anſehung des Materiellen im Ganzen ziemlich ſo eingerichtet, wie bei der Potsdammſchen Garniſonſchule, und ich be-

 ziehe

ziehe mich daher auf die Nachricht von derſelben. *) — Mir ſcheint mir das, was zur eigentlichen Verſtandesentwikkelung und Bildung gehört, hier nicht mit ſo viel pädagogiſcher Kunſt und in dem vortreflichen Rochowſchen Geiſte betrieben zu werden, als in Potsdam. Es iſt dies auch wohl nicht möglich, da beide Lehrer ſelbſt nicht in einer Schule dieſer Art gebildet ſind, und nicht Gelegenheit gehabt haben, durch Beobachtung und Verſuche unter Anleitung eines Meiſters die vollkommne Methode zu ſtudiren. In der Berliniſchen Realſchule, wo der erſte Lehrer ſich gebildet hat, und von der er gute mechaniſche Fertigkeiten und Methoden, z. B. im Schreiben und Rechnen mitgebracht hat, ſcheinet in Anſehung der eigentlichen Aufklärung und Verſtandesbildung nicht die beſte Anleitung gegeben zu werden. Da die Lehrer der Potsdamſchen Garniſonſchule den rechten Weg einſchlagen, und Gelegenheit und Aufmunterungen haben, ſich immer mehr zu vervollkommnen, ſo wäre es vortreflich, wenn daſelbſt eine Art von Seminarium für die Garniſonſchulmeiſter angelegt werden könnte. Der Eifer und die Einſicht des Herrn Feldpropſt Kletſchke verſpräche einer ſolchen Anſtalt, die unter ſeiner Aufſicht ſtehen müßte, eine allgemeine Nutzbarkeit. Ohne eine ſolche Anſtalt läßt ſich für die durchgängige Verbeſſerung der Soldatenſchulen eben ſo wenig etwas rechts hoffen, als für alle andere Arten von Schulen. Die Lehrer müſſen zuvor gebildet werden,

*) Man ſ. September vorig. J. der Monatsſchr.

werden; ehe die Schulen können verbeſſert werden. Dies iſt und bleibt ein gar zu natürlicher unumſtößlicher Grundſaz. Wenn auch jezt die Chefs eines Regiments und das Korps der Kompagnie-Chefs gern alles zur Verbeſſerung ihrer Regimentsſchulen thun wollten, wo ſollten ſie brauchbare Männer hernehmen? Geſezt ſie finden auch einen jungen Mann von viel natürlichem Verſtande und Geſchik; ſo läßt ſich doch nicht denken und hoffen, daß der von ſelbſt überall die rechten Methoden treffen und nicht auf mancherlei Abwege gerathen ſollte. Vom Feldprediger zu verlangen, daß er einen ſolchen Mann, wenn er ſchon einmahl im Amte iſt, bilden ſollte, iſt in jeder Rükſicht zu viel verlangt. — Aber, wer ſoll eine ſolche Anſtalt, ein ſolches Seminarium, errichten? Ja, das weiß ich nicht; und wenn ichs auch wüßte, was hilfts, daß ichs ſage? Vor der Hand wäre es wohl das beſte, wenn die Regimenter noch bei Lebzeiten des alten Küſters einen jungen Menſchen mit Anlagen nach Rekahn oder Potsdam ſchikten, und ihn auf ihre Koſten ſich ein halbes oder ganzes Jahr da aufhalten ließen.

Um die weitere Vervollkommung unſerer Garniſonſchule hat ſich der hieſige Magiſtrat noch ein wichtiges Verdienſt erworben. Es hat derſelbe nämlich auf Erſuchen des Regiments eine alte Kaſerne zum Schul- und Wohnungshauſe für die Lehrer bewilligt und ausgebaut. In dieſem Hauſe ſind drei große Schul-

Schulzimmer zu den Lehrſtunden, und drei bequeme Wohnungen. Die Erlangung dieſes Hauſes iſt zur Erreichung eines wichtigen Zweks ſehr behülflich geweſen. Man hat nämlich eine in weiblichen Arbeiten geſchikte Unteroffizierfrau daſelbſt aufgenommen, und ihr und ihrer Familie freie Wohnung und frei Holz gegeben. Dafür und für noch einen Groſchen monatliches Schulgeld für jedes Kind, welches aber die meiſten Kompagniechefs bezahlen, unterrichtet ſie alle Mädchen im Nähen und Strikken, und im leztern auch die Knaben. Die Kinder, die des Vormittags bei den Lehrern Unterricht haben, ſind des Nachmittags in der Strik- und Wäſchſchule, und ſo umgekehrt. Wie nützlich und gewinnreich iſt dieſe Veranſtaltung, und wie wenig Koſten und Aufwand verurſacht ſie? Gegen 60 Mädchen werden von ihrer frühen Jugend an nützlich beſchäftigt, zum Fleiße gewöhnt, und erlangen Geſchiklichkeiten, wodurch ſie ſich zu ernähren und der Welt nützlich zu werden im Stande ſind; ſie werden brauchbarere Dienſtmädchen und tauglichere Hausmütter; und das alles koſtet die Kompagniechefs monatlich einige Groſchen. Man darf nicht glauben, daß die Kinder dieſe Geſchiklichkeiten vielleicht ohne jene öffentliche Anleitung erlernen würden. Gewiß nicht. Wenige Soldatenfrauen verſtehen ſie ſelbſt gehörig; und wäre das auch, ſo haben ſie doch nicht Zeit, Gedult, und Gabe ſie ihren Kindern mitzutheilen.

Sie ſehen alſo, daß im Ganzen die hieſige Garniſonſchule ſehr viel vorzügliches hat, und gewiß mit zu den beſten gehört. Die Kinder zeigten auch bei der neulichen öffentlichen Prüfung viel Fertigkeit im Leſen, Rechnen und Schreiben, und hatten manches Nützliche aus der Geographie und Naturgeſchichte behalten.

Der Eifer, mit dem ſich der Kommandeur und die Kompagniechefs der Schule annehmen, gereicht ihnen bei jedem Verſtändigen zur Ehre und zum Verdienſt. Außerdem, was ſie in der Regel zum Beſten derſelben thun, bringen ſie bei der öffentlichen Prüfung ein anſehnliches Geſchenk für die Lehrer zuſammen, und ermuntern den Fleiß derſelben durch Beifall und Zufriedenheit. Mehrere der Kompagniechefs kleiden die Kinder der erſten Klaſſe von ihrer Kompagnie vom Haupt bis zu Fuß; auch werden den Kindern zuweilen kleine Geſchenke im baaren Gelde gemacht. Es iſt recht Schade, daß Ihre Königl. Hoheiten der Prinz und die Prinzeſſin Ferdinand ſich nicht mehr wie vordem einige Zeit des Jahres in Ruppin aufhalten; ſonſt, bin ich überzeugt, würden Sie ſich der Schule auf eine Ihrer würdige Art beſonders annehmen.

Ich ſchriebe gern noch mehr, insonderheit über die Nothwendigkeit von Seiten des Staats für die phyſiſche Erziehung oder vielmehr für die Ernährung und den Unterhalt der Soldatenkinder etwas zu thun; — aber mein Brief iſt wohl ſchon zu lang.

Sie

Gefällts Ihnen, ſo ſoll es ein andermal geſchehen; und dann will ich Ihnen wenigſtens noch von einer Garniſonſchule, die ich ſelbſt beſucht habe, Nachricht geben. Leben Sie wohl, und lieben Sie Ihren

Stäbe.

7.

Auszüge aus einigen Hexenakten, bei der Königl. Preuß. Erbvoigtei zu Quedlinburg.

Zuvor muß ich erinnern, daß ich aus ältern Akten keine Auszüge liefern kann. Theils ſind es nur einzelne, unleſerliche Erkenntniſſe, ohne Benennung des Jahres und Tages, ohne Rüge, Protokolle, Beweiſe, Bekenntniß, und Urtelsfrage; theils laſſen ſich die Akten nicht auffinden, wenn ſie auch gleich in dem Aktenverzeichniß aufgeführt ſind.

Erſtes Stük.

Am 11ten Junius 1569 ſind einige verdächtige Bettler mit ihren Familien eingezogen, und werden am Ende der Mordbrennerei und Zauberei über-

überführt. Dieſe Akten ſind ziemlich ordentlich und vollſtändig geführet. Ich bin aber erſtaunet, daß der Richter, ſo lange es auf die Unterſuchung der übrigen Verbrechen ankam, regelmäßig verfuhr, nicht jede Beſchuldigung für wahr annahm, ſondern ſich nach Beweiſen umſah, und ſolche gehörig prüfte; ſobald es aber auf die Zauberei und Hexerei ankam, ohne alle redliche Anzeige, mit der Folter hervorſchritt. — Und in dieſer Peinigung geſtand:

1) Geſe, Jakob Henkels Hausfrau, ſie habe 6 Jahr mit dem Teufel gebuhlet, und denſelben von einem Weibe, Hans Tedters Ehefrau überkommen. Dieſer Teufel ſei ein ſchöner Kerl geweſen, habe eine rothe Schnur um den Huth, und Pikkelsfedern darauf getragen. Das erſtemal habe er länger als eine halbe Stunde mit ihr zu ſchaffen gehabt. Dieſer Liebhaber habe ſich jedesmal auf den Donnerſtag bei ihr eingefunden und 1 Groſchen baares Geld, ein Pfund Butter und ein Mandel Käſe zum Geſchenk mitgebracht. Er nenne ſich Federwiſch. Einſtmals habe er ſie zu Paalberge geſchlagen und übel behandelt, weil ſie ihn, auf ſein Verlangen nicht ſogleich mit Milch ſpeiſen können. In der Nacht zum Walpurgistag wäre dieſer ihr Schatz zum Tanz unter einer großen Buche bei Bulſteringen auf einem Ziegenbok angeritten gekommen. Beim Tanz habe ihr Galan einen Kuhfus und einen Menſchenfus. Der Vortärzer hieße

Wer-

Wegetritt. Ihre Tochter habe ſoviel Beſcheids noch nicht gelernet, wie ſie ſich ausdrükt, daß ſie ſich zu dieſem Balle unter der Buche mit eingefunden. Ihren Buhler habe ſie nun ihrer Tochter völlig abgetreten. — Bei dieſer Gelegenheit wird folgendes Rezept, wodurch ſie Menſchen und Vieh vergeben und vergiftet hätte, von ihr bekannt gemacht: Kröten und Menſchenknochen zu Pulver gebrannt; Menſchen und Viehhaare dazwiſchen gemiſcht; dieſes den Leuten unter die Schwelle des Hauſes gegraben, oder vor die Thür geſchüttet!

2) Deren Tochter, Klare, ein Mädchen von 12 Jahren, erzählte unter der Peinigung, daß es allerdings wahr ſei, daß ihre Mutter ihr einen Buhler, den Satan, Namens Federwiſch, abgetreten habe. Sie macht aber von dieſem Kerl eine ganz andere Schilderung. Er habe, ſagt ſie, einen rothen Bart, Füße wie ein Hund, trage einen ſchwarzen Huth mit einer ſchönen Schnur, und weißen und rothen Federn darauf. Seine Kleidung beſtehe in einem ſchwarzen parchenten Wammes. Er mache ihr wöchentlich einen Beſuch, und belohne ihre ihm erwieſene Gefälligkeiten mit baarem Gelde, Butter und Käſe. Das erſtemal habe er ihr 9 Fl. geſchenket, und ihr verſprochen, wenn ſie ſich ihm ganz ergeben wolle, ſo wolle er ihr auf Erden genug bringen, und nach ihrem Abſterben ſie zu ſich, in ſeinen Himmel nehmen; denn er hätte einen ganz andern Himmel.

Dieſer

Dieſer teufliſche Liebhaber ſei neulich bei ihr im Gefängniß geweſen, und habe ihr ſein Spiel angeboten; ſie aber habe diesmal nicht Luſt dazu gehabt. Er habe ihr zu verſchiedenenmalen angetragen, ſie zu entführen, wenn ſie ſeine Wünſche erfüllen würde; dagegen habe er gedrohet, daß ſie hingerichtet und verbrannt werden würde, wenn ſie ihm ſolches abſchlüge. —

Weil doch der Teufel in der Welt nichts, als böſes ſtiften kann; ſo hat er ihr folgende tödtende Arzneien bekannt gemacht: Menſchenknochen, Schlangen und Ottern untereinander gekocht; wenn man dieſes den Leuten im Eſſen oder Trinken beibringen könnte; ſo wüchſen davon Ottern im Leibe der Menſchen. Todtenknochen klein gemacht und zu Pulver geſtoßen, die Haare von einem todten Mannskopfe zu Pulver gemacht; dieſes mit einander vermiſcht den Leuten im Eſſen oder Trinken beigebracht, iſt ein tödtendes Gift. Wenn ſie die Häute aus den Eierſchaalen klein gemacht, und mit Eierdotter gebraten, ihrem Buhler zu eſſen gegeben; ſo ſei er wie toll davon geworden, fortgelaufen, und habe ihr darnach Eier im Ueberfluß gebracht.

Der Schöppenſtuhl zu Leipzig hat hierauf der Mutter die Todesſtrafe mit dem Feuer zuerkannt. Die Tochter aber iſt, in Betracht ihrer Jugend, mit der Todesſtrafe verſchonet, und zu Ruthenſtreichen im Gefängniß verurtheilt, mit dem Anhang,

daß ſie durch den Prediger aus Gotteswort unterrichtet, und ermahnet werden ſolle, von der teufliſchen Gemeinſchaft und Zauberei abzulaſſen. *) Wenn ſolches geſchehen, und ſie eidlich angelobt hätte, dieſer Ermahnung nachzukommen, ſollte ſie aus dem Gefängniß entlaſſen, und aus dem Gericht verwieſen werden.

Zweites Stük.

Am 12ten Januar 1570 hat man Walpurg, Henning Spirlings Ehefrau aus Dittfurth ins Gefängniß geſezt, und am Palmſonnabend hat ſie im peinlichen Verhör **) folgendes ausgeſagt: Vor ungefähr 18 Jahren ſei die Michelmannin vom Probſteihofe, des Mittags um 2 Uhr vor ihre Hausthür gekommen, und habe ihr einen Teufel zum Buhler abgelaſſen. Der Teufel habe Kufut (Kuhfuß) geheiſſen, ſei in braunem Rok und rothen Hoſen gekleidet geweſen. Er habe ihr Butter und Milch gebracht. Sie habe ihn noch bis jezt.

Von

*) Dies Urtheil iſt vernünftiger, als viele andere von Magdeburg. Was konnte aber der Unterricht des Predigers nützen, wenn dieſer ſelbſt mit ſolchem Aberglauben behaftet war, und durch ſeine Ermahnungen die Einbildung eines einfältigen Mädchens noch mehr erhizte?

**) Hieraus iſt zu ſchließen, daß ſie in der Güte nichts muß geſtanden haben.

Von eben dieſer Michaelmännin habe ſie noch einen Teufel bekommen, der heiße Schöne. Dieſen Buhlen habe ſie auch noch. Beide kämen zuweilen in einer Nacht zu ihr. Kufut ſei über den Schönen eiferſüchtig, und ſage oft: "Kufut iſt ein alter Hund, hat einen kahlen Kopf! Willſt du mein ſein: ſo will ich dir bringen, daß dein Freitag ſoll beſſer ſein, als dein Sonntag; willſt du das nicht, ſo komme ich nicht wieder!" Der Schöne bringe ihr alle Nacht 18 Pfennige, bisweilen aber auch weniger.

Einen andern Teufel habe ſie der Bartelmeßiſchen vor 8 Jahren zugebracht, weil ſie gewußt, daß dieſelbe darnach verlangt, und geſagt habe, daß zwei mehr brächten als einer.

Sie habe ihren Urin, Rattenpulver, und Haare von ihrem Leibe genommen, ſolches untereinander gemiſcht, und ſolches in Kufuts und aller Teufel Namen ausgegoſſen; wer darüber gegangen, ſei verdorben und geſtorben.

Die Magdeburgiſchen Schöppen haben hierauf erkannt, daß, wenn ſie dieſe Urgicht nochmals frei und ledig vor öffentlich gehegtem Halsgerichte wiederholen, und dabei beharren würde, ſie mit dem Feuer zu Leib und Leben zu beſtrafen ſei.

Dieſelbe muß aber nicht rathſam gefunden haben, bei ihrer Urgicht zu beharren. Denn ihr Ehemann hat in einer, nach den damaligen Zeiten ſehr wohl abgefaßten Schrift vom Michaelistage 1570

ſich beſchweret: daß ſeine Ehefrau, mit welcher er 30 Jahre in einer glüklichen Ehe gelebt, nur durch die Tyrannei der Folter gezwungen worden, etwas von Hexerei zu erdichten, welches wider alle Wahrſcheinlichkeit und geſunde Vernunft ſtritte, und von allem Beweis entblößt wäre. Seine Feinde, welche ihm ſeinen Wohlſtand mißgönneten, müßten dieſelbe fälſchlich angeklagt haben. Er bittet alſo, den peinlichen Prozeß, nach Vorſchrift der Konſtitution Kaiſers Karls des V. einzuleiten, ihm aber vor allen Dingen Abſchrift von dem, was bis jezt wider ſie ergangen wäre, mitzutheilen.

Von fernerm Verfahren, Abhörung der Zeugen, und was ſonſt zur Vollendung des Prozeſſes gehören mögte, findet ſich in dieſen Akten keine Spur. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Sache liegen geblieben ſei, zumal am Ende folgendes Urtel von den Schöppen zu Magdeburg beigelegt iſt:

> Hat gedachtes Weib ihr voriges gütliches Bekänntniß und Urgicht, als ſie vor ein öffentliches Halsgericht geführt, wieder geläugnet; ſo hättet ihr auch daſſelbige Weib, um mehrerer Erkundigung der Wahrheit ihrer vorigen bekannten böſen Handelung halben, peinlich verhören zu laſſen, Amtshalben wohl Macht; ſie mögte dann ihres Läugnens genugſame erhebliche Urſachen vorwenden und darthun, damit würde ſie noch gehöret. Von Rechts wegen.

Drittes Stük.

Am 1ſten December 1570 iſt Anna, vereheligte Rennemanns ins Gefängniß geworfen, am 7ten deſſelben Monats gepeiniget, und hat erzählet: vor 5 Jahren habe ſie von Annen Heiſin zu Waterler einen Teufel zum Buhler bekommen, der Wohlgemuth geheißen. Dieſer ſei als ein Vogel zu ihr geflogen kommen, habe aber nachher die Geſtalt eines alten Mannes angenommen, welcher grüne Buchſen (Beinkleider), braune Strümpfe, und ein ſchwarz ledern Wammes angehabt. Deſſen einer Fuß ſei eines Menſchenfuß geweſen, der andere aber habe gar ermangelt, und habe an deſſen Stelle ein leerer Strumpf gehangen. Sie habe nur 1 Pf. von ihm erhalten, und überhaupt nur 3mal mit ihm zu thun gehabt. Annen Worterbutt, dem Weibe eines Landsknechts zu Waterler habe ſie dieſen Buhler wiederum abgetreten. Sie hätte Jakob Bekkern auf der Pölle *) die guten Holden **) abgeſegnet. Der Segen, deſſen ſie ſich bedienet, ſei dieſer:

Joſeph und Sardian
die gingen vor Gott dem Herren ſtahn;

*) Eine Straße zu Quedlinburg wird alſo benannt.
**) Holden, Elven, Dinger: das womit man zauberte. Sie hießen böſe in Rükſicht auf den, dem man ſie anthat, und gut in Abſicht der Zauberinn. B.

da ſie vor Gott dem Herren ſtunde
traurete Joſeph alſo ſehre.
Es ſprach Gott mein Herre:
Joſeph! warum trauerſt du ſo ſehre? —
Die unterſen Kleine
wollen ausfaulen mein Fleiſch und meine Beine.
Ich vorbeide (verbiethe) es den unterſen Kleine,
daß ſie nicht ausfaulen mein Fleiſch und meine
Beine!

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes rc.
Dieſe Beſchwörerin wurde zum Tode verdammt.

Viertes Stük.

Den 10ten März 1570 iſt Magdalene, Jochim Hammels Frau eingezogen und hat am folgenden Tage in Güte bekannt; vor 40 Jahren habe ſie in Elbingerode von Annen Drewes, Spielings Frauen, den Teufel Strumpfedder, in einem neuen Beutel zum Neujahrsgeſchenk bekommen. Zuerſt ſei eine Hummel im Beutel geweſen; aber hernach ſei ein Jüngling daraus geworden. Dieſer Jüngling habe einen ſchwarzen Rok, ſchwarzen Spitzhut, gelbe Hoſen, und rothe Federn auf dem Hut gehabt. Sein Bart ſei roth, und ſeine Hände wie Klauen geweſen. Sein einer Fuß ſei ein Pferdefuß, der andere ein Kuhfuß geweſen. Des Donnerstags Abends ſei er zu ihr gekommen,

und habe ihr jedesmal 6 oder 8 Pf. gegeben. Nach 5 Jahren habe ſie dieſen Struzzfedder der Pflugiſchen Ehefrau in Elbingerode überlaſſen. Die Zimmermannsfrau Anna habe ihr geheißen, einen hanfnen Strik an die Thorſäule zu hängen, daran zu melken, und dabei zu ſagen: Du Teufel Struzzfedder! bringe mir Milch! Dies Kunſtſtük habe ihr in einem halben Jahre, als ſo lange ſie ſich deſſen bedienet, alle Morgen einen ganzen, und alle Abend einen halben Eimer voll Milch verſchaft. Ihr Buhler habe dieſe Milch von Andreas Stokfiſchen, welcher damals ein reicher Mann geweſen und viel Vieh gehalten, geholet. Von dieſer Zaubermilch ließe ſich keine gute Butter machen, und die Käſe davon wären ſo zähe, wie Lappen.

Wenn ſie eine Henne geſezt, ſo habe ſie geſagt: im Namen des Vaters, Sohnes und heil. Geiſtes; und wenn ſie die Eier untergelegt, habe ſie geſprochen:

Alle in und alle uth, (aus)
So ſpricht die liebe Jungfrau Gaute Gertrud!

Wenn ſie den Leuten die guten Dinger abgeſprochen, ſo habe ſie folgenden Segensſpruch gebraucht:

Die heiligen 3 Könige gingen über das Feld,
Da mutten (begegneten) ihnen Alfmedi Alfmit.
Das ſolt du nicht thuen, kehre wieder um!
Im Namen des Vaters ꝛc.

 Die-

Dieſen Segen habe ſie vor 20 Jahren von Marius Rohden erlernet, welcher damals in der Ballſtraße gewohnt. Die guten Dinger zuzubringen, habe ſie folgenden Spruch gehabt: thue hin und fahre in N. N. und martere und plage und beiße den in aller und meines Teufels Namen!

Vor 30 Jahren, als ſie noch in der Ballſtraße gewohnet, habe ſie von Annen Behrends einen Teufel zum Buhler bekommen, der habe Wittfedder geheißen. Seinen erſten Beſuch habe er ihr in einem Buſche im Dittfurther Holze gemacht. Des Donnerſtags Abends, im Winter um 3 oder 4 Uhr, im Sommer um 8 oder 9 Uhr, habe er ſich eingeſtellt, und zwar mit feurigen Flügeln; habe aber keine Hitze von ſich gegeben. Seine Kleidung habe in einem ſchwarzen Rok, dergleichen Beinkleidern, Huth und Handſchuhen beſtanden. Er habe einen ſchwarzen Bart, einen Menſchen- und einen Kuhfuß gehabt. Jedesmal habe er eine volle halbe Stunde mit ihr zu thun gehabt. Das erſtemal habe er für den geſtatteten Willen 3 Mariengroſchen; nachher aber nur 6 Pf. bezahlt. Wenn ſie geſagt: Wittfedder, bring mir Eier! ſo hätte er ihr gleich ein Paar gebracht. Vor 18 Jahren habe ſie Annen Eikbergs geflucht, daß ſie 2 Paar guter Dinger ins Leib bekommen; nach 8 Tagen aber habe ſie ſolche wieder abgebracht. Derſelben habe ſie folgendes Mittel zur Wegſchaffung der guten Dinger gerathen, das ſie auch ſehr probat gefunden:

nåm-

nämlich wenn ſie ſplitternakkend auf dem Miſt ſäße, und ihres Behufs thäte, ſollte ſie Käſe und Brod eſſen.

In der Walpurgisnacht hätte ſie ſich mit 10 andern Hexen vor der Thür einer Frauen in Wernigerode, die aber nicht genannt iſt, verſammlet, einen Beſenſtiel zwiſchen die Füße genommen, und wenn ſie insgeſammt, auf ein gegebenes Zeichen dieſer Frauen, aus vollem Halſe gerufen: Ich fahre! ich fahre! ſo wäre die Reiſe im vollem Fluge nach dem Brokken gegangen; und neben ihnen wäre ein Knecht mit einem braunen Rokke und einer Pfeife hergefahren, der den Spielmann abgegeben. Auf dem Brokken würde in anſehnlicher Geſellſchaft getanzt; und wenn die Reigen ausgeweſen, hätten ſich die Hexen unter einander mit Schwingen, Milchfäſſern und Mangelhölzern geſchlagen. Der Strafe des Feuers zu Leib und Leben konnte eine ſo alte Hexe wohl nicht entgehen.

Fünftes Stük.

Am 20ten Februar 1570 iſt Barbara Boſſin, Lorenz Landgrafens eheliche Hausfrau, um Bezüchtigung willen, wie es heißt, zum Gefängniß gebracht, am 23ten befragt und gemartert worden, worauf ſie erzählet: Anna von Braunſchweig habe ſie vor 8 oder 9 Jahren überredet, einen Teufel, mit Namen Irekus zum Buhler anzunehmen. Sie habe ihr verſprochen, daß dieſer Teufel ihr ei-

nen Schatz von mehr als zwanzigtauſend Gulden zu= bringen ſolle; und durch dieſe Verheißung ſei ſie verführt worden. Er ſei als ein feiner Geſell, heißt es, im rothen Kleide, mit Pikkelsfedern auf dem Huthe, mit einem Menſchen= und einem Kuhfuß zu ihr gekommen, und habe über eine halbe Stunde mit ihr zu ſchaffen gehabt. Er komme alle Donnerſtage, und bringe einen Groſchen.

Einen andern Teufel habe ſie von ihrer Nachbarinn, des Kaufmanns Doppelherrn Ehefrau. Dieſer habe ſie geklagt, daß ſie ſich mit ihrem Manne nicht vertrüge, und große Noth und Armuth leiden müßte. Die Nachbarinn habe darauf geſagt, daß ſie ihr einen Teufel ſenden wollte, der alles gut machen würde. Es habe ſich alſo einer, Namens Dikbuch (Dikbauch) bei ihr gemeldet; der habe ihr aber mehr gekoſtet, als er gebracht; denn er freſſe bei ihr Würſte und ſaufe Bier, und brächte nur jedesmal 2 oder 3 Pf. Sie habe ihn daher ihrer Magd Magdalenen wieder abgelaſſen. — Schaden hätte ſie Niemand gethan, außer daß ſie Elſen Heineken vor 12 Jahren die Dinger in die Beine gebracht, mit den Worten: Fahre hin du unreiner Geiſt in Elſen Heinekens Beine! — Auf Anfrage bei dem Schöppenſtuhl zu Magdeburg, iſt ſie des Todes mit dem Feuer ſchuldig erkannt worden.

Sech=

Sechſtes Stük.

Am 25ten Februar 1573 iſt Magdalene Heinekken, eine Magd, vier oder fünf und zwanzig Jahr alt, wie es heißt, in unſeres gnädigen Herrn Zucht gekommen, und um vorhergehender Beſagung willen, eingezogen; da ſie denn in der peinlichen Frage folgendes berichtet: Ihre Aeltern wären frühzeitig weggeſtorben, daher ſie ſich kümmerlich und elendiglich unter fremden Leuten drükken und leiden müſſen. Vor 12 Jahren hätte ſie heftiges Zahnweh bekommen. In dieſen Schmerzen habe ſie die Kindermutter, Margarethen zu Neuſtadt, welche nun ſchon verbrannt worden, um Rath gefragt. Dieſe hätte geſagt, daß die guten Dinger darin wären. Um ſolche herauszuſchaffen, ſollte ſie ſtillſchweigend Waſſer ſchöpfen, und glühende Kohlen aus einem Ofen nehmen, und ſolche auf dies Waſſer werfen: ſoviel Kohlen nun davon untergiengen und auf den Boden fielen, ſoviel Paar guter Dinger hätte der Menſch in ſich. Sie erzählet viele Fälle, wo dies Mittel die erwünſchte Wirkung gethan hat; und endlich geſtehet ſie, daß Barbara Landgrafens Eheweib ſie beredet, daß ſie von ihr einen Buhlen angenommen. Derſelbe Teufel hieße Dikkebauch. Er komme des Donnerſtags Nachts; wäre ein großer Kerl und habe Pferdefüße. Eine halbe Stunde und länger habe er mit ihr zu thun, und brächte 3 oder 4 Pf.

Er

Er müſſe ihr nicht gut ſein, denn er brächte nicht viel, und lieſſe ſich noch dazu von ihr Eſſen und Trinken geben. Sie habe ihn nicht los werden können. Dies arme Geſchöpf iſt auch verbrannt.

Siebentes Stük.

Den 16ten Februar 1579. Jlſe Lehmann, Andreas Meiers Weib hat ausgeſagt: *) die Berthenſen habe ihr einen Winzer zum Buhler zugewieſen, von welchem ſie hernach erfahren, daß es ein Teufel geweſen, der Beerbäumchen geheiſſen. Jlſe Nauermeiſter zu Tennſtedt habe ihr neulich noch einen Buhler zugewieſen, welcher Flederwiſch geheiſſen, er trage einen ſchwarzen Rok, dergleichen Huth mit Pikkelsfedern, habe einen Menſchen- und einen Kuhfuß. Das erſtemal habe er 4 Pf. die leztern male aber 6 Pf. gebracht. Er komme alle Donnerſtags Nacht. Er habe ihr geſagt, ſie ſollte aus allen Kirchen bleibn: dann ſollte es ihr an nichts fehlen. Dieſer Buhle habe ſie gelehrt, das Wetter nach ihrem Gefallen zu machen. Einmal habe ſie ein Ungewitter im Hui, **) ein andermal in dem alten Anthalt, ein andermal auf dem Ramberg, ***) und eins im Sülzenfelde gemacht. Die Ver-

*) Ob ſie gepeiniget ſei, iſt nicht aus den Akten zu erſehen.

**) Ein Gehölz bei Halberſtadt.

***) Ein zu Quedlinburg gehöriger Forſt am Harze.

Veranlaſſung zu dem letztern iſt ſonderbar. Sie iſt auf dem Wege nach Aſchersleben. Auf einmal kommt der Flederwiſch auf einem Kreuzwege zu ihr, rauſet ſie bei den Haaren zur Erde, und ſchlägt ſie derbe ab. Als ſie ſich etwas wieder erhohlet, fragt ſie, warum er denn ſo wütend mit ihr umgienge? worauf ſie zur Antwort erhält: es wäre bisher ſo ſchön und vortheilhaft Wetter für die Schnitter und Aerndtearbeiter geweſen; dieſe Leute müßten in ihrer Freude etwas geſtöhret werden. Sie habe darauf im Sülzenfelde ein Gewitter mit einem heftigen Regen entſtehen — ſehen.

Ein andermal ſei ſie bei Harzgerode in die Heidelbeeren gegangen. Der Buhler wäre auch zu ihr gekommen, und habe geſagt: wir wollen Wind machen! Auf einmal ſei ein ſo großer Sturm entſtanden, daß die größten Bäume auf den Bergen aus der Erde geriſſen wären. Dieſer Teufel Flederwiſch habe ihr Butter, Käſe und Eier gehohlet, wo ſie es nur verlangt hätte. Allein einmal ſei er übel angekommen. Sie haben ihn nach Dittfurth geſchikt, um Fleiſch zu hohlen. Als Flederwiſch eben das gekochte Fleiſch aus dem Topf nehmen wollen, macht die gute Hausfrau ein Kreuz über den Topf — auf einmal verſchwindet die Teufelskunſt; und er kann nicht ein Stük Fleiſch aus dem Topf hohlen. Bei ſeiner Zurükkunft ſei er ſo erbittert darüber geweſen, daß er ſie mit dem Stok und mit Fäuſten geſchlagen.

Ihr zweiter Teufelsbuhler den ſie gehabt, habe Beerbäumchen geheiſſen. Dieſen habe ſie von ihrer Gevatterin zu Tennſteds bekommen. Im Badersleben habe ſie derſelbe zuerſt begrüſſet, und ihr das erſtemal 2 Gr., nachher alle Donnerſtage 6 Pf. gebracht. Auch dieſer habe ihr von den Vorwerkern und Akkerhöfen Butter, Käſe und Eier gebracht. Er habe ihr reichlich zugetragen, und zwar auf eine ſehr unappetitliche Art und Weiſe. Denn wenn er etwas gebracht, ſo habe er den Hals und das Maul weit aufgeſperrt, und die Butter, Käſe, Eier und Fleiſch ausgeſpien; die Milch habe er gepiſſet. Im Gefängniſſe ſei er auf ihr Verlangen erſchienen, und ſie habe von ihm verlangt, daß er ihr heraus helfen ſolle. Er habe entwiedert: das könne er nicht; aber den Hals wolle er ihr umdrehen, und auch ſchon ernſtliche Anſtalten dazu gemacht. Sie habe es aber durch Kreuze, die ſie geſchlagen, verhindert. Auf dieſe Urgicht iſt ſie zum Tode verdammt.

Achtes Stük.

Ohne Benennung des Monats und Tages, iſt 1730 nach eingezogenem Gutachten von Leipzig und Magdeburg, Peter Schwenken ſonſt Rükebuſch genannt, auf die Tortur geſpannt, und hat, auſſer verſchiedenen Diebſtählen und Zaubereien durch Zubringung und Abbringung der guten Dinger, auch geſtan-

geſtanden: daß Jſe, Clriaks Knochen Frau zu Nesdersdorf, ihm einen Teufel zur Buhlerin zugewieſen, welche Eichenlaubin geheiſſen. Sie habe ihm für jeden Beiſchlaf 1 Gulden, 6 Gr. und auch wohl weniger gegeben. Sie ſei bald in einem blauen, bald in einem rothen, bald in einem grauen Rok gekommen, und geſtaltet geweſen, wie eine junge Dirne. Des Donnerſtags ſei ſie zu ihm gekommen. Sie hätte einen Menſchenfuß und einen ſpizigen Fuß gehabt. Dieſer iſt ebenfalls zum Tode durchs Feuer verdammt.

Neuntes Stük.

Margaretha Brathenſchen iſt, heißt es, auf genugſame Indicia eingezogen, und hat zum Theil in Güte, zum Theil aber peinlich, folgendes bekannt: Sie könnte eine gute Salbe machen, mit welcher man die Franzoſen und andere alte Schäden heilen könnte. Auch Tränke von dieſer Art verfertigte ſie von Lorbeeren. Bilſenöl ſchmierte ſie den Leuten in die Dünnigen oder Schläfe. Dies alles habe ſie von einem Doktor gelernt, welcher zu Sulzbach bei Gehra Pfarrer geweſen. Sie könne auch das Waſſer beſehen; wenn das Waſſer einer Frau klar wäre, eine Blume trüge und einen Kranz mache: ſo ſei die Frau fruchtbar; wo nicht, ſo ſei ſie gewiß unfruchtbar.

Nach-

Nachdem ſie viele Wunderkuren von dieſer Art erzählt, fügt ſie hinzu, daß der Herr Pfarrer Bartolomäus zu Sulzbach die Elben und Elbinen, und die guten und böſen Holdichen mit Bilſenöl häufig vertrieben habe. Er habe den Rath gegeben, daß man dabei ſagen ſolle: Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes!

Sie könne es den Leuten an den Augen anſehen, wie viel Paar ſie der guten Holderchen bei ſich hätten. Denn es wären die Kinderchen *) in den Augen trübe, und gäben wenig Schein von ſich. Sie verweiſe die Holderchen allemal unter einen Holderbuſch. Das Sprüchlein, mit welchem ſie die Holderchen, beim Aufſchmieren des Oels vertreibe, ſei folgendes:

Du Elben und du Elbinnen
Mir iſt geſagt, du kannſt den König von der Königin bringen,
Und den Vogel von dem Neſt.
Du ſollſt noch ruhen noch raſten,
Du kommſt denn unter den Buſch.
Daß du den Menſchen kein Schaden thuſt.

Einen ähnlichen Spruch hat ſie gebraucht, um die Elben oder Holderchen dem andern zuzubringen.

Sie

*) Ohne Zweifel Augapfel; wie im Griechiſchen Κορη. B.

Sie habe einen Buhler gehabt, der Birnbäumchen *) geheiſſen. Denſelben habe ſie von Meiers bekommen, und zwar mit den Worten: weil du alt und ſchwach biſt, und deine Kinder nicht mehr arbeiten: ſo will ich dir einen zuſchanzen, der dir arbeiten ſoll! Dies ſei vor dem Brunnen auf dem Marſchlingenhof geſchehen; und als ſie auf ihre Kammer gekommen, und beten wollen, ſei der Teufel ſchon da geweſen, habe gleich Liebeshändel mit ihr

*) Ohne Zweifel der ſchon S. 444 vorgekommene Beerbäumchen. Wenn man mehrere ſolche Akten hintereinander lieſt, ſo wird es einem höchſt wahrſcheinlich: daß wirkliche Kerle unter dem Vorgeben, ſie wären Teufel, ſich bei Weibern angegeben, entweder um unſchuldige Mädchen zu verführen, oder um ſich (wie der Teufel Dikbauch, S. 442, und 443 folg.) füttern zu laſſen, oder Vortheil von alten Wittwen zu ziehen. Natürlich nuzt die Betrügerei immer das im Schwange gehende Vorurtheil. Im alten Griechenland waren die Buhler Götter, vorzüglich bei den badenden Mädchen Flußgötter. Im itzigen Morgenlande ſoll Mohameds Namen oft dazu gebraucht werden; ſo wie wohl ehe bei ſchönen Jüdinnen ein Engel erſchienen ſein mag, der den Meſſias zeugen wollte. Nur Chriſtinnen nahmen Abgeſandten der Hölle an. — Hang zur körperlichen Wolluſt iſt ohnedies mit Hang zur Schwärmerei vereint; und ſo laſſen ſich in einem Zeitalter, wo ein ſolcher Glaube in den Köpfen, in den Herzen, und auf den Zungen aller Menſchen lebte, ſolche Geſchichten mit allen auch noch ſo ſonderbaren Zuſätzen und Folgen wohl denken und erklären. Höchſt merkwürdig und vielleicht einzig iſt aber das Nr. 8. S. 447. vorgekommene Beiſpiel eines weiblichen Teufels. B.

ihr angefangen, und ihr 2 Mgl. gegeben; welches er hernach alle Donnerſtag wiederhohlet. Er ſei ganz grün gekleidet, und ſein Hut mit ſchönen Federn geſchmükt geweſen; jedoch habe er einen Pferdefuß gehabt.

Nachher habe ſie noch einen Buhler gehabt, welcher Rautenſtrauch geheißen. Sie habe ihn in einem kleinen Säkchen von der Fuchſin bekommen. In dieſem Säkchen habe der Teufel, in der Geſtalt eines Froſches geſeſſen; als ſie aber das Säkchen aufgemacht, ſei ein großer Kerl daraus geworden, welcher hübſche Federn auf dem Huth, einen rothen Bart, einen Kuhfuß, und einen grauen Rok angehabt. Dieſen habe ſie für 1 Thlr. an ein ander Weib verkauft, und ſich von der Koplern einen andern, Namens Buchsbaum zuweiſen laſſen. Beide Buhler haben ihr Geld, Butter, Käſe und dergleichen gebracht. Es werden viele Perſonen genannt, denen ſie die Elben und Holdichen ab- und zugewieſen. Die Magdeburgiſchen Rechtsgelehrten finden ſie endlich des Todes ſchuldig.

Zehntes Stük.

Am 3ten März 1581 wird Hans von Hagen, der Beſitzer eines hieſigen adelichen Freihofs, in damaliger kurfürſtl. ſächſ. Erbvoigtei, nachdem er ſeiner Eidespflichten, womit er dem Kurfürſten als hieſigem Schutzherrn und E. E. Rath verwandt iſt,

erim-

erinnert worden, vernommeen; und berichtet: vorm Jahre in den Wintertagen wären ſein Schwager Lüder, der Burgemeiſter Lüder und Rothenburg mit ſeiner Familie bei ihm zum Abendeſſen geweſen, und hätten bis nach 12 Uhr geſpielet. Um 12 Uhr habe der Burgemeiſter Lüder, um ſich abzukühlen, das Fenſter nach der Gaſſe erőfnet, und bei der Gelegenheit wahrgenommen, daß es in dem Bertramſchen Hauſe ganz helle geweſen, ſo daß ſie die Schüſſeln auf den Rükken *) und den Spek am Balken hängen ſehen. Das Licht habe bisweilen blau, grün und gelb geſchienen. Des Morgens darauf habe ſeine Frau gehöret, daß der Bertramſche Nachbar, ein Seiler, die Bertrammin gefragt: woher es komme, daß ſie im Geſichte ſo blau wäre? Dieſe habe geantwortet: Sie habe eine Butterkleibe fallen laſſen, und im Aufheben hätte die Kuh ſie ins Geſicht geſtoßen.

Der Burgemeiſter Paſche Lüder wird auch vernommen, bekräftiget vorſtehende Erzählung, und ſetzt hinzu: die von Hagenſche Magd oder Frau — das wiſſe er ſo genau nicht mehr — habe gerufen: Siehe! da fährt der Drache in das Bertramſche Haus! Ein im Gefängniß ſitzender Zaubermeiſter beſchuldiget eben dieſe Bertram, daß ſie zu ſeiner Zunft gehöre, und auch einen Teufelsbuhler habe.

 Die

*) Reihen ſchmaler Bretter, etwas darauf zu hängen oder zu ſtellen. B.

Die Bertram wird vorgefodert, und ihr dieſes vorgehalten. Sie läugnet, und weiß von nichts. Der im Gefängniß ſitzende Zaubermeiſter Martin Rabe wird ihr entgegengeſtellt. Die Bertram bleibt beim Läugnen. Man fragt in Magdeburg an: ob man dieſe Perſon nicht ſo lange peinigen ſolle, bis ſie geſtehe, daß ſie einen Teufel zum Buhler habe? Allerdings! iſt die Antwort. Man martert und peiniget alſo friſch darauf los, bis die Elende ſagt: Ja! ich bin eine Teufelshure, mein Liebhaber heißt Fedderbuſch; ich habe noch mehrere gehabt, Namens Stutzfedder, Stutzebuſch, und Allerleiwolluſt. Kurz! ſie macht weitläuftige Erzählungen von ihrer getriebenen Buhlerei, von den Geſchenken, die ſie von ihnen bekommen, von dem Abbringen und Zubringen der Holdichen, und wie ſie durch ihren Buhler die Kühe auf dem Lüderſchen und von Hagenſchen Hofe ausmelken laſſen, und die Milch, Butter und Käſe mit dem Buhler verzehrt habe. Merkwürdig iſts, daß ſie von der lahmen Anne ein Schächtelchen zum Geſchenk bekommen, in welchem ein Wurm ſitzen ſollte, welcher gut Glük brächte. Als ſie aber das Schächtelchen aufgemacht, ſei ein Magnetſtein mit Eiſenſpähnen darinn geweſen. Sie iſt hierauf durch den Rechtsſpruch von Magdeburg zum Tode verdammt, und verbrannt worden.

G. C. Voigt.

8.

Noch einige Bemerkungen über Hexenproceſſe und Folter.

(Man ſ. April S. 297.)

Izt noch einige Anmerkungen, zu denen mir zum Theil die oben mitgetheilten Hexenakten Anlaß geben.

Hexenprozeſſe und Folter ſind nahe mit einandee verſchwiſtert. Beide ſind Kinder des Aberglaubens und der Unwiſſenheit. Beide ſtreiten wider die geſunde Vernunft und entehren die Menſchheit. Beide haben ſich immer mit einander vergeſellſchaftet, und mit vereinten Kräften viele Jahrhunderte hindurch mörderiſche Verwüſtungen in Europa angerichtet. Die Hexenprozeſſe würden weniger verderblich geweſen ſein, wenn ſie nicht die Tortur zur Gefährtin gehabt hätten. Ich will alſo bei dieſer Gelegenheit noch etwas von dem Urſprung der Tortur in Deutſchland reden.

Der Hr. Profeſſor Eberhard hat in einer, im Auguſt und September vorigen Jahres der Berliniſchen Monatsſchrift befindlichen, ſehr ſchönen Abhandlung über die Veranlaſſungen zur Einfüh-

 rung

rung der Folter *) behauptet: daß die Folter urſprünglich ein ſogenanntes Ordal, oder Gottesurtheil, wie die ehemalige Feuer- und Waſſerproben geweſen ſei; daß ſie ſich auf den ſonſt allgemein angenommenen Grundſatz des Aberglaubens gegründet habe: Gott ſelbſt gäbe, vermöge ſeiner Allmacht, dem Unſchuldigen die Kräfte, die Folter auszuſtehen; dem Schuldigen aber verſage er dieſen Beiſtand, und nöthige ihn dadurch das Verbrechen zu bekennen. Hieraus ziehet er den Schluß: daß die Folter erſt zu der Zeit in die deutſchen Gerichtshöfe eingeführet ſei, als man die Unzuverläſſigkeit jener Feuer- und Waſſerproben eingeſehen habe, und zwar im 13ten Jahrhunderte.

Wie? wenn man erweiſen könnte, daß die Folter ſchon lange vor dem 13ten Jahrhunderte von den deutſchen Richtern ſei gebraucht worden, um die Wahrheit dadurch zu erforſchen? Ich will deshalb nicht abläugnen, daß nicht die Folter, vermöge des vor dem 13ten Jahrhunderte herrſchenden Aberglaubens von den Gottesurtheilen, auch für ein ſolches angeſehen ſei. Ich will auch gern zugeben, daß die Folter, nach der Abſchaffung der Feuer- und Waſſerproben mehr in Gang gekom-

*) Man ſ. aber auch die beiden Aufſätze im Jannar und Februar d. J. in unſrer Monatsſchrift über dieſen Gegenſtand, die Hr. Voigt, als er dies ſchrieb, noch nicht konnte geſehen haben. A. d. H.

kommen sei, als zuvor. Aber dennoch ists immer möglich, ja ich getraue mir zu ſagen, zuverläſſig gewiß, daß die Folter ſchon vorhin als ein Erforſchungsmittel der Wahrheit gebraucht worden ſei. Ich bin wenigſtens durch folgende Gründe auf dieſen Gedanken gekommen.

Nicht nur die Römer, ſondern auch die Deutſchen bedienten ſich, vor der Einführung des Chriſtenthums, der Folter, wenn ein Zeuge ſich hartnäkkig weigerte, ſein Zeugniß abzulegen.*) Hielt man nun in dieſem Falle die Folter und Peinigung für ein zwekmäßiges Mittel: warum hätte man ſich deſſen nicht bedienen wollen, wenn ein Verbrecher mit einem ſchweren Verdacht eines den Staat beunruhigenden Verbrechens beladen war? Fand man in geringern Vorfällen, nämlich bei der Zeugenausſage, kein Bedenken, ſtrenge zu ſein; ſo wird man noch weniger hierbei zu bedenken gefunden haben, wenn es auf die Beſtrafung eines groſſen Verbrechens ankam.

Ueberdies wiſſen wir, daß die Deutſchen ſchon in den älteſten Zeiten **) ihre Knechte und Leibeigne

*) L. 21. §. 2. de teſt. L. 15. pr. L. 18. §. 3. de quaeſt. Novella 90. cap. 1. Tenzel de tortura teſt. Erford. 1724.

**) Lex Salica. Tit. 43. Si talis cauſſa eſt, unde ingenuus DC. denarios, qui faciunt ſolidos XV. componere debeat, ſervus ſuper ſcamno truſus CXX. ictus accipiat.

eigne peinigten, wenn ſie in wichtigen Angelegenheiten mit der Wahrheit nicht herausſtreten wollten. Es mag immer ſein, daß anfänglich nur die Knechte und die geringere Klaſſe der Bürger gepeiniget ſind, wenn ſie als Zeugen oder Verbrecher mit der Wahrheit zurükgehalten haben; es mag auch ſein, daß die Folter aus der Urſach ſeltener gebraucht worden, weil damals die Verbrechen noch nicht ſo hart ſind beſtraft worden, als in den folgenden Zeiten. Genug die Folter ſelbſt war den alten römiſchen und deutſchen Völkern nicht unbekannt. So wie inzwiſchen die Geſetze geſchärft wurden; wie mehrere Arten der Verbrechen entſtanden, und die Todesſtrafe beſonders auf einige Vergehungen geſetzt ward, welche man vorhin mit einer geringen Geldbuße gezüchtiget hatte: ſo fand man auch mehrere Veranlaſſungen, die Folter anzuwenden. Man ſah ſich ſogar gezwungen, zu dieſem Erforſchungsmittel ſeine Zuflucht zu nehmen, weil die Ordale oder Gottesgerichte erſt ſpäter erfunden ſind; der Eid hingegen, nach den Religionsgrundſätzen der damaligen Zeiten, ein höchſtſchlüpfriges Mittel war, hinter die Wahrheit zu kommen.

Nun denke man ſich den Zuſtand der deutſchen Gerichtshöfe vom 6ten und den folgenden Jahrhunderten; auch noch einige Jahrhunderte zurük. Der Todtſchlag konnte, nach chriſtlichen Grundſätzen, nicht anders, als mit dem Tode beſtraft werden.

Die

die Hexereien, Zaubereien und das ganze Heer der dahin gehörigen teufliſchen Thorheiten wurden von Heiden und Chriſten geglaubt. Dieſe Verbrechen beunruhigten den Staat; und mußten alſo auch nach heidniſchen Grundſätzen hart, wo nicht mit dem Tode ſelbſt, beſtraft werden. Der heilige Pabſt Gregor beſtättigte die Todesſtrafe in dieſem Fall. Da die Anzeigen und Beweiſe, auf welche ſich die peinliche Unterſuchung im Hexenprozeß gründet, nur im Gehirn abergläubiſcher Leute ihren Grund haben: ſo konnten auch die Angeklagten natürlicher Weiſe keine Hexereien freiwillig geſtehen, weil ſie ein ſolches Verbrechen nicht verübt hatten. Was blieb in ſolchem Fall dem Richter übrig, als zur Folter zu greifen? Denn ohne dieſe wäre der Prozeß gar bald zu Ende geweſen. So lange es alſo Hexen und Zauberer und Hexenprozeſſe gegeben hat, wird auch die Folter im Gebrauch geweſen ſein. Und war gleich die Folter anfänglich nur für die Knechte beſtimmt: ſo lag doch ſchon in der Tyrannei des Pabſtes, und in der eingebildeten Gotteslaͤſterung bei der Hexerei der Grund, daß kein Stand leicht eine Ausnahme hierbei geſtattete.

Die Lage der damaligen Angelegenheiten, die Gerichtsverfaſſung, die Sitten und Denkungsart jener Zeiten machen es an ſich ſelbſt ſchon höchſt wahrſcheinlich, daß die Folter in Deutſchland ſo alt als die Hexenprozeſſe ſind. Man verbinde hiermit

die Zeugniſſe des kanoniſchen Rechtes; ſo wird man mir hoffentlich beipflichten, daß die Folter in Deutſchland bei den Hexenprozeſſen ſchon vor dem 6ten Jahrhunderte im Gebrauch geweſen ſei. Der Pabſt Gregor der heilige *) ſchrieb im Jahr 599 an einen gewiſſen Biſchof, Namens Januarius: daß er fleißig wider die Zauberer und Hexen predigen, und diejenigen, welche ſich durch ſein Bitten und Ermahnen von den Wegen des Teufels nicht wollten zurük rufen laſſen, mit brennendem Eifer angreifen, die Knechte prügeln und peinigen laſſen, die Vornehmern aber durch ſchikliche Gefängniſſe und Schmerzen des Leibes von dem ewigen Verderben der Seele befreien ſolle. — Ein Zeugniß, das völlig entſcheidend wird, wenn man damit eben dieſes Pabſtes anderweitiges Schreiben **) vom Jahre 601 an einen gewiſſen Notar, Namens Hadrian, vergleichet. In dem leztern bezeuget der heilige Vater ſeine Zufriedenheit über den frommen Eifer des Notars, mit welchem derſelbe die Hexenmeiſter verfolgt, und zur gerichtlichen Beſtrafung gezogen hatte. Er macht es ferner dem Notar zur Pflicht, wider einen jeden Zauberer und Hexenmeiſter, von welchem er etwas in Erfahrung bringen könnte, die allerſtrengſte Unterſuchung anzuſtellen, und gegen ſol-

che

*) Decr. P. 2. cauſſ. 26. qu. 5. c. 10.

**) Decr. P. 2. cauſſ. 26. qu. 5. c. 8.

ch Leute, als Feinde Chriſti, die unerbittlichſte Rache auszuüben. Hier haben wir mehr, als bloße Veranlaſſung zur Folter. Es iſt ein deutlicher Beweis, daß die Folter ſchon vorhin von dem Notar bei der Unterſuchung der Hexen und Zaubergeſchichten angewandt ſei; daß dieſe Verfahrungsart Widerſpruch gefunden; der Pabſt aber ſein Verfahren gebilligt, und ihn dabei geſchützt habe.

Wäre die Folter nicht in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche ſchon eingeführt worden; ſo hätte ja der Kirchenvater Auguſtin nicht ſchon im 5ten Jahrhunderte über die Ungerechtigkeit derſelben klagen können. *)

Sehr richtig ſagt la Brüyere in ſeinen Characteres t. II. p. 202. "Die Folter iſt eine bewundernswürdige ſichere Erfindung, einen Unſchuldigen von ſchwacher Leibesbeſchaffenheit zu ſchlachten, und einen Schuldigen von ſtarkem Nervenbau frei zu machen." Auf dieſe Bemerkung berufet ſich der Verfaſſer der Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politiſchen Zuſtand der Schweiz, **) wenn er unſerm großen Friedrich das verdiente Lob widerfahren läßt: daß Er mit ſeinem Beiſpiel dem übrigen Deutſchland in

der

*) de civit. Dei. l. 19. c. 6.

**) Wilh. Coxe an Wilh. Melmoth. Aus dem Engl. überſetzt. Zürich 1781.

der Abſchaffung der Tortur vorangegangen iſt. Er erzählt bei dieſer Gelegenheit die Anekdote, daß der preußiſche Monarch den erſten Wink zur Abſchaffung der Tortur durch das Leſen der engliſchen Geſchichte bekommen habe. Denn die ſtärkſte Empfehlung der Folter ſei immer geweſen, daß man ſie für das wirkſamſte Mittel gehalten, Verſchwörungen gegen den Staat zu entdekken. Der ſcharfſichtige Monarch habe aber aus den Jahrbüchern Großbritanniens bemerkt, daß wenige Reiche ſo viele Beiſpiele von Verſchwörungen und Aufruhr liefern, als England; und daß dennoch alle, ſelbſt die Rädelsführer und Meutmacher, glüklicher entdekt worden ſind, als in einem Lande wo die Folter im Gebrauch iſt; und hieraus habe er auf die Abgeſchmaktheit der Folter geſchloſſen. — Eine Anekdote, für deren Wahrheit der Verfaſſer bürget, und die aufbehalten zu werden verdienet.

In den Akten der Hexenprozeſſe heißt es öfters, daß die Hexen auf Ofengabeln, Beſen und dergleichen Inſtrumenten, in der Walpurgisnacht durch die Luft nach dem in unſerer Nachbarſchaft liegenden Brokken oder Bloksberg geritten ſind, um ſich daſelbſt mit ihrem Buhler beim Tanz und Schmauſe zu beluſtigen. *) Dieſe Fabel hat ſich in

*) Carpz. P. I. qu. 5. crim. Granz de def. reor. und andere erzählen mehr von ſolchen Brokkenreiſen.

in der hieſigen Gegend ſo allgemein erhalten, daß viele gemeine Leute ſolche für wahr halten, die Klügern aber des folgenden Morgens ihre guten Freunde im Spaß fragen: wie ſie ſich nach zurükgelegter Reiſe befinden? Man zeigt auf dem Brokken ſelbſt die Stelle, wo der Hexentanz gehalten wird, den Teufelsaltar, und die Teufelskanzel. Vom Rieſengebürge ſind ähnliche Erzählungen bekannt. In andern Gegenden Deutſchlandes, wo keine hohe Berge in der Nähe ſind, nennet man einen Hügel, einen hohen Baum, oder einen erhabenen Ort, wo ehemals Bäume geſtanden haben; wo eben dergleichen Teufels- und Hexentänze um eben dieſe Zeit gehalten werden ſollen. Dieſe allgemeine Volksſagen haben unſtreitig ihren Grund in der alten deutſchen Religionsverfaſſung.

Es iſt bekannt, daß die alten Deutſchen keine Tempel zur Verehrung ihrer Götter erbaueten. Auf den vorhin genannten Orten verrichteten ſie ihre gottesdienſtlichen Handlungen. Bei ſolcher Gelegenheit wurde geopfert, geſchmauſet, getanzt, und Gericht gehalten. Wahrſcheinlich haben die Cheruſker und Brukterer, welche auf und um den Harz wohneten, ehemals auf dem Brokken ihre Opfer verrichtet, Gericht gehalten, und dabei geſchmauſet und getanzt. Dieſe Opfer und Volksverſammlungen wurden alle Jahr einmal, und mehrentheils zur Frühjahrszeit gehalten.

Als

Als die chriſtliche Religion ſich in Deutſchland ausbreitete, ſah man dieſen heidniſchen Gottesdienſt als Werke des Teufels, als Abgötterei an. Die chriſtlichen Lehrer ſchilderten dem Volk den Teufel als einen gefährlichen und mächtigen Feind des menſchlichen Geſchlechts, der ſich ſichtbar und unſichtbar machen könnte, der an allen Laſtern und Schandthaten ein Vergnügen fände; dem alle Elemente zu Geboth ſtänden, um den Menſchen, Vieh, und allen lebloſen Kreaturen zu ſchaden oder zu nützen. Gerade ſo etwas bildeten ſich die Heiden von ihren Göttern ein. Bei einem ſo rohen und zum Aberglauben geneigten Volke, war alſo nichts natürlicher, als daß daraus eine ſolche Fabel entſtand, wie die vom Hexentanz und von der teufliſchen Zuſammenkunft auf dem Brocken. *)

Quedlinburg den 19ten Nov. 1783.

G. C. Voigt.

9. Ueber

*) Die Ausſagen der Weiber aber kamen von den Qualen der Folter, und bei einigen auch wohl wirklich aus der Einbildung. Sie hatten ſich zur Nachtzeit, mit feſtem Glauben dazu bereitet, und mit einer betäubenden Salbe beſchmiert, und fielen daher oft in Verzuckungen, während welcher ihre angeſpannte und kranke Phantaſie geſchäftig war. B.

9.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortſetzung; ſiehe April S. 351.)

Funfzehnter Brief.

Sie fragen mich nach dem hieſigen Zuſtande der Litteratur. Ich ſoll Ihnen aber ſicherlich nicht das erſt ſagen, was Sie ſo gut wie jeder Deutſcher wiſſen: daß Berlin zugleich Athen an Geiſt iſt, obgleich dabei voll Muth, wie Sparta war. Ich brauche Ihnen nicht das lange und ehrenvolle Verzeichniß der hieſigen Gelehrten hinzuſetzen; das mögen Sie im Hamberger-Meuſel nachſehen. Nur kurz muß ich Sie daran erinnern, welche Männer von Gewicht darunter ſind. Hier lebt der eine der erhabenſten, philoſophiſchſten und edelſten Dichter unſers Vaterlandes; hier der größte Geograph, den Europa, das heißt, die Welt kennt; die tiefſten und ſcharfſinnigſten Weltweiſen (Lambert und Sulzer trinken die Weisheit itzt ſchon aus reinern Quellen und in ſtärkern Zügen), und darunter Männer, die durch platoniſche Einkleidung die ernſte und ſchöne Weisheit Sokrates verbreiten; Geiſtliche, die zuerſt freiere Unterſuchung anfingen, verjährtes Vorurtheil von ewiger Wahrheit ſchieden, und Licht und Selbſtdenken verbreiteten; Kanzelred-

ner,

ner, deren Vortrag eben ſo reine Erleuchtung des Verſtandes, als wohlthätige Erwärmung des Herzens gebiert; Schulmänner von Gelehrſamkeit, und dabei richtigen Einſichten in Pſychologie und Pädagogik, und dabei praktiſchen Kenntniſſen und Fertigkeiten; feine und gründliche Kritiker in Werken der Wiſſenſchaften, des Geſchmacks und der Künſte; Künſtler in Statuen, mit dem Pinſel und der Radirnadel, Künſtler für Ohr und Herz, die Theorie und Praxis verbinden; Dramatiker, Chemiker, Aſtronomen, Naturhiſtoriker, Geſchichtforſcher, Aerzte, Rechtsgelehrte, Politiker, Staatsmänner, Mineralogen, Botaniker, Dichter, Anatomen, Mathematiker, Wundärzte, Philologen: die ganz Deutſchland verehrt, von denen Europa lernt, und die in ihren Fächern kaum ſonſt ihres Gleichen haben.

Und dieſer Ort — Heil ihm! — iſt keine eigentliche Univerſität, ſo wenig als Athen es in ſeinen blühenden Zeiten war. Die Wiſſenſchaften ſind hier nicht das Gewerbe eines Standes, ſie beſchäftigen mehrere Menſchen, und jeder einzelne Menſch beſchäftigt ſich mit mehrerem. Jene ſollen aber dadurch an Gründlichkeit verlieren, ſagt man. Es bedürfte nur der Antwort, ſie gewinnen dagegen an Ausdehnung. Doch läugne ich auch das erſte; und das Beiſpiel ſo vieler in ihrer Wiſſenſchaft großer und gründlicher Männer hinlänglich redet für mich.

Sie

Sie wiſſen, mein Freund, daß ich viele, und auch die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland kenne. Sie wiſſen, wie entzückt ich von einigen vorzüglich der letztern bin, und wie viele Männer daſelbſt ich Ihnen als Gelehrte und als Menſchen gerühmt habe. Es giebt allenthalben große Köpfe und edle Herzen, die ſich über ihre Lokalverhältniſſe und die Vorurtheile ihres Standes erheben. Allein dazu gehört ſchon eine gewiſſe Kraft, die nur das Antheil Weniger iſt. Beſſer für die Mehreren, wenn jene Verhältniſſe und Lagen gar nicht da ſind! Und daher, dünkt mich, ſind hier ſo viele Uebel gar nicht vorhanden, die den ruhigen unpartheiiſchen Zuſchauer anderwärts beleidigen, ihm bald ein bitteres, bald ein komiſches Lachen erregen, bald auch traurige Seufzer auspreſſen.

Der kleine Neid der Gelehrten unter ſich; die niedrigen Kunſtgriffe einander zu verdrängen, oder gar zu ſtürzen; die heimlichen ſchändlichen Kabalen, all dergleichen hat hier keine Veranlaſſung, keinen ſo nahen Zwek, und alſo auch faſt gar kein Daſein. — Die Wiſſenſchaften ſind hier nicht das Vermächtniß eines gewiſſen Standes oder Ordens; nicht das Ziel, wozu man nur durch die Bedingniß gewiſſer Lehrjahre und Formeln gelangen kann. Daher theilt man ſie freier mit, man ſorgt mehr für Popularität, und man findet hier beinah in allen Köpfen Begriffe verbreitet, die ſonſt faſt geheim und unzugänglich gehalten werden. Wahre, dem Men-

ſchengeſchlecht nützliche Kenntniſſe können nie ihren Nützen erreichen, wenn ſie nur das Eigenthum weniger Gelehrten ſind. Aber, wenn ſo wie hier, der Kaufmann, der Offizier, der Künſtler, der Gelehrte aus ganz andern Fächern, der Jüngling, der Greis in Aemtern, der Jude, der Chriſt, dieſe Kenntniſſe mitgetheilt bekommen; ſo können dieſe nur erſt würken, und weſentliche Vortheile hervorbringen. — Daher fällt hier auch die gewaltige Pedanterei weg, dieſer Vorwurf deutſcher Gelehrten, der ſonſt ihnen eigenthümlich ſchien, und womit hier faſt keiner mehr angeſtekt iſt. Alles ſchleift ſich hier mehr an einander ab, die Stände ſind vielfacher, der Umgang vermiſchter; und ſo kömmt man endlich zu dem geſunden Menſchenverſtande: Männer nicht zu verachten

— — in unſrer Wiſſenſchaft
Ungeübter Sinne, gerüſtet mit nützlichen Gaben
Die uns verſagt ſind, und mit Bürgertugenden.

Keiner ſetzt mehr ſo hohen, ja ausſchließenden Werth auf das, was Er weiß, daß er glauben ſollte, die Welt könne und müſſe ſich nur dafür intereſſiren.

Einer der wichtigſten Vortheile aber hievon iſt, daß faſt gar keine Gelehrte hier als bloße Gelehrte leben. Zwar weiß ich, daß manche das, was ich hier Vortheil nenne, wie den höchſten Schaden anſehen. Doch glaub ich, thun das nur unerfahrne Jünglinge, oder eingebildete Pedanten. Denn

kann

kann man, ſagen ſie, ganz ſeiner Wiſſenſchaft leben; das heißt aber nach meiner Meinung, dann ſteht man völlig iſolirt, weiß nichts von Welt und Menſchen, nichts von den Geſchäften und Verhältniſſen des Lebens, nichts von den Reſſorts des Staates, wozu man gehört, und auf den man doch zuweilen würken wollte. Dann wird man pedantiſch, weil man nur ein einziges Geſchäft treibt; und lebt in engen eingeſchränkten Begriffen, weil man alles nur von einer Seite anguckt. Selbſt in ſeinem Hauptſache bleibt man zurük, weil man nichts außer demſelben kennt, da doch alles verwandt iſt, alles Einfluß aufeinander hat, und nur der, der mehreres überſieht, auch das Eine gründlich erkennen kann. Wie ganz anders, wenn, wie in Berlin meiſtens der Fall iſt, die Gelehrten und vorzüglich die Schriftſteller ihre Wiſſenſchaft wie Nebenarbeit, wie bloße Liebhaberei treiben! Welcher Menſch hat nicht eine Lieblingsbeſchäftigung, zu der er nach geendigtem Beruf gern eilt, ſich auch zuweilen von dieſem wegſtielt, und ſo ſtets mit dem Eifer und der Wärme eines Liebhabers dazu kömmt. Man treibt Muſik, Blumenpflege, Gemäldeſammlen, Gartenbau, und dergleichen ſo; warum nicht auch aufklärende veredelnde Wiſſenſchaften? Dies allein ſichert vor Pedanterei, erweitert den Geſichtskreis, giebt richtigern Verſtandesblik, und macht größer und freier denken. — Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, daß im Ganzen alle Be-

ſoldungen hier geringe ſind, und man daher mehr Aemter zugleich übernimmt; ſchon das zwingt, um ſich zu ſehen, und vertreibt die Eingeſchränktheit des Kopfes. Als Gelehrter wird vollends hier keiner penſionirt, außer den Akademiſten; unter denen aber die wenigen Deutſchen wahrlich ſo geringen Gehalt bekommen, daß ſie ohne Nebenarbeiten nicht leben könnten. Junge Gelehrte, die (nach einem ſelbſterfundenen Ausdrukke) privatiſiren, und nur durch ſchriftſtelleriſche Handarbeiten ihren Unterhalt haben, deren es in Wien, in Leipzig, und ſonſt eine ſo große Menge giebt, findet man hier faſt gar nicht. — Muß es hingegen nicht die beſten Folgen haben, wenn Geſchäftsmänner, die in ihren Unterſuchungen zuweilen auf Gegenſtände ſtoßen, welche ſie der allgemeinen Aufmerkſamkeit werth halten, die Feder ergreifen, um über ſolche Punkte zu reden? Natürlich findet man in ihren Schriften keinen Bombaſt, oder Phöbus, keine affektirte Sprache, keinen jugendlichen Gernwitz, keine eitlen Prätenſionen; ſondern Männlichkeit, Ernſt, Würde, oder wenn die Materie Salz und Spott verlangt, doch immer feinen Weltton, und vernünftigen geſitteten Anſtand. Natürlich wollen ſolche Schriftſteller nicht dociren, ſondern wie in einer guten Geſellſchaft von aufgeklärten Köpfen, nur ihre Meinung über Gegenſtände, die ihnen wichtig ſind, vortragen; ſie wollen, daß man darüber rede, damit mehrere Köpfe ſich dabei

beſchäf-

beſchäftigen, dieſe Materien mehr in Umlauf kommen, und endlich die Wahrheit, der freie Unterſuchungsgeiſt, und die allgemeine Aufklärung dadurch gewinnen. — —

Sechszehnter Brief.

Ein Gelehrter iſt hier nicht ein ſo ſeltnes Wunderthier, daß die neue Erſcheinung eines ſolchen hier alles in Aufruhr brächte, und jedermann ſich herzudrängte, gleichſam um etwas zu ſehn, das er noch nie geſehn hätte. Ein Schriftſteller iſt hier nicht die ehrwürdigſte Kreatur auf Gottes Erdboden; denn man weiß hier ſehr wohl, daß man ſtark und groß noch durch ganz andre Dinge würken kann, als durch ſchwarz auf weiß gedrukte Verſe oder Proſa. — So iſt es freilich in der ganzen übrigen vernünftigen Welt auch; nur mit dem Unterſchiede: daß anderwärts doch die eigentlichen Gelehrten, nämlich die ſalarirten und die privatiſirenden, wirklich die Wunderſeltenheit und die Ehrwürdigkeit ihres Gleichen glauben; hier aber Niemand. Das hat ſchon manchen Dichterling, Magiſter, und Rezenſenten aus der Fremde hier verdroſſen. Er trat ins Zimmer, und alle Augen waren nicht ſogleich auf ihn gerichtet; man ließ ihm Zeit, ſich erſt zu beſinnen, ſtatt ihn gleich mit Lobſprüchen zu überſchütten; ja man glaubte wohl gar, er ſei eben ſowohl gekommen, zu hören als zu reden, zu lernen als

zu lehren, zu ſehen als ſich zu zeigen. Er fand angeſehene Männer, die ſeinen Roman, ſein Drama, ſeine Kritiken nicht einmal dem Namen nach kannten; andere, die ſeine Schriften kannten, ſie geleſen hatten, aber doch ohne Entzückung mit ihm ſprechen konnten.

Hingegen findet der wahre Gelehrte hier wahre nicht grimaſſirte Achtung bei allen Männern von Verſtande und Aufklärung, das heißt bei dem mehreſten Theile der hieſigen Einwohner. Hier verſchaft der Titel Gelehrter, wie anderwärts Geld oder ſechszehn Ahnen, den Zutritt in die beſten Geſellſchaften, Umgang in den vornehmſten Häuſern, Siz an den Tafeln der Miniſter, und ſelbſt der Königinn. Kein Menſch findet es ungewöhnlich, noch weniger widerſinnig, Generale, Geſandte, Staatsmänner, Miniſter, Prinzen mit ſimpeln Gelehrten an öffentlichen Orten freundlich und vertraut reden, und mit ihnen ſpatzieren gehen oder fahren zu ſehen. Wie viel der hieſigen Gelehrten, auch der Deutſchen hat nicht ſchon der König rufen laſſen, um ſie perſönlich kennen zu lernen, und zu ſprechen! Viele von der Akademie ſpricht er jedesmal, wenn er hier iſt. Werden Hofmeiſter und Erzieher für die jungen Zweige der fürſtlichen ja ſelbſt des regierenden Hauſes geſucht; ſo iſt man ſchon längſt über die Grille weg, die noch rund in der Nachbarſchaft herrſcht, nur Adeliche dazu zu nehmen; man ſucht darnach unter den Gelehrten.

Man

Natürlich aber verſteht man bei allen dieſen Gelegenheiten unter dem Namen Gelehrte, nicht ſchriftſtelleriſche Müſſiggänger, eitle junge Köpfe, eingebildete Pedanten und dergleichen; ſondern Männer, die mit Kenntniß und Gelehrſamkeit auch Geſchmak und Feinheit verbinden, die in mehrern wichtigen Wiſſenſchaften bewandert ſind, und Aufklärung genug beſitzen, um die Maſſe gemeinnütziger Wahrheiten theils zu vergrößern, theils zu verbreiten.

Sie können denken, wie viel der Gelehrte hier bei ſolcher edlen Achtung, bei ſolchem Umgange gewinnt. Er lernt etwas mehr von den Maſchinen kennen, wodurch das große Ganze unſrer politiſchen Welt regiert wird; er verliert ſeine kleine Eingeſchränktheit, und gewinnt an Lebensart und Anſtand. Vorzüglich ſchwindet bei ihm das ſklaviſche Anſtaunen der großen Welt, die ſo viel Gelehrte nur vom Hörenſagen durch die dritte Hand kennen; der niedrige Knechtesſinn, worinn ſie ſich wohl gegen die Vornehmen dieſer Erde zu halten pflegen; und das Gefühl der Unmöglichkeit, je dieſen blendenden Sonnen gerade ins Antlitz ſehen zu dürfen. — Auf der andern Seite gewinnen aber auch die höhern Stände dadurch ungemein. Woher ſind hier die Vornehmſten des Staats ſo human, warum lieben und ſchätzen ſie Freiheit im Denken, Reden und Schreiben, woher verlangen ſie keine Art höfiſcher Unterwerfung, kein Aufpaſſen in ihren Vorzimmern, keine für freie Menſchen ſchimpfliche Ceremo-

nie der Begrüßung; woher alles das anders, als weil ſie mit dem ächten Geiſte der Wiſſenſchaften, der wahren Aufklärung, und der dadurch bewürkten freiern und edlern Denkungsart vertraut geworden ſind? Wie viel aus der Fremde, oder aus den Provinzen hiehergekommene Gelehrte, Künſtler, Geiſtliche, Geſchäftsmänner u. ſ. w. hörte ich mit Entzükken davon reden: wie unglaublich und unerwartet gnädig dieſer und jener Herr, welcher Chef des Departements war, in dem ſie arbeiteten, ſie aufgenommen hätte. Das waren ſie in ihrer Heimath nicht gewohnt. Hier aber iſt man es ſo gewohnt, daß man die Erzählungen ſolcher Fremden von dem entgegengeſetzten Betragen ihrer Obern für Fabel hält; z. B. daß ein Titularfürſt bei ſeiner Tafel ſich beſonderes beſſeres Eſſen und Trinken bringen läßt, indeß ſeinen gelehrten Gäſten beides ſchlechter vorgeſetzt wird; daß ein Kurator der Univerſität ſeine Profeſſoren ſitzend empfängt, ſie mit Er anredet, und ihnen keinen Stul bietet. Man wundert ſich hier, wie Staats- und Hofmänner ſo ungezogen ſeyn können; aber noch mehr erſtaunt man, wie Menſchen, die ſich nicht ſchämen, ſich Gelehrte zu nennen, dergleichen Begegnungen ruhig ertragen können. Hier hingegen, wo der Gelehrte öfter mit Staatsmännern umgeht, und ſelten unmittelbar von ihnen abhängt, iſt er wie ein edlerer Freund des Hauſes, wie ein geehrter Gaſt des Tiſches. Gelehrte reden hier mit der Freiheit, die Aufklärung

und

und Wiſſenſchaften geben; mit der Würde, die nicht Ordensband und Adeldiplom, ſondern Gott verleiht. Und ſo lernen die Groſsen die Maſſe von Ideen kennen, die in den Köpfen der feinſten und freieſten Denker lebendig ſind; und wie wäre es möglich, daß nicht vieles davon auf ſie wirken, ſie ſich manches unvermerkt zu eigen machten? Auch findet man durchgehends: daß diejenigen, welche unabhängige Gelehrte öfter zu ſich kommen laſſen, edler, und freier in ihrer Denkungsart, und dabei gröſsere Unterſtützer der Aufklärung ſind, als die welche nur die ihnen untergeordneten Geſchäftsmänner ſehen.

Eine Sache von groſser Wichtigkeit ſcheint mir noch dies: Daß wenn jemand gut findet, in einer gemeinnützigen Wiſſenſchaft hier Vorleſungen zu halten, er es thun kann, und er Zuhörer aller Stände und alles Alters bekömmt. Das war es, was das Alterthum, und vorzüglich Athen ſo ſehr auszeichnete, wo die erſten Männer der Republik gerne mit den Weiſen des Landes umgingen, ſich willig unter die jungen Lehrlinge miſchten, und überzeugt waren, daß ihr Stand, ihr Verſtand, und ihr Herz geehrt ward, wenn ſie öffentlich ihre Verehrung gegen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, und ihre Lernbegierde zeigten. In viel kleineren Oertern Deutſchlands würden Menſchen in viel unbedeutenderen Aemtern ſich gleichſam ſchämen, der Welt zu ſagen, ſie wüßten manches noch nicht, ſie müßten noch lernen. Aber hier haben einzelne Gelehrte angefan-

gen, über Phyſik, Chemie, Aſtronomie, Anatomie, Hiſtorie, deutſche Sprache, ſchöne Wiſſenſchaften, Mathematik, ſelbſt über griechiſche Dichter zu leſen, und ihr Auditorium iſt zahlreich, und gemiſcht. Offiziere, Geheime Räthe, Kaufleute, Künſtler, Geiſtliche, obere Schulmänner, Geſandten, Grafen, Rentenicre, junge Juden, ſelbſt Miniſter ſitzen durcheinander; und einige Vorleſungen werden auch von Frauenzimmern beſucht. Vor ſolchen Zuhörern beeifert ſich natürlich jeder Gelehrte, ſollte er auch noch ſo viel Hang zur Pedanterei ſonſt haben, nur das Edle wirklich Wiſſenswerthe ſeiner Wiſſenſchaft vorzutragen. Der lehrbegierige Geiſt ſolcher Zuhörer zeigt ſich auch auf ganz andern Seiten, als bei dem oft rohen Haufen der deutſchen Studenten, die aus Pflicht in die Kollegia laufen. In ſolcher Geſellſchaft, die ſo gemiſcht hier zuſammenkömmt, wie zur Gottesverehrung in einer Kirche, hat jeder Achtung vor dem andern. Der Stolz der Stände ſchleift ſich durch ſo ein gemeinſchaftliches Band etwas gegeneinander ab. Vor und nach der Stunde befragt manchmal ein Mann vom höchſten Stande einen vom niedrigſten, den er als fleißig und geſchikt dort hat kennen lernen, um einzelne von ihm verſäumte oder nicht genau bemerkte Punkte des Vortrages. Und endlich empfangen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, Docenten und Gelehrte dadurch den würdigſten Tribut von Hochachtung. Nur bei ſolcher Verbreitung derſelben unter den Weltleuten,

läßt

läßt ſich etwas Großes von ihrer Würkung hoffen: Aufklärung und freie Denkungsart wird dadurch allgemein, und ſelbſt in Geſetzen und Staatseinrichtungen ſichtbar.

(Die Fortſetzung folgt.)

10.

Brief aus Boſton.

Boſton den 9ten December 1783.

Itzt, mein lieber Freund, fühle ich mich wieder froh und glüklich auf feſtem Lande, und mit Vergnügen eile ich daher Ihnen zu ſchreiben. Einen langen Sommer habe ich auf der See verloren; aber itzt ſchöpfe ich hier bei ſchönen Herbſttagen eine geſunde friſche Luft, in einem Lande, wo jeder Hügel reitzende Ausſichten gewährt, wo man von dem höchſten derſelben hundert andre, durch Thäler geſondert, überſieht, und wo Bäche und Heerden und Gebüſche und ferne Städte und Seebuſen maleriſch abwechſeln.

In den meiſten Ländern findet man entweder Getreide, zur Nahrung und Kleidung, oder Vieh, zu denſelben Bedürfniſſen; und faſt immer beides, doch in ungleichem Maaße. Hier wird nicht genug Getreide gebaut, und man kauft es aus der Fremde; aber Vieh iſt hier in Ueberfluß, und wird auch ausgeführt. Das dritte nothwendige Bedürfniß für

Men-

Menſchen iſt die Wohnung; und die vielen Wälder hier liefern Holz zu Häuſern und zu Schiffen. Der Ueberfluß deſſelben macht natürlich, daß von hier auch Schiffe und Häuſer an Fremde verkauft werden. Balken, Bretter, u. ſ. w. werden in Schiffe geladen und verfahren. Ehemals wurden ganze Häuſer hier grob gebaut, dann auseinander genommen, und nach den weſtindiſchen Inſeln eingeſchift.

Die Nahrung des Landmanns iſt ſehr einfach auf dieſen nördlichen Küſten. Es giebt hier wenig Gelegenheit für ihn, reicher zu werden, als ſeine Nachbaren ſind. Außerdem iſt Jeder Herr ſeines Akkers, ſtatt daß bei uns (in Holland) die Bauern den ihrigen oft nur in Pacht haben. Aus allen dieſen günſtigen Umſtänden entſpringt hier eine glükliche Gleichheit unter allen Landleuten, welche man ſonſt wenig antrift. Es iſt kein Unterſchied zwiſchen den Ständen, als daß man Jemand, was er auch ſonſt für Berufsgeſchäfte treibe, der nur etwas manierlich iſt und ſich nach der Stadtweiſe kleidet, Gentleman nennet. Die Mitglieder des Kongreſſes, die unſern Generalſtaaten gleich ſind, nennen ſich bloß Gentleman. Einer derſelben begegnete mir unterwegs, und ſprach ſehr vertraut und auf völlig gleichem Fuße mit dem Gentleman meinem Fuhrmann, der in der That auch Gentleman-mäßig ausſah, und ſehr wohl unterrichtet war. — Aber dieſe Gleichheit, ſo glüklich ſie auch auf einer Seite iſt, verleitet auf der andern die Leute zu einem Aufwande, den ſie

ſamm

kaum beſtreiten können. Die Kleidung iſt freilich das erſte, was uns von Jemandes Umſtänden unterrichtet. Aber die Kleiderpracht der Amerikaner, vorzüglich der Frauenzimmer, iſt im Ganzen ſo thöricht, daß ich meinen Schneider und meine Nähterin niemals ohne Lachen anſehn kann. Anfangs konnte ich es gar nicht glauben, daß Demoiſellen zu Pferde, mit ſchwarzen ſeidenen Kaleſchen auf dem Kopfe, in den großen Körben die auf beiden Seiten am Sattel hingen, Kohl und Kartoffeln zu Markte brächten. Das gute Beiſpiel, womit die Verſtändigſten hierin vorgehn, ſcheint von geringem Einfluß zu ſein. Des Gouverneurs und Vicegouverneurs Frauen kleiden ſich bürgerlich; und als ich mit meinem Schifskapitän Herrn Aderſon einen Beſuch in dem Rath machte, fand ich alle Herren ſo ſimpel als möglich in ihrem Anzuge. Dieſe Gleichheit der Stadt- und Landbewohner verbreitet hier auch die böſen Sitten der Stadt viel ſchneller auf das Land, als bei uns. Der Bauer trinkt Vor- und Nachmittags Kaffee und Thee durcheinander, hat mancherlei Arten Fleiſch auf ſeinem Tiſche, ſchläft auf Federn in großen Betten; kurz, jeder genießt ungefähr in gleichem Maaße die Bedürfniſſe des Lebens, die hier aber eingeſchränkter und einfacher als bei uns ſind.

Des Morgens verſammelt ſich die Familie beim gemeinſchaftlichen Kamin zum Frühſtük. In demſelben Zimmer bleibt die Frau den Vormittag über,

um

um die Haushaltung zu beſorgen, und der Mann um zu ſchreiben oder zu arbeiten. Dahinein kömmt ein Jeder, um von Sachen zu ſprechen, ohne ſich ſelbſt vor Unbekannten in Acht zu nehmen. Man tritt in die Hausthür, wenn ſie auf einen leiſen Schlag nicht geöfnet worden iſt, und klopſt an die Thür dieſes Zimmers. Zu Mittag ſieht man die Frauen bloß im Eßſaal. Sie ſitzen alle zuſammen, und zwar oben am Tiſche. Der Hausherr ſpricht laut ein kurzes Gebet, ſo auch nach dem Eſſen. Dann erſt kömmt ein Deſſert von Früchten, Nüſſen, u. ſ. w., und die Damen gehen weg. Man iſt fröhlich, und öfnet ſein Herz über hundert Dinge. Nachmittags halten die Damen ſtarken Theetiſch. Man bleibt zu Abend ohne Umſtände zu einem leichten Abendeſſen, nachdem man zuweilen drei oder vier Rubbers Whiſt, doch nicht um Geld, geſpielt hat.

Die Aufwartung geſchieht meiſtens durch Neger. Doch hat Miſtreß Hancok mir mehr als einmal ſelbſt ihre Hausthür geöfnet; und die Sorge, bei Tiſch ihre Gäſte gut zu bedienen, iſt gleich groß bei allen Damen. Außer den Negern dienen auch Mädchen, vielleicht weil die Negerinnen den Frauen nicht gefallen. Mehr als einmal hab ich ein ſolches Mädchen für die Tochter vom Hauſe angeſehn; ſo gehn ſie gekleidet.

Im Allgemeinen bemerke ich hier einen Hang alles gemächlich zu thun, welcher einem Holländer ſehr auffallen muß. Fordert man etwas, ſo iſt die

gewöhn-

gewöhnliche Antwort: by and by (bald). Für übermorgen ſorgen Wenige, und die Meiſten bloß für den heutigen Tag. Die Armen werden durch die Gemeinden unterhalten, alle übrigen leben wohl. Man ſchläft hier ſehr lange, von zehn oder elf bis ſieben oder acht. Die Größe ihrer Beſitzthümer erlaubt dieſe Unthätigkeit. Bei uns leben Viele von einem Stükchen Landes, hier Wenige von großen Feldern. Aus dieſem Hange zur Gemächlichkeit entſpringen Sanftmuth und Friedfertigkeit. Die Menſchen ſind hier in der That faſt alle glüklich. Aber das, wodurch ſie es hier ſind, würde keinen Europäer glüklich machen können. R.

II.

Litterariſche Anfrage.

Das kleine Buch: Opuſcula philoſophica, quibus continentur principia Philoſophiae antiquiſſimae & recentiſſimae ac Philoſophia vulgaris refutata. Amſtel. 1690. 12., wird häufig in den Verzeichniſſen ſeltener Bücher, als ein nicht leicht vorkommendes, merkwürdiges und paradoxes Werk angegeben; und die beiden lezteren Eigenſchaften zeigen ſich auch darin, wiewohl in manche Dunkelheit gehüllt, zur vollen Genüge. In dem ehemaligen hannöverſchen Journal: monatlicher Auszug aus allerhand neu herausgegebenen Büchern, Monat April 1701, S. 20, heißt es: Die engliſche Gräfin ſchreibt in den *Opuſculis philoſophicis*, u. ſ. w. und in der hierunter geſezten Anmerkung wird geſagt: Dieſe Dame iſt eine Gräfin von Con-

na-

naway und des Kanzlers Heneage Finch Schweſter geweſen, wie man ſich erinnert, von dem Herrn Helmont vernommen zu haben. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Anzeigen von Leibniz herrühren, als welcher an dem genannten, von Joh. Ge. Eckard beſorgten Journal vielen Antheil gehabt hat; und eben derſelbe ſchreibt in einem Briefe an Th. Burnet (Opp. Tom. VI. p. 233.) Il (Helmont le fils) a été Ami particulier de Mad. la Comteſſe de Ronnaway, & il me conta l'hiſtoire de cette Dame extraordinaire. Auch der Herausgeber und Vorredner des Buchs ſelbſt, höchſt wahrſcheinlich der jüngere Helmont (Franz Merkur v.) ſagt: daß es das Werk einer engliſchen Gräfin ſei, daß dieſelbe mit einem großen philoſophiſchen Scharfſinn eine ausgebreitetere Kenntniß der lateiniſchen und griechiſchen Litteratur verbunden habe, und daß das Buch aus einem Theil ihrer hinterlaſſenen vielen, aber faſt durchgehends ſehr unleſerlichen Handſchriften ins Lateiniſche überſetzt worden. Reimmann will geleſen oder gehöret haben — denn ſelbſt war er wohl freilich nicht der Mann, dies beurtheilen zu können — daß Leibniz manche Keime ſeines philoſophiſchen Syſtems in den Opusculis gefunden und ſich zu Nutzen gemacht habe.

Man wünſcht, vermittelſt der Berliniſchen Monatsſchrift, von einem genauern Bücherkundigen und Kenner der engliſchen Gelehrtengeſchichte zu erfahren: ob irgendwo von dieſer dem Anſehen nach ſo ſehr vergeſſenen, und doch, nach Leibnizens Nachrichten und Zeugniß, ſo außerordentlichen Frau etwas Näheres und Umſtändlicheres, ihre Perſon, Geſchichte und Autorſchaft betreffend, zu finden ſei?

B.

Berliniſche Monatsſchrift.

1784.

Sechſtes Stük. Junius.

I.

Die Vergötterung.

Horazens dritte Ode des dritten Buchs.

v — v — v — vv — vv
v — v — v — vv — vv
v — v — v — v — v
— vv — vv — v — v

Den Mann, der ſtandhaft bey der Gerechtigkeit
Verharrt, erſchüttert frevelnder Bürger Troz
Vergebens, drohender Tyrannen
Anblick vergebens, vergebens Auſter,
Der allgewaltſam Adrias Sund empört;
Auch nicht der Keil des mächtigen Donnerers;
Ja, bräch' und ſtürzte dieſer Weltbau,
Schreckenlos träfen ſein Haupt die Trümmer.

Durch dieſe Tugend ſchwang ſich der irrende
Alcides, ſchwang ſich Pollux zur Sternenburg;
Zu denen nun Auguſt ſich lagert,
Strahlend von Antlitz, und Nektar trinket.

Durch dieſe groß, zog Bacchus mit Tiegern aus,
Zwang nie gebeugte Nacken ſein Joch zu ziehn;
Durch dieſe floh mit ſeines Vaters
Wagen und Roſſen Quirin den Orkus;

So bald im Rath der Götter Saturnia
Willfährig anhub: „Ilion! Ilion!
„Ein buhleriſcher Richter legte
„Dich in den Staub und ein fremdes Ehweib;

„Dich, mir verbannt, ſeit um den bedungnen Lohn
„Laomedon die Götter betrog, — verbannt
„Mit ſeinem Volk und lügenhaften
„Könige mir und der keuſchen Pallas.

„Nun der verruchte Gaſt der Lacäniſchen
„Schamloſen nicht mehr prunkt, das meineidige
„Haus Priams nicht mehr der Achiver
„Tapfre Phalangen mit Hektors Speer würgt,

„Der Krieg, den unſre Fehden verlängerten,
„Nicht weiter forttobt: will ich den ſchweren Groll,
„Und den gehaßten Enkel, jener
„Troiiſchen Prieſterinn Kind, gefällig

„Dem

„Dem Mars erlaſſen; will ihn die Wohnungen
„Des Lichts betreten, Theil an dem Nektarmahl
„Ihn nehmen ſehen, und den ewig
„Seligen Göttern ihn einverleiben.

„Trennt nur ein weites Zwiſchenmeer Ilion
„Und Rom: ſo herrſch' es glücklich, das Pilgervolk,
„In jedem Welttheil! Stampft das Vieh nur
„Paris und Priamus Grabeshügel,

„Und birgt das Wild dort ſeine Brut ungeſtört:
„So mag es ſtehn, das donnernde Kapitol;
„So wanke Rom nie, triumphirend
„Geb' es Geſetze dem fernen Meder;

„Verbreite furchtbar bis an das äußerſte
„Geſtade ſeinen Namen, da, wo Neptun
„Vom braunen Libyer Europen
„Trennt, und der ſchwellende Nil die Flur düngt;

(„Rom, welches Gold — das beſſer der Erde Bauch
„Verſchleußt — großherzig lieber verſchmäht, als frech
„Mit tempelräuberiſchen Händen
„Menſchen zum Brauch und zum Mißbrauch umſchafft;)

„Bis an der Erde Riegel und Gränze trag'
„Es ſeine Waffen; daß es erfahre, wo
„Der Himmel ewig Flammen ſprühet,
„Ewige Nebel und Regen ausſtrömt.

„Doch wiſſt, dem wackern Volke Quirins verkünd'
„Ich ſein Geſchick mit dieſem Beding': Es bau'
„Aus Kindeslieb' und Selbſtvertrauen
„Nimmer die Warten und Thürme Trojens!

„Will Trojens Unſtern, daß es ſein Haupt erhebt,
„So wartet ſein ein ſchrecklicher Untergang,
„So führ' ich ſelbſt die Sieger an, ich,
„Jupiters Ehegemahl und Schweſter.

„Steigt dreymahl ſeine Mauer aus Erz empor
„Durch Phöbus Hand: ſo ſoll mein Argiviſch Heer
„Sie dreymahl ſtürzen, die Gefangne
„Dreymahl um Gatten und Kinder heulen.“

Nein! dieß geziemt der ſcherzenden Leyer nicht.
Wohin geräthſt du, Muſe? Laß ab, ſo kühn
In niedern Tönen hohe Dinge,
Reden der Himmliſchen, nachzuſingen.

Anmerkungen.

Horaz mußte in die Oden auf den Auguſtus nothwendig die öffentlich anerkannte Vergötterung deſſelben hineinbringen. Er thut dieſes auf eine Art, die weder ihn ſelbſt noch den Auguſtus ſchamroth machen durfte: er ſetzt ihn nämlich im Vorbeygehen unter die vergötterten Heroen, und macht eine ſolche Ausſchweifung in die feyerliche Aufnahme des erſten Römiſchen Königes, wodurch Rom und Auguſtus vorzüglich erhoben werden.

V. 1. Den Mann, der ſtandhaft bey der Gerechtigkeit verharrt.) Ein weiſer Dichter rühmt ei-

nen Helden, der werth iſt unter die Götter aufgenommen zu werden, nur wegen ſeiner Gerechtigkeit, und wegen des tapfern Muthes, womit er einen gerechten Vorſatz ausführt: ein Lob, welches Horaz dem Auguſtus ſchuldig war. In der erſten Satire des zweyten Buchs (Bücher, die vor den Büchern der Oden geſchrieben ſind) läßt er ſich von dem Trebatius erinnern, den ſiegreichen Cäſar Auguſtus zu beſingen; und nachdem er ſich entſchuldigt hat, daß es nicht einem jeden gegeben ſey, das Getümmel der Schlachten zu beſchreiben, läßt er den Trebatius fortfahren:

Aber du kannſt ihn ja ſchildern als einen Gerechten und Tapfern,
Wie der kluge Lucil den Scipiaden. — Das werd' ich,
Wann die Zeit es erheiſcht; denn nur zur gelegenſten Stunde
Schleicht ſich vom Flaccus ein Wörtchen in Cäſars horchendes Ohr ein;
Uebel geſtreichelt, ſchlägt er dir aus, daß niemand ihm ankömmt.

In dieſer Ode hält Horaz ſein Verſprechen.

V. 2. 3. Erſchüttert frevelnder Bürger Trotz vergebens, drohender Tyrannen Anblick vergebens.) Dieſes iſt der beſtändige Charakter der Römiſchen Helden geweſen, wovon wir in ihrer Geſchichte häufige Beyſpiele finden. Auguſtus, der überhaupt ſeine Entſchlüſſe, Trotz aller Hinderniſſe, durchgeſetzet hatte, konnte dieſes allgemeine Lob ſehr wohl auf ſich deuten. Der aufrühriſchen Veteranen hier nicht zu gedenken, deren Trotz er brechen mußte, ſo hatte er ſchon in der Jugend den Großen tapfern Widerſtand gethan. Antonius erwies ſich nach Cäſars Tode als einen uneingeſchränkten Gebieter, und hatte als Konſul ſeine beiden Brüder, deren einer Prätor, der andere Tribun war, zu Gehülfen. . . . Als der junge Oktavius nach Rom kam, Cäſars Erbſchaft anzutreten, beſchimpfte er ihn deswegen mit Worten und Thaten, und drohte ihm ſo gar, ihn ins Gefängniß werfen zu laſſen. . . . Als der Jüngling aber Mittel fand, ſich dem Senat zu empfehlen,

pfehlen, auch das Volk auf ſeine Seite zu bringen wußte, ja gar aus den Pflanzſtädten eine Menge Soldaten zuſammenzog, jagte er dadurch dem Antonius eine ſolche Furcht ein, daß dieſer im Kapitol eine Unterredung mit ihm anſtellte, und ſich wieder mit ihm ausſöhnte.

V. 4. 5. Vergebens Auſter, der allgewaltſam Adrias Sund empört.) Auſter, der Südwind, wird hier zu einer Perſon, zu einem Gotte gemacht. Bey dieſer Beſchreibung des ſtürmiſchen Meeres wird den meiſten Leſern der Römiſchen Geſchichte zuerſt Julius Cäſar einfallen, der nach Brundiſium in einem Spähſchiffe fuhr, zu ſehen, warum ſeine Truppen zurückblieben, und der, als der gewaltige Sturm ſeinen Steuermann in Schrecken ſetzte, zu ihm ſagte: Fürchte dich nicht! du führſt Cäſarn. — Doch Auguſtus konnte ſich in dieſer Schilderung gleichfalls erkennen. Nach der Schlacht bey Aktium gieng er aus den Winterquartieren nach Italien, den Aufruhr der Soldaten zu ſtillen, wobey er zweymahl einen heftigen Sturm auszuſtehen hatte; und jedesmahl einige liburniſche Schiffe einbüßte. Das Schiff ſelbſt, worin er fuhr, verlor Segel, Taue und Ruder. Suetonius im Leben des Auguſtus, 18. Kap. Ja, ſchon in ſeiner erſten Jugend, als Cäſar nach Spanien wider die Söhne des Pompejus ausgezogen war, folgte er ihm, als er kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen war, durch die von Feinden beſetzten Wege mit geringer Begleitung nach, und litt dabey Schiffbruch, ſetzte ſich aber bey Cäſarn in großen Kredit, welcher aus der Eilfertigkeit, womit er dieſe Reiſe gethan hatte, ſeinen Charakter zeitig ſchätzen lernte. Ebendaſ. 8. Kap.

V. 6. Auch nicht der Keil des mächtigen Donnerers.) Die Leſer Homers gedenken hiebey ſogleich an den tapfern Diomedes. Dieſer zog gegen Hektorn aus, obgleich Jupiter einen Wetterſtrahl vor ſeine Roſſe herabſchoß, daß eine gräßliche Lohe brennenden Schwefels aufloderte, und die Roſſe zitterten, und Neſtorn, ſeinem Begleiter, die Zügel entfielen. Neſtor lenkt endlich den Wagen um, Hektor folgt ihnen mit lautem

Hohn

Hohngeſchrey nach. Dreymahl will Diomedes wieder zurück, und dreymahl donnert Jupiter vom Ida herab, den Trojanern ein Zeichen des wechſelnden Sieges. Iliade, 8. Doch auch die Eigenliebe des Auguſtus konnte den allgemeinen Spruch des Poeten auf ſich deuten. Im Kantabriſchen Kriege ſetzte er ſeinen Marſch fort, ungeachtet der Donner in ſeine Sänfte ſchlug, und den vorgehenden Fackelträger tödtete. Suetonius 29. Kap.

V. 7. Ja bräch' und ſtürzte dieſer Weltbau.) Das Gebäude des Himmels iſt, der ſinnlichen Vorſtellung nach, ein feſtes, ein azurnes, oder, wie Homer es nennt, ein ehernes Gewölbe, welches, wenn es brechen und fallen ſollte, mit ſeinen Trümmern den Gerechten erſchlagen würde.

Man bemerke hier die Steigerung der Ideen: ein aufrühriſches Volk, ein drohender Tyrann, der tobende Sturm auf dem Meere, der donnernde Jupiter, eine zerberſtende Welt.

V. 9. Der irrende Alcides.) Irrend iſt ein ſogenanntes beſtändiges Beywort des Herkules, der die Welt durchzogen hatte, Tyrannen und Ungeheuer auszurotten.

V. 10. Schwang ſich Pollux zur Sternenburg.) Pollux, ein Sohn Jupiters und der Leda, einer Gemahlinn des Tyndarus, begleitete die Argonauten, die nach Kolchis ſchifften, das goldene Vließ zu erobern. Auf dieſem Zuge tödtete er den Amykus, einen Sohn Neptuns, im Ceſtuskampfe, und rächte dadurch den Tod der vielen Fremdlinge, die der Tyrann bisher auf einen ſolchen Kampf herausgefodert und erſchlagen hatte. Mit ſeinem geliebten Bruder Kaſtor theilte er ſeine eigene Unſterblichkeit. Beide Brüder verehrte man am Himmel, unter dem Namen der Zwillinge, als wohlthätige Götter der Schiffleute: weil ſich auf ihrer Fahrt nach Kolchis die entzündeten Dünſte, die man Schiffsfeuer nennt, und für Anzeichen einer glüklichen Schiffahrt hielt, auf ihre Helme geſetzet hatten.

V. 12. Auguſt . . . ſtrahlend von Antlitz.) Virgil in der fünften Ekloge ſagt eben dieſes vom Daphnis, unter deſſen Namen Cäſar verſteckt liegt:

Daphnis, voll Glanz, bewundert den neuen olympiſchen Wohnſitz.

Wegen dieſes Glanzes, welchen man den vergötterten Helden zuſchrieb, bildete man ſie mit Strahlenkronen ab, gleich dem Sonnengotte Apollo. In einer ſolchen Strahlenkrone war, dem Suetonius zufolge, der junge Auguſt ſeinem Vater im Traum erſchienen, als dieſer in Thracien im Haine des Bacchus nach dem Schickſale dieſes ſeines Sohnes das Orakel befragt hatte. Ja, wie eben derſelbe Schriftſteller erzählt, gab man den Auguſtus ſelbſt für einen Sohn des Apollo aus, wegen einer ſonderbaren Begebenheit, die ſich mit ſeiner Mutter Atia zehn Monate vor ſeiner Geburt im Tempel des Apollo zugetragen hatte. Des Traumes nicht zu erwähnen, welchen ſein Vater gehabt hatte, dem es vorgekommen war, als ob ſeine Gemahlinn eine Sonne zur Welt brächte. Auch erzählt Vellejus Paterkulus als etwas merkwürdiges, daß man bey des jungen Auguſtus Ankunft in Rom, als er ſeines Großoheims Erbſchaft antreten wollte, über ſeinem Haupt einen farbigen Zirkel geſehen habe, der von der Sonne ihm gleichſam zur Krone gebildet worden. Röm. Geſch. II. 59. Wunderzeichen genug, den Auguſt noch bey Lebzeiten zu vergöttern, und für einen Dichter Urſachen genug, ihm ein ſtrahlendes Antlitz zuzuſchreiben. Die beiden lateiniſchen Wörter os purpureum, die Horaz hier gebraucht hat, haben, wegen ihrer Zweydeutigkeit, noch andere Auslegungen erhalten. Die meiſten haben einen von Natur purpurrothen Mund, andere einen Mund, den der rothe Nektar gefärbt hat, noch andere ein Geſicht darunter verſtanden, wie man den Götterbildern zu geben pflegte, die man mit Mennig oder mit Bergzinnober bemalte.

V. 13. Zog Bacchus mit Tiegern aus.) Unter den gebändigten Tiegerthieren werden von den Auslegern der Mythologie die wilden Völker verſtanden, die Bacchus auf ſeinem Zuge nach Indien ſich unterworfen, und

denen

denen er Geſetze gegeben hat. Hier ſcheint ihn der Dichter unter dem Bilde eines Helden vorzuſtellen, der mit ſeinen Tiegern erſt durch die Welt und dann gen Himmel fährt.

V. 15. 16. Floh mit ſeines Vaters Wagen und Roſſen Quirin den Orkus.) Romulus, der nach ſeiner Vergötterung Quirinus genennet ward, wird hier vorgeſtellt, als ob ihn ſein Vater Mars, eben ſo wie Jupiter den Herkules, gen Himmel geholt habe.

Der Dichter beobachtet bey Anführung dieſer vergötterten Helden keine Zeitrechnung; er nennt den Bacchus nach dem Pollux und Herkules, ſchiebt den Auguſt zwiſchen ſie ein, und verſpart den Romulus bis zuletzt, um von dieſem weitläuftiger zu reden und durch die Erzählung von ſeiner Aufnahme unter die Götter der Vergötterung des noch lebenden Auguſtus deſto mehr Glauben zu verſchaffen. Hätte er den Auguſtus zuletzt genannt, und etwa die Venus oder den Apollo oder auch die Juno ſelbſt für die Aufnahme deſſelben eine Rede halten laſſen, ſo wäre die Schmeicheley nicht halb ſo fein, geweſen.

V. 17. Sobald im Rath der Götter Saturnia willfährig anhub.) Die Ausſchweifung, die hier angeht, iſt der Hauptſtoff des Dichters, eingekleidet in eine Rede der Juno bey Romulus Aufnahme unter die Götter. In dieſer Rede konnte auf die ungezwungenſte Art der glorreichen Nachkommenſchaft des Romulus erwähnt werden, und dadurch ward ſie zu einer wahren Lobrede auf den Auguſtus, der mit dem erſten Römiſchen Könige von einerley Geſchlecht abſtammte, der ſein wirklicher Nachfolger in der Regierung geworden war, dem man ſo gar durch einen feyerlichen Rathsſchluß den Namen Romulus beylegen wollte, ehe Plankus mit dem Namen Auguſtus durchdrang, und der endlich Roms Herrſchaft zu derjenigen Höhe gebracht hatte, die hier Juno weiſſagt.

V. 18. Ilion! Ilion!) Der Vokativ ſchickt ſich zur Wiederholung beſſer, als der Akkuſativ. Ein einziger Buchſtabe, den ein Vorleſer, der das Sylbenmaaß beobachten will, kaum hören läßt, bringt dieſen Vokativ auch in den lateiniſchen Text:

Mulier peregrina vertit in pulverem.

Juno, die in ihrer ganzen Rede den Verdacht der Privatrache von ſich abzulehnen ſucht, ſcheint durch dieſe Apoſtrophe Ilium gewiſſermaaßen zu bedauren, daß es die Sünden ſeiner Vorfahren und die neuen Verbrechen des Paris und des allzunachſichtigen Priamus habe büßen müſſen: daher ſie ſich nun, nach Vertilgung dieſer Frevler, mit guter Art zur Verſöhnung herabläßt.

V. 19. 20. Ein buhleriſcher Richter legte dich in den Staub und ein fremdes Ehweib.) Juno will ſagen, ein Richter, der die Buhlerey der Macht und Weisheit vorzog, die ich und Minerva ihm anboten, und ein Weib, das die Ehegelübde brach, ſind beide an der Zerſtörung Iliums Schuld. Weder Juno, als Vorſteherinn der Ehen, noch Minerva, als die keuſcheſte Jungfrau, konnten Ehebruch und Buhlerey verzeihen. Juno ſucht die Haupturſache ihrer Rache, den Verdruß über ihre verachtete Schönheit, klüglich zu verbergen.

V. 21. 22. Dich, mir verbannt, ſeit um den bedungnen Lohn Laomedon die Götter betrog.) Juno entfernt den Verdacht, den man auf ſie werfen konnte, immer weiter. Sie erklärt den Göttern den Willen des Schickſals, welches ſchon damals, als ſich Laomedon ſo gröblich an den Göttern verſündigt, beſchloſſen hatte, ihr und Minerven die Strafe ſeines Meineides, nehmlich die Zerſtörung der Stadt, zu überlaſſen. Der Meineid Laomedons beſtand darinn, daß er dem Neptun und Apollo, den Erbauern der Mauer um Troja, ſein Verſprechen gebrochen hatte, ihnen die Aernte eines Jahres oder eine gewiſſe Summe Geldes zu geben. Nimmt man das Wunderbare hinweg, ſo beſtand der Betrug vielleicht darin, daß er die Schätze, die er aus den Tempeln beider Götter zur Aufführung der Mauer als ein Darlehn genommen hatte, nicht wieder erſtatten wollte.

V. 25. Nun der verruchte Gaſt.) Paris hatte ſich nicht allein durch Entführung eines Eheweibes, ſondern auch durch Verletzung des heiligen Gaſtrechts verſündigt: eine neue Urſache zu ſeiner Beſtrafung, und eine neue Schutzrede der Juno für ihre Rache an ihm.

V. 25.

V. 25. 26. Der Lacäniſchen Schamloſen.) Der Helena aus Lacedämon. Man ſagt lacedämoniſch, lakoniſch und lacäniſch. Die Dichter ziehen in der höhern Poeſie das ungewöhnliche Wort dem gemeinern vor.

V. 29. Der Krieg, den unſre Fehden verlängerten) Juno läßt den Verdacht, als ob ihr perſönlicher Haß an dem langen und blutigen Kriege Schuld geweſen ſey, ſo wenig auf ſich ſitzen, daß ſie vielmehr alle Schuld auf diejenigen Götter ſchiebt, die wider den Willen des Schickſals, für Trojens Erhaltung ſo lange geſtritten hatten. Man kennt aus dem Homer den Beyſtand, den Apollo, Mars, Venus, und der Flußgott Xanthus den Trojanern leiſteten.

V. 31. 32. Will ich . . . den gehaßten Enkel, jener Trojiſchen Prieſterinn Kind . . . dem Mars erlaſſen.) Mars, der Juno Sohn, war der Vater des Romulus, welchen ihm die Veſtalin Ilia geboren hatte. Weil aber Ilia, als eine Tochter Numitors, von dem Trojaniſchen Aeneas abſtammte, ſo war ſie ſammt ihrem Sohne der Juno verhaßt geweſen. Auf Bitte des Mars und auf Vorſprache der übrigen Götter läßt die Königinn des Himmels ſich endlich ſo weit verſöhnen, daß ſie dem Gotte erlaubt, ſeinen Sohn, ihren Enkel, in den Olymp zu hohlen. Ohne Zweifel wegen ſeiner höhern Verdienſte; denn gegen die übrigen zahlreichen Söhne des Mars war weder ſie noch die Rathsverſammlung der Götter ſo gefällig geweſen.

V. 36 — 39. Den . . . Göttern ihn einverleiben. Trennt nur ein weites Zwiſchenmeer Ilion und Rom, . . . ſo herrſche das Pilgervolk in jedem Welttheil!) Anſtatt von Romulus Verdienſten zu reden, ſpricht der Dichter oder die Göttinn von der zukünftigen Größe ſeines geſtifteten Reiches. Eine feine Schmeicheley für denjenigen, unter deſſen Regierung dieſes Reich ſeinen größten Glanz erhalten hatte! Aber Juno bedingt ſich etwas aus, wenn ſie den Nachkommen der Trojaner ein ſo glorreiches Schickſal verſchaffen ſoll: ſie ſollen nämlich Ilium, nachdem ſie ſolches einmal zerſtört hat, nicht ihr gleichſam zum Trotz wieder auf-

bauen

bauen und bewohnen; als Pilgrimme, entfernt von Ilium, mögen ſie ſo glüklich ſeyn, als ſie wollen. Dergleichen Bedingung muſste nothwendig hinzugeſezet werden: ohne irgend einen Vorbehalt hätte man nicht begreifen können, warum die ſtolze und rachſüchtige Juno hier auf einmal ſo nachgebend und leutſelig erſcheint.

V. 44. Geb' es Geſetze dem fernen Meder.) Der Meder ſcheut unſre Macht, ſagt Horaz im ſäkulariſchen Geſange; und in der fünften Ode des dritten Buchs, wo von Kraſſus unglüklichem Feldzuge gegen die Parther geredet wird, nennt er ihren König einen Meder. Die lyriſchen Dichter bedienen ſich lieber der alten als der neuen Volksnamen; auch begriff das Reich der Parther oder Perſer das alte Medien unter ſich.

Man weiß aus der Geſchichte, daß die Parther, um ſich der Römiſchen Rache zu entziehen, für gut fanden, dem Auguſtus die Adler und übrigen Siegeszeichen wieder auszuliefern, die ſie dem Kraſſus und nachher dem Antonius abgenommen hatten. Dieſe Wiedererſtattung ward von Auguſt und den Römern ſo ausgelegt, als ob ſich die Parther der Römiſchen Herrſchaft unterworfen hätten.

V. 47. Wo Neptun vom braunen Libyer Europen trennt.) Neptun wird ſtatt des Meeres geſezt (wie in der ſiebenten Ode des fünften Buchs: campisatque Neptuno ſuper); Libyer ſtatt Afrikaner. Libya iſt der griechiſche Name von Afrika.

V. 48. Der ſchwellende Nil.) Der Nil befruchtet Aegypten durch ſeine jährliche Ueberſchwemmung. Dieſes Reich und ein großer Theil von dem übrigen Afrika ſtand unter Römiſcher Bothmäßigkeit. Auguſtus, der Aegypten erobert und gewiſſermaaßen die Parther gedemüthigt hatte, bleibt immer das Augenmerk des Poeten.

V. 49 — 51. Rom, welches Gold . . . lieber verſchmäht, als frech mit tempelräuberiſchen Händen.) Der patriotiſche Dichter giebt zu verſtehen, Rom werde ſeine Herrſchaft behaupten, wenn es den alten Sitten der Kurier und Fabricier, dieſer Verächter des

Gol-

Goldes, getreu bleiben werde, und ſtraft dadurch zugleich die längſt eingeriſſene Uebertretung dieſer guten Sitten. Doch auch dieſe Beſtrafung gereicht dem Auguſtus zum Lobe, deſſen Hände ſich ſo wenig an den Tempeln vergriffen hatten, daß er vielmehr die ihm ſelbſt geſetzten ſilbernen Statuen einſchmelzen ließ und dafür goldene Gefäße in den Tempel des Apollo ſchenkte. Suetons Leben des Auguſtus, 52 Kap. Und Strabo ſagt: Antonius habe, der Kleopatra zu Gefallen, die vortreflichſten Kunſtwerke, die in den Tempeln als Heiligthümer aufgeſtellt waren, weggenommen, Auguſtus aber alles dieſes unrechtmäßig geraubte Gut den Göttern wiedergegeben. Erdbeſchreib. XIII. 212.

V. 55. 56. Der Himmel ewig Flammen ſprühet, ewige Nebel und Regen ausſtrömt.) Bis zur heiſſen Zone, die man für unbewohnbar hielt, und bis zu den Polarzirkeln. Virgil ſagt von der Unbewohnbarkeit dieſer Himmelsgegenden:

Mit fünf Gürteln iſt der Himmel gegürtet: von rother
Sonne glüht Einer, und dorrt von ewiger Lohe; zur Rechten
Und zur Linken umziehn ihn die beiden äußern, von Eiſe
Starr, und verfinſtert von dichten Regengüſſen; und zwiſchen
Dieſen und dem mittlern, erlaubte die Gnade der Götter
Zwey den ſchwachen Sterblichen.

Landbau, I. 233. u. f.

V. 61 — 68. Will Trojens Unſtern, daß es ſein Haupt erhebt ꝛc.) Daß es wieder zu ſeinem alten Glanze gelangt und die Hauptſtadt Aſiens wird. Hiedurch beleidigt weder Juno noch Horaz den Auguſtus, der zwar, wie Cäſar vor ihm, den Ilienſern viele Wohlthaten erzeigt, ihr Städtchen aber deswegen noch nicht zur Hauptſtadt Aſiens oder gar des ganzen Römiſchen Reichs zu machen beſchloſſen hatte. — Der Juno Drohungen waren übrigens nicht ganz unerfüllt geblieben:

und

und dieſes iſt genug für den Dichter, der Göttinn dieſe prophetiſche Rede in den Mund zu legen. Ilium, wie Strabo weitläuftig erweis't, war nicht wieder an dem alten Orte erbaut, ſondern dreyßig Stadien näher am Meere hatte man ein Dorf angelegt, worinn ein Minerventempel ſtand. Nach dem Tode Alexanders des Groſſen, der in dieſem neuen Ilium einmal geopfert und den Ort zu einer Stadt zu machen beſchloſſen hatte, ward Ilium auch wirklich von ſeinem Nachfolger Lyſimachus anſehnlich erweitert und mit einer groſſen Mauer umgeben. Doch als die Römer zuerſt nach Aſien kamen, war von dieſer Herrlichkeit nichts mehr übrig, und Ilium war wieder zu einer Dorfſtadt, zu einem Flecken geworden. Als es ſich abermals erhohlt haben möchte, ward es im Mithridatiſchen Kriege vom Fimbria zerſtört, aber aufs neue von den Römern aufgebaut und mit vielen Freyheiten beſchenkt. Wahrſcheinlicher Weiſe, ſagt Strabo, haben diejenigen, die nach der griechiſchen Zerſtörung Ilium wieder aufzubauen verſucht, den eigentlichen Platz des alten Iliums als einen unglücklichen verabſcheuet, entweder wegen der Unglücksfälle, die ihn betroffen hatten, oder weil ihn Agamemnon, der alten Gewohnheit gemäß, bey der Zerſtörung verwünſchet hatte.

Lefevre glaubt, der Dichter wolle durch die Drohungen der Juno dem Auguſtus zu verſtehen geben, er ſollte die Reſidenz nicht nach Ilium verlegen. Man ſehe hier, warum er dem Auguſtus einen ſolchen Vorſatz andichtet. Er hatte bey dem Sueton im Leben Cäſars dieſe Stelle gefunden: „Es brach auch ein ſtarkes Gerücht aus, als „ob Cäſar nach Ilium oder Alexandria gehen, die Schätze „des Reichs mit ſich dahin nehmen, Italien von Mannſchaft entblößen und Rom durch ſeine Freunde verwalten laſſen wolle; bey der nächſten Senatsſitzung aber „ſollte der Quindecimvir Cotta vortragen: weil die prophetiſchen Bücher beſagten, daß die Parther nur von „einem Könige könnten überwunden werden, ſo ſollte „Cäſar König genannt werden. Dieſes war Urſache, „warum die Verſchwornen ihren Vorſatz beſchleunigten, „damit

„damit ſie ihre Stimme nicht dazu geben dürften." Aus dieſer Stelle ſchließt Lefevre: Auguſt, der gern Cäſars Entwürfe ausführte, möchte ſich leicht etwas ähnliches haben verlauten laſſen, und Horaz habe ihm dieſes auf eine verdeckte Weiſe abrathen wollen. Der Einfall iſt ſinnreich genug. Was man dawider ſagen könnte, iſt dieſes: Antonius war es, der ſich ſchon bey Anfange des Triumvirats den Orient, ſo wie Auguſt Italien, in Ordnung zu bringen gewählt hatte; Antonius war es, deſſen höchſter Ehrgeiz dahin gieng, den Aſiatiſchen Königen ſeine Oberherrſchaft zu zeigen. Hätte alſo Antonius dieſen vom Cäſar vielleicht einmal vorgebrachten und von ſeinen Feinden gemißbrauchten Einfall ausführen wollen, und hätte Auguſt ſich ihm ſtandhaft widerſetzt (und wohl gar Livia mit ihm); ſo hätte die Ode eine ſolche politiſche Veranlaſſung haben können, als Lefevre ausgedacht hat: allein dem Auguſt zu verſtehen zu geben, er möchte die Macht des Reichs nicht nach Aſien verlegen, wenn er wirklich einen ſolchen Vorſatz gehabt hat, und ihm doch dabey die Helden anzupreiſen, die ihren Vorſatz auszuführen wiſſen, dieſes ſcheint nicht allzuwohl zuſammenzuhängen.

Matthias Geßner ſagt hiebey, es könne dergleichen Projekt, wenn es auch nur im Scherz geſchehen wäre, wohl bey jenem mimiſchen Spiel vorgebracht worden ſeyn, welches ſie das Zwölf-Götter-Spiel nannten, und ſo wie Auguſt dabey den Apollo vorſtellte, ſo könnte Livia vielleicht die Juno geſpielt haben. Der kennt die Poeten nicht, fährt er fort, wer in der Meinung ſteht, ſie hätten zu ihren größeſten und ſchönſten Gedichten allemal eines wichtigen Stoffes und einer ernſthaften Veranlaſſung nöthig. — Hierinn hat der ſcharfſinnige Erklärer des Horaz ſo ſehr Recht, als ob er ſelbſt in dem Falle geweſen wäre.

In eben dem Biographen, der dem Lefevre Anlaß zu ſeiner Muthmaßung gegeben hat, finden wir folgende Nachricht. „Beſonders ließ Auguſtus das Trojaſpiel „ſehr oft durch ausgeſuchte größere und kleinere Knaben „aufführen: weil er es für eine biedere und anſtändige „Erzie-

„Erziehung hielt, auf ſolche Art den angebornen Adel
„ſeines Geſchlechts zu zeigen. Als bey einem ſolchen Ritter-
„ſpiel C. Nonius Asprenas durch einen Fall lahm geworden
„war, beſchenkte er ihn mit einer goldenen Halskette
„(torque), und erlaubte ihm und ſeinen Nachkommen,
„den Namen Torquatus zu führen. Doch ſchaffte er
„dergleichen Vorſtellungen nachher ab, als Aſinius Pol-
„lio, der Redner, in öffentlicher Rathsverſammlung
„heftige und bittre Klagen über den Fall ſeines Enkels
„Aeſerninus geführt hatte, der ſich gleichfalls dabey das
„Bein gebrochen." Suetonius Leben des Augu-
ſtus, 43. Kap. Wer den Schatten des Horaz beſchwö-
ren kann, der mag von ihm ſelbſt erfahren, ob dieſes
Troiaſpiel Anlaß zu dem Plan ſeiner Ode gegeben, oder
ob etwa ſein Freund Mäcenas Gelegenheit dadurch be-
kommen hat, dem Auguſtus dieſe gefährlichen Spiele
auf eine luſtige Art auszureden. Ein witziger Kopf, der
über die Gedichte der Alten gern Romane macht, würde
uns vielleicht ſagen: „Kaum hatte Auguſtus dieſe Ode
„dem Mäcenas aus den Händen genommen und zu Ende
„geleſen, ſo rief er: Beym Herkules! Juno hat ihr
„Wort gehalten; die Mütter haben genug um ihre Kna-
„ben geheult. Sage unſerm Flaccus, Apollo werde
„keine Mauer mehr aufführen u. ſ. w."

V. 64. Jupiters Ehegemahl.) Wir ſagen im Deutſchen ſowohl der Gemahl und die Gemahlinn, als auch das Gemahl. Dieſes letztere wird am häufigſten von dem weiblichen Geſchlechte gebraucht, wie in Luthers Ueberſetzung der Bibel zu ſehen iſt, fängt aber im Hochdeutſchen an zu veralten.

V. 65. Seine Mauer aus Erz empor durch Phöbus Hand.) Starke Mauern heißen bey den Poeten Mauern von Erz, von Stahl. — Apollo, der die Trojaner in der zehnjährigen Belagerung beſchützte, hatte die erſte Mauer um Troja bauen helfen; ſo wie er auch die Mauer um Megara aufgeführt haben ſoll. Zu beiden, ſagt man, zog er die Steine durch den bloßen Ton ſeiner Leyer herbey.

V. 69 — 72, Nein! dieß geziemt der ſcherzenden Leyer nicht.) Wenn Horaz ſeinen Helden kein offenbares Loblied ſingen will, ſo giebt er ſeine Leyer bloß für eine ſcherzhafte Leyer aus, wie in der Ode an den Agrippa, (I, 6.) wo er ſagt, er tauge nur, Schmäuſe und Liebeskämpfe zu beſingen. Hier unterſagt er es ſeiner Muſe, noch mehr Reden der Götter anzuführen, um von des zweyten Trojaners Aufnahme unter die Götter nichts reden zu dürfen. Seine Leſer konnten ſich nunmehr leicht hinzudenken: Hat Juno des Romulus Aufnahme bewilliget, ſo ſteht der Aufnahme des Auguſtus nichts mehr im Wege.

Ramler.

2.

Ueber Muſefeld.

An die Herausgeber.

Sie haben das Kapitel der Sektenſtifter unter dem gemeinen Bürger in Berlin ſo oft berührt, daß ich mich wundere, wie Sie den in der neueſten Berliniſchen Kirchen- und Ketzergeſchichte ſo berühmten Muſefeld noch immer haben übergehen können. *)

Ein

*) Man ſehe jedoch Jahrgang 1783, Januar, S. 72. die Note. Freilich haben wir unſer Verſprechen nicht erfüllt; und wem iſt's nicht lieb, daß ein ſolcher Mann es ſtatt unſer erfüllt? Doch liefern wir den Aus-

Ein Auszug aus den Akten, welche über dieſen Mann bei den Stadtgerichten in Berlin ſind verhandelt worden, würde gewiß lehrreich und unterhaltend ſein. Bis wir dieſen einmal erhalten, wird es Ihren Leſern vielleicht nicht unangenehm ſein, wenn ich Ihnen einige Nachrichten über denſelben mittheile, für deren Richtigkeit und Zuverläſſigkeit ich ſtehen kann. Ich habe nicht allein während meiner Amtsführung als Prediger in Charlottenburg denjenigen Umgang mit ihm gehabt, den ein Prediger mit den Gliedern ſeiner Gemeine zu haben pflegt; ſondern wir ſind auch vier Jahr hindurch die nächſten Nachbarn geweſen.

Als ich Muſefeld kennen lernte, mochte er ungefähr ein Mann von ſechzig Jahren ſein. Er war von mittler Größe, breitſchulterig, kurzhalſig, von derbem Knochenbau; und in ſeinem Anſtande und Bewegungen herrſchte die [illegible] Einzige der geraden, parallelen und in rechten Winkeln ſich begegnenden Linien. Dieſem Anſtande entſprach eine eben ſo derbe aus dem Innern hervorgewürgte eintönige Stimme; und ein ſtumpfer Blick aus kleinen mit einer langen Stirne überſchatteten Augen in einem ſehr rothen Geſichte. Ich hatte ihn ſchon oft aus dem gemeinen Brunnen, der ungefähr in gleicher Entfernung von unſern Häuſern

ſtand,

Auszug aus den Akten, wozu der V. uns [illegible], hoffentlich in einem der nächſten Stücke. D. H.

ſtand, Waſſer ſchöpfen geſehen, ohne beſonders auf ihn Acht zu geben. In dieſem Geſchäfte pflegte er eine Arbeitsſchürze und Mütze zu tragen. Ich kannte ihn daher nicht, als er ſich zum erſtenmale in der Beichte meldete, wo er in einer runden viellokkigten Parukke erſchien. Um einen ſo merkwürdigen Mann näher kennen zu lernen und mit ſeinen Religionsgrundſätzen beſſer bekannt zu werden, bat ich ihn nach dem Vorbereitungsgottesdienſte zu mir. Er erſchien in dem Anzuge und Anſtande, den man an einem guten Bürger von ſeinem Stande mit Vergnügen wahrnimmt; jedoch mit einer Miene, die zwar auf die Vorzüge eines Sektenhauptes Verzicht zu thun, gleichwohl aber eine Begegnung zu erwarten ſchien, wodurch er von dem gemeinen Chriſten, der Unterricht bedarf, unterſchieden würde. Er ſchien ſeinen Beſuch nicht ſowohl für eine Gelegenheit ſich als mich zu belehren anzuſehen, oder doch wenigſtens für eine Konferenz zwiſchen Perſonen, die ſich an Kenntniſſen vollkommen gleich ſind.

Es koſtete wenig Mühe, die Unterredung auf die Hauptſache zu lenken; er ſchien es ſelbſt zu ſuchen. Er fing ſogleich mit einigen Klagen über den Verfall des wahren Glaubens unter den Lutheranern an, den er darin ſetzte, daß die Leute durch ihren guten und rechtſchaffenen Lebenswandel ſelig zu werden hoffen. Dieſem vermeinten Irrthume ſetzte er außer verſchiedenen Stellen aus Luthers Schriften, die bekannten Worte Pauli entgegen:

 "durch

"durch des Geſetzes Werk wird kein Menſch gerecht, "ſondern allein durch den Glauben." Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, daß in allen jenen Stellen nicht von ſolchen Werken die Rede ſeyn könne, die aus der Liebe gegen Gott und den Nächſten flößen; ſondern daß Luther ſolche gute Werke meinte, die zu ſeiner Zeit in der katholiſchen Kirche ſo genannt wurden: den Roſenkranz beten, wallfahrten, ſich geißeln, ein härnes Kleid anziehn u. ſ. w. womit man alle Laſter zu büßen dächte, die man gar nicht abzulegen Luſt hätte; daß Paulus eben ſo die guten Werke der Phariſäer verſtände: opfern, ſich waſchen, nichts unreines berühren u. ſ. w. womit auch der Laſterhafteſte bei Gott durchzukommen glaubte; und daß der Glaube die beſſere Belehrung des Chriſtenthums ſei, welche auf die innere Rechtſchaffenheit und Reinigkeit des Herzens dringe. Er ſchien das zu billigen, wenigſtens antwortete er nichts, und ich glaubte gewonnen zu haben. Allein ich hatte mich betrogen. Unſere Unterredung gieng ihren Gang, und nachdem ſie eine Zeitlang fortgelaufen war, fand ich mich gerade wieder auf dem Flecken, von dem wir ausgegangen waren. Muſfeld fiel wieder in ſeine vorigen Klagen, führte wieder eben die Stellen an, als wenn von meiner Erklärung gar nicht wäre die Rede geweſen. Ich mußte alſo die Bemerkung beſtätigt ſehen, daß die Ideen, worin ein gemeiner Chriſt alt geworden iſt, keine Berichtigung mehr zulaſſen, am wenigſten die Ideen eines

Man-

Mannes, den ſeine unaufgeklärte Beleſenheit in der Bibel und den ältern Erbauungsſchriften berechtigen, ſich ſelbſt für einen Meiſter zu halten. Der reine Unterricht einer wohlthätigen Religion kann nur auf die tabula raſa einer unverdorbenen Kinderſeele geſchrieben werden; die in abentheuerlichen Meinungen gealterte Seele iſt, wie Plato ſagt, ein beſchmutztes und vollgeſchriebenes Pergament, das keine neue Schrift mehr annimmt. Eine gründliche Aufklärung läßt ſich daher nur von der Verbeſſerung des Kinderunterrichtes erwarten, deren größte Wichtigkeit alſo auch hieraus erhellet. — Doch ich kehre wieder zu meinem Beſuche zurük.

Nach einigen vergeblichen Verſuchen, den Mansfeld von ſeiner ſonderbaren Theorie abzubringen, hielt ich endlich für das gerathenſte, ſeinen Gründen ſo lange ruhig zuzuhören, bis ich einen ſchiklichen Vorwand fände, wobei ich ihm die meinigen einleuchtend machen könnte. Er unterſtützte alſo ſeine Meinung, daß der Menſch Gott nicht durch gute Werke gefallen könne, mit ſeinem eigenen Beiſpiele; und das gab Gelegenheit zu folgender mir ſehr intereſſanten Erzählung ſeiner Bekehrungsgeſchichte, bei der ich mich, ſo viel ich mich erinnern kann, ſeiner eigenen Worte bedienen werde.

„Ich war, fing er an, in eben dem Irrthume „geweſen, daß der Menſch durch ſeine guten Werke „könne ſelig werden; allein die Gnade Gottes hat „mich daraus geriſſen. In meiner Jugend, da ich

„als ein Schneidergeſelle wandern mußte, ergriff es mich oft, wenn ich allein über das Feld oder durch einen Wald ging. Ich fühlte eine unangenehme Unruhe, ich hörte etwas, das in mir ſagte, du biſt nicht ſelig. Ich antwortete: was thue ich denn? ich arbeite fleißig, verſäume nichts, gehe nicht auf die Herberge, um mich wie meine Mitgeſellen luſtig zu machen; ich bleibe zu Hauſe, diene meinem Gott mit Singen und Beten, und leſe in gottſeligen Büchern. Was thue ich denn? — Eben darum biſt du nicht ſelig, weil du nichts thuſt, erwiederte es. — Darauf wußte ich nichts zu antworten; ich wußte aber auch nicht, wie ich es anzugreifen hätte, um ſelig zu werden; und ſo blieb es dabey, ich ward nicht ruhig.

„So gieng ich immer hin, meine Wanderjahre waren zu Ende, ich kam nach Berlin, ward Meiſter, verheirathete mich, aber ich war nicht ſelig. Und ſo würde es geblieben ſeyn, ohne einen Vorfall, der mich auf einmal ſelig machte. Ich lebte in der Welt herum, that meine Arbeit treu und fleißig, war ehrlich, ſtand meiner Wirthſchaft nach meinen Kräften vor, ging auch in die Kirche, bald in dieſe, bald in jene, ohne Ruhe zu finden, oder nur mich zu erbauen. An einem Sonntage führete mich Gott in die Böhmiſche Kirche, da eben deutſcher Gottesdienſt darin gehalten wurde. Der Prediger ſtand ſchon auf der Kanzel, und legte die Geſchichte aus, wie ſich Joſeph ſeinen Brüdern zu erken-

„erkennen giebt. Er ſtellte darauf vor, wie ſich der „Heiland der gläubigen Seele zu erkennen giebt; „und auf einmal fiel es mir, wie ein Stein vom „Herzen, ich fühlte mich ſelig. Ich ſehnte mich, „den Mann näher kennen zu lernen, der mir das ſo „herrlich ausgelegt hatte, um mich weiter mit ihm „über meinen Seelenzuſtand zu unterreden; allein „ich konnte nicht erfahren, wer er ſei. Da ging ich „traurig nach Hauſe, und machte mich wieder an „meine Arbeit. Ich war wohl, aber immer quälte „mich noch der Gedanke: wer iſt der Mann, der „mich ſelig gemacht hat?

„In dieſen Gedanken vertieft ſaß ich einſt an „meiner Werkſtätte und arbeitete. Es war Mitte„woch. Auf einmal ſagte etwas in mir: „geh in die „Spittelkirche." Ich wollte mir das aus dem Sin„ne ſchlagen, aber es fuhr immer fort: „geh in die „Spittelkirche." Ich nahm alſo meinen Rokelor, „um fortzugehen. Kaum hatte ich ihn umgethan, „ſo zupfte mich etwas, als wenn es mich zurükhal„ten wollte. Allein die Stimme ließ nicht nach. „Ich ging, aber ſo wie ich ging, fuhr auch das Zu„pfen fort, und hörte nicht eher auf, bis ich den „Fuß in die Kirche ſezte; da verſchwand es plözlich. „Die Kirche war ſchon angegangen, und der Pre„diger ſtand auf der Kanzel. Wie groß war meine „Freude, als ich ihn anblikte, und ſah, daß es der„ſelbige war, der es in der Böhmiſchen Kirche aus-

"geſagt hätte, wie ſich der Heiland dem glaubigen
"Seele zu erkennen giebt.

"Ich beſchloß ſogleich, den nächſten Sonnabend
"bei ihm zur Beichte zu gehen. Sein Beichtſtuhl
"war ſehr zahlreich, und er pflegte immer bei zwan-
"zig bis dreißig auf einmal in die Sakriſtei zu neh-
"men und zugleich zu abſolviren. Ich ging im letz-
"tern hinein, um, wenn die übrigen wieder wür-
"den hinausgegangen ſeyn, allein mit ihm ſprechen
"zu können. Kaum waren wir allein, ſo redete er
"mich mit den Worten an: "Iſt er ſelig?" "Ja!"
"war meine Antwort. "Nun! Gott ſey gedankt,
"fuhr er mit aufgehobenen Händen fort, er iſt der
"zweite, den ich dies Jahr ſelig gemacht habe."
"Ich erzählte ihm, wie ich es geworden, und er be-
"ſchied mich in die Erbauungsſtunde, die er öfters
"Montages in ſeinem Hauſe mit einigen Seligen
"zu halten pflegte."

Ehe ich weiter gehe, muß ich nun noch erzählen, wie Muſefeld aus einem Seligen das Haupt einer Sekte wurde. Den Theil der Erzählung, den ich aus ſeinem eigenen Munde habe, werde ich lieber mit ſeinen eigenen Worten anführen. "Ich ging
"nach Hauſe, fuhr er fort, und fing nun an,
"auch andere ſelig zu machen. Mit meiner Frau
"ward es mir am ſchwerſten." (Nota Bene, dieſe Frau, die vielleicht noch lebt, iſt eine gute, ehrliche, harmloſe, ſanfte, arbeitſame, wirthſchaftliche und dienſtfertige Bürgerfrau, hat alle Tugenden

ihres

ihres Standes, und alle Fehler ihrer Erziehung.) "Ich ſagte ihr oft, Frau! Du biſt verdammt." (Man fing es ſchon an ſich härter auszudrükken. Das heilige ſchien ſich zu fühlen, ſeinem Stolze wuchſen die Flügel.) "Ja Mann, war ihre Antwort, was thu ich denn? — Eben darum, daß "du nichts thuſt, biſt du verdammt, war die meinige. Ich ließ ſie gehen; ich dachte, du wirſt ſchon "kommen. Und ſie kam; ſie fing an zu heulen und "zu weinen, und nach acht Tagen war ſie ſelig. Leichter wurde es mir mit meinem alten Vater. Es "war ein guter ehrlicher Bauer, etwan ſiebzig Jahr "alt, aber noch nicht ſelig. Ich beſuchte ihn einſt, "und ſagte ihm, was ihm noch fehle. Er ſchien es "nicht zu achten. Ich kehrte mich nicht daran, ich "dachte, es wird ſchon kommen. Kurz darauf hörte "ich ihn des Nachts erbärmlich heulen und ſchreien. "Des Morgens klagte er mir, wie ihm wäre zu "Muthe geweſen, daß er ſich vor Angſt habe müſſen die Haare ausraufen. Das iſt recht gut, Vater! ſagte ich, nun ſeid ihr ſelig! Dem alten "Manne," ſetzte er mit dem Lächeln der ſchwärmeriſchen Selbſtzufriedenheit, die ihrer Sache gewiß iſt, hinzu, "dem alten Manne ward es ſauer."

So vergrößerte ſich das Häuflein ſeiner Seligen. Aber vielleicht hätte er ſelbſt nicht daran gedacht, ſich eine eigene Kirche auszuſondern und ſich an ihre Spitze zu ſetzen, wenn nicht der Prediger, in deſſen Hauſe die Erbauungsſtunde gehalten wur-

de, durch seine Unvorsichtigkeit, die andern zur Warnung dienen kann, dazu Gelegenheit gegeben hätte. Es war der damalige Prediger an der Spitalkirche, Augustin Schulze. Da dieser Mann eine sehr zahlreiche Gemeine hatte, und oft durch Amtsgeschäfte mitten aus der Stunde gerufen wurde, so pflegte er, wenn er wegging, einem aus den Zuhörern, den er für den geschicktesten und beredtesten hielt, aufzutragen, seinen Vortrag fortzusetzen. Dieses Loos traf immer Neufeld; und da dieser fand, daß ihm das fromme Schwatzen, auch dem Herrn Schulze, von der Hand ging, so glaubte er nicht mehr unter einem andern arbeiten zu müssen. Er errichtete eine Gemeine auf seine eigene Hand, und erweiterte sie bald dergestalt, daß sie die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf sich zog. Die nähere Veranlassung zu der über ihn verhängten Untersuchung ist mir nicht bekannt; ich wünsche aber, daß gegenwärtiger Aufsatz jemand eine Gelegenheit werden möchte, die nähern Umstände davon an das Licht zu bringen.

Uebrigens konnte er nur ein Gemeindehaupt für die niedrigern Klassen werden. Er hatte kein einziges inneres oder äußeres Talent, wodurch er Leute von einiger Bildung oder Erziehung hätte einnehmen können. Allein das was den gemeinen Mann zwar nicht einnimmt, aber doch unterjocht, das hatte er im höchsten Grade: etwas derbes in Stellung und Stimme; und das ist es, was diesem Theile

unſerer

Völkern am meiſten imponirt. Wer dieſe Maſchinen ſeiner Wirkungen nicht kennt, der iſt geneigt zu glauben, daß ganz ungewöhnliche Gaben und Politik dazu gehören, ſich einen kleinen geiſtlichen Staat zu ſammlen, über den man herrſchen könnte. Allein es trifft auch hier zu, was Swift dem zu ſtaatsklugen Bolingbroke ſagte: Mylord! mit Ihrer Feinheit verderben Sie alles. Sehen Sie die Schreiber in Ihrer Kanzelei; ſie ſchneiden das Papier mit dem ſtumpfen knöchernen Falzer ſicherer als mit einem Federmeſſer.

Nun noch ein Wort, und ich ſchließe. Mußfeld war ſeinem Syſtem vollkommen getreu. Er war ſelig, und bedurfte alſo keiner Vergebung der Sünden mehr. Wenn er zur Beichte ging, pflegte er daher, ſo oft die Reihe an ihn kam, nie eine Beichtformel, ſondern den Spruch herzuſagen: Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß ꝛc. Seine ganze Bibliothek beſtand aus Luthers Werken. Dieſe, ſagte er mir, leſe ich beſtändig, und nichts anders; wenn ich damit fertig bin, fange ich ſie wieder von vorne an. Auch hierüber ließen ſich einige Betrachtungen anſtellen; doch ich verſchone Sie und Ihre Leſer damit. Ich hoffe ohnedas, daß wir von dieſer Materie nicht zum letztenmale werden geredet haben.

J. A. Eberhard.

Ueber den Glauben an den hundertjährigen Kalender.

In ſo vielen Bücherſammlungen auch der hundertjährige Kalender nicht befindlich ſein mag, und ſo gewiß ich vorausſehen kann, daß mancher meiner Leſer ihn nie geſehen, mancher vielleicht nie von ihm gehört hat; ſo ſind doch wenig Bücher, die mehr gekauft, geehrt und befragt werden, als er. Es giebt beinahe unzählige Auflagen davon, ja ſchwerlich vergeht ein Jahr, wo deren nicht in mehrern Gegenden Deutſchlandes verſchiedene gemacht werden. *)

Man

*) Ich habe zuſammen 11 Exemplare vor mir liegen, die ich in meiner Nachbarſchaft ſeit ein Paar Tagen zuſammengeliehen, und es ſind 11 verſchiedene Ausgaben, die ich erhalten habe. Wahrſcheinlich würde bei 40 und mehrern Exemplaren der Fall noch immer der nämliche ſein. Hier iſt das Verzeichniß dieſer 11 Ausgaben, wovon keine einzige mit der andern völlig gleichlautend iſt. 1—3) Erfurt, druckts und verlegts Elias Sauerländer 1761. 1764 und 1768. 4) Magdeburg, bey Gottfried Vettern, 1736. 5) Gedrukt im Jahr 1737. 6) Anno 1748. 7) Gedrukt 1762. 8—10) Gedrukt in dieſem Jahr. In den Ausgaben mit dieſer Aufſchrift pflegt das eigentliche Drukjahr in dem Stok über der Vignette zu ſtehen. Die eine von meinen dreien hat das

Jahr

Man wird viele Hausväter und insbeſondre Landwirthe finden, die den Wetterprophezeihungen der gewöhnlichen Kalender wenig trauen, denen man aber vergebens einzureden ſucht, daß der hundertjährige Kalender noch viel weniger Glauben verdiene. Woher rührt dies, da doch die Unzuverläßigkeit des letztern ſo ſehr leicht darzuthun iſt?

Der Grundſatz, worauf die ſämmtlichen Wetterprophezeihungen des hundertjährigen Kalenders gebaut ſind, iſt der: daß alle 7 Jahr einerlei Wetter iſt, weil nach 7 Jahren immer wieder eben derſelbe Planet regiert. Es gehörte alſo nur eine Erfahrung von 14 bis 21 Jahren dazu, um ſich von der Trüglichkeit dieſes Grundſatzes unwiderſprechlich zu überzeugen; und doch fahren Leute, die zum Theil eine zwei bis dreimal 21jährige Erfahrung haben, noch immer fort, ſich einbilden zu laſſen, daß die Witterung dieſe ſiebenjährigen Perioden halte. Faſt unbegreiflich! Kaum würde mehr Leichtgläubigkeit dazu gehören, ſich zu überreden, daß jeder Wochentag ſein eignes Wetter habe. Da die Wetterprophezeihungen dieſes Kalenders ſehr ins Kleine gehen, ſo kann es ſich gar wol ereignen, daß manches Jahr auch keine einzige zutrifft. Das ſtört aber ſeine Verehrer in ihrem Zutrauen nicht; mit unermüdeter Geduld warten ſie, bis der Kalender einmal wahr redet,

[illegible] Jahr 1764, die andre 1779, die dritte über das [illegible] Eiſenberg, bey Chriſtian Heinrich Walthern 1782.

redet, und dann verſäumen ſie nicht, ihn als ein Orakel anzupreiſen. Selten verfehlet eine ſolche Anpreiſung, Proſelyten zu machen; der erſte Büchertrager, der an den Ort kömmt, macht zu ſeinem Vortheil die Erfahrung davon, und debitirt eine Anzahl hundertjähriger Kalender. Ein ähnliches Verfahren beobachten bekanntermaßen die Vertheidiger der Ahndungen. Sie erzählen nicht, welche Ahndungen nicht eingetroffen ſind; aber ſo wie auch nur einmal Eine eintrifft, predigen ſie es an allen Ecken.

Allein wie die Liebhaber der Ahndungen ſich immer berechtigt halten, vom Einzelnen aufs Allgemeine zu ſchließen, ſo braucht auch nur eine einzige Wettervorherſagung einzutreffen, gleich hören die Freunde des Kalenders auf, kleinlaut zu ſeyn; denn das werden ſie freilich, wenn eine Zeitlang nichts zutreffen wollte. Man braucht man nur zu ſagen: an dem und dem Tage will ich verreiſen! Und gleich heißt es: Bei Leibe thun Sie das nicht! Der hundertjährige Kalender ſchreibt an dieſem Tage Sturm und Ungewitter. — Wer mit Verehrern des hundertjährigen Kalenders umzugehen Gelegenheit hat, wird wiſſen, daß man unzähligemal dergleichen gutgemeinte Warnungen von ihnen erhält. Darüber lachen hilft gemeiniglich nichts weiter, als daß man den hellen Haufen mit einer Menge ernſthaft poſſierlicher Beweiſe auf den Hals bekömmt. Gleichwohl iſt Lachen faſt

das

das einzige, was Leute dieſer Art beſſert, wenn es zur rechten Zeit angebracht iſt.

Man laſſe ſie aus ihrem Kalender vorherſagen, ſoviel und ſo oft ſie wollen. Aber man halte ſie auch beim Worte, und erinnere fleißig, wie oft ihr Orakel ſie trügt. Wenige Erinnerungen helfen nicht; ſie werden immer damit zurükgewieſen, daß mit unter wohl einmal das Wetter anders ausfallen könne. Der Kalendermacher hat ſelbſt für eine ſolche Entſchuldigung geſorgt. "Trift nicht alles ſo eben zu," ſagt er "ſo wird ſich doch das mehreſte finden. Es "iſt aber dem allmächtigen Gott hiermit kein Maaß "noch Ziel vorgeſchrieben, denn wenn er um unſerer "Sünde willen ſtrafen will, ſo kann ſolches wider "den natürlichen Lauf geſchehen, und iſt ſeiner gleichen Allmacht alles unterworfen." Hierauf kömmt es alſo an, zu zeigen, daß ſich das mehreſte nicht finde, ſondern daß die Prophezeihungen gemeiniglich falſch ſind. Hilft dieſer Beweis nicht, ſo hilft keiner.

Zur Probe ſehe die Wetterprophezeihung des verfloſſenen Februars hier. Ich ſetze voraus, man weiß, daß das Witterungsjahr nicht mit dem 1. Januar, ſondern mit dem 21. März ſeinen Anfang nimmt. Folglich gehört der Februar 1784 noch zum Jahr 1783 *). Das Jahr 1783 ſteht nach der Lehre des

*) Mancher gebraucht den hundertjährigen Kalender Jahre lang, und weiß das nicht. Daher ſchlägt er vom

des hundertjährigen Kalenders unter der Regierung des böſen Saturnus. Der Winter ſoll, und, muß bis zum 21. März fortwähren. Schon gegen den 11. December ſollte es mit großem Schnee und Kälte an zu wintern fangen. Es kam freilich wohl dies mal um eine gute Woche ſpäter; allein das will nicht viel ſagen. Der hundertjährige Kalender weiß ſich zu helfen. Um deſto ſicherer zu gehen, widerſpricht er ſich zuweilen ſelbſt. Nämlich ob es gleich gegen den 11. December ſchon wintern ſoll, ſo heißt es doch ein Paar Seiten darauf bei Anzeige der Partikular-Witterung: 11. Dec. ſchöner Frühlingstag. Wiewohl ich wollte ja vom Februar ſprechen: Wenn man ſich deſſen noch erinnert, die große Kälte des Januars fing bald im Anfange des Februars an ein wenig nachzulaſſen, doch waren die Nächte ſehr kalt. Da alſo der hundertjährige Kalender den 3 bis 4 ſehr kaltes Wetter verkündigt hatte, ſo fanden die Beſitzer deſſelben von 2 Uhr Nachmittags am 3ten bis 10 Uhr Morgens am 4ten es wirklich ſehr kalt, und wir andern konnten nicht leugnen, daß uns fror. Sie laſen uns darauf vor: am 6ten würde Schnee einfallen, und dabei ſehr kalt ſein. Etwas Schnee fiel, jedoch wenig; recht ſtark aber war die Kälte nicht. Am 8ten ſollt' es

kälter

vom Januar bis in den März immer unter den unrechten Planeten auf, findet aber dabei ſeine Rechnung oft beſſer als bei den rechten, welches auch kein Wunder iſt.

kälter als jemals ſein (eigentlich ſagt der Kalender: Kälter denn niemalen); in allen Kellern ſollt' es frieren. Am 9. ſollt' es ſo fort gehen, der 10. aber alle andere Tage an Kälte weit übertreffen, daß viele Menſchen, Vieh und Vögel erfrieren würden; den 11. ſollte es milder, aber doch noch immer grimmige Kälte ſein. Von allem dieſen traf indeſſen nichts ein. Der 8te war ein gelinder Tag, und die gelinde Witterung hielt bis nach dem 11ten an. Nun verwies man uns wieder auf den 29. deſſen Witterung der Kalender ſehr ausführlich ſo beſchreibt, wie folgt *): "Den 29. zu früh wird es eine Morgenröthe haben, und ein klein wenig mit Froſt angehen; um 10 Uhr Platzregen; zwiſchen 11 und 12 Uhren ein recht Formalwetter, daß es dauert, dabei es Kieſel **) wirft; darauf regnets; darnach alles wieder ſtill; Abends wieder Sonnenſchein, und wird ziemlich kalt; wenn es dunkel wird, donnerts und blitzet es mit Sturmwind, Platzregen und kleinen Kieſeln untereinander. Nachts ſtarken Regen, und darunter ſchneiet es, daneben ein grauſamer Wind." Wie es an andern Orten Deutſchlands geweſen iſt, weiß ich nicht: aber an [illegible] dem [illegible]

*) Die Ausgaben weichen ſowohl hier als an andern Stellen in einzelnen Ausdrükken von einander ab, welches ich darum erinnere, damit man ſich nicht wundere, wenn man beim Nachſchlagen einiges anders findet.

**) [illegible] Schloſſen.

dem Orte meines Aufenthalts war der 29. Februar ein vollkommen ſchöner Tag mit hellem und ziemlich warmen Sonnenſchein. Einer von meinen 11 hundertjährigen Kalendern *) merkt ſelbſt an, daß nur 3 Saturnusjahre in dieſem Jahrhundert einen 29. Februar haben; es ſind die Jahre 1728, 1756 und 1784. 1700 war auch ein Saturnusjahr, aber wenn man es auch nicht zum verwichenen, ſondern zum gegenwärtigen Jahrhundert rechnen wollte, ſo hatte es doch bekanntermaßen keinen 29. Februar **). Nun iſt es eine ſehr mögliche Sache, daß in jedem der andern genannten 2 Jahre am 29. Febr. von 11 bis 12 Uhr eben ſo wenig ein Formalwetter geweſen iſt, als im jetzigen; wie ſieht es aber dann um den Glauben des hundertjährigen Kalenders aus? Wer Wetterbeobachtungen von den Jahren 1728 und 1756 beſitzt, wird ſeinen etwas zu gläubigen Zeitgenoſſen einen Dienſt thun, wenn er die Witterung des 29. Febr. aus denſelben öffentlich bekannt macht. — Aber wird der größte Theil der Verehrer des hundertjährigen Kalenders dieſe Wahrnehmungen leſen und glauben, oder, wenn er ſie ja glaubt, nicht zugleich der Meinung ſein, Gott habe uns durch Entziehung des Formalwetters um unſerer Sünden willen

*) Der Eiſenbergiſche.

**) Der 1. März folgte bei den Katholiſchen, die den Gregorianiſchen Kalender hatten, auf den 28. Febr.; bei den Proteſtanten aber, die damals ſchon den verbeſſerten Kalender einführten, auf den 18. Febr.

willen ſtrafen wollen? Wir wollen hoffen, daß doch einige der beſſern dadurch von ihrem Irrthum zurük kommen werden. Für die übrigen muß auf andre Art geſorgt werden. Wie? Davon nächſtens ein mehrers.

In der That ſind es nur die Wetterprophezeihungen allein, die das Anſehen des hundertjährigen Kalenders aufrecht erhalten. In Anſehung alles Uebrigen, was er enthält, wird er viel ſeltner zu Rathe gezogen, auch wirklich um ſo ſeltner verſtanden, da das, was er ſagt, ſelten einen Verſtand giebt.

Vielleicht wünſcht einer oder der andre meiner Leſer, der den hundertjährigen Kalender nicht zur Hand hat, den Namen des Verfaſſers eines ſo beliebten Buchs zu wiſſen. Auf dem Titel einiger Ausgaben ſteht ſehr geheimnißvoll: geſtellt von D. M. K. A. Z. L. Die Ausgaben gedrukt in dieſem Jahr nennen ihn D. Mauritius Knauer, A. Z. L. Hingegen ſagen andre ganz beſtimmt: er ſei geſtellt von D. Martin Knauern, Abt zum Kloſter Langenheim. Daß D. Martin Knauer ein unbekannter Gelehrter iſt, wird jeder wiſſen, der Jöchers Gelehrtenlexikon und ähnliche Werke beſitzt. Ob und wann das Kloſter Langenheim einen Abt dieſes Namens gehabt, und was es für ein Mann geweſen, überlaſſe ich andern auszumachen; und begnüge mich, zu bemerken, daß das Kloſter Langenheim Ciſterzienſer-Ordens in der Böhmi-

giſchen

giſchen Geographie und der neueſten Güſſefeldiſchen Karte von Franken richtiger Langheim, auf der alten Karte aber Lankheim heißt, und unweit Lichtenfels im Bambergiſchen liegt, wo alſo von dem Ehrenmanne nähere Nachricht einzuziehen ſeyn würde.

Daß ſchon vor D. Martin Knauer hundert, und andre mehrjährige, auch wohl (denn es iſt in der That eins) immerwährende Kalender geſchrieben worden, wird man aus Lipenii bibliotheca philoſophica im Artikel Calendarium erſehen können. Da ich aber keinen darunter zu ſehen Gelegenheit gehabt, ſo kann ich nicht angeben, in wiefern Knauer ſie zum Muſter genommen.

4.

Beitrag zur weiblichen Charakteriſtik.

Eine wahre Geſchichte.

(An Herrn Profeſſor Engel.)

»Schreiben Sie auf, was Sie mir da erzählten,« ſagten Sie eines Abends zu mir, als wir von einzelnen Charakterzügen des weiblichen Geſchlechts ſprachen. Wohlan! Sie ſollen erfahren, daß

meine

meine Feder noch ſchwerfälliger geht, als meine Zunge.

Als ich mich zu * * aufhielt, zogen zwei Frauenzimmer durch ihren anhaltenden Fleiß und ihre eingezogene Lebensart meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie handelten mit allen Arten von Frauenzimmerputz, den ſie, wie ich nachher erfuhr, größtentheils verfertigten. Da ſie meiner Wohnung ſchräg gegenüber wohnten, ſo war ich zuweilen ein ſtiller Zeuge ihrer Thätigkeit. An Jahren waren ſie merklich verſchieden. Das Geſicht des ältern Frauenzimmers, welches noch nicht völlig dreißig Jahre alt zu ſein ſchien, hatte jedoch allein Intereſſe für mich. Es war römiſch, und ich habe nie in einem weiblichen Geſichte ſo viel Entſchloſſenheit angetroffen.

Es giebt an dieſem Ort gewiſſe Tage im Jahr, an welchen das weibliche Geſchlecht, wenn es nur auf irgend einen Reiz Anſpruch machen kann — und welches Frauenzimmer macht ihn nicht! — den beſten Staat anlegt und die öffentlichen Spaziergänge beſucht. An einem ſolchen Tage überredete mich mein Tiſchgeſellſchafter R * * dieſe weibliche Parade anzuſehn. Zwei mit vielem Geſchmak gekleidete Frauenzimmer lenkten hier bald unſere Augen auf ſich; und als wir näher kamen, waren es meine Nachbarinnen, vor denen mein Begleiter mit vieler Achtung den Hut abzog. Beide wurden mir nun zu intereſſant, um nicht mehr von ihnen zu wiſſen, als meine Augen bisher entdekt hatten; und

mein Begleiter war gerade der Mann, der mich hierin völlig befriedigen konnte. Er begann auf mein Befragen ungefähr so:

„Es sind Schweſtern; die Brünette — die [illegible] die Blonde — iſt verheirathet. Die Aeltern waren vom Mittelſtande, und gaben, ohne reich zu ſeyn, ihren beiden Kindern eine vortheilhafte Erziehung. Es konnte daher der ältern Tochter bei ihrer glücklichen Bildung um ſo weniger fehlen, die Augen des männlichen Geſchlechtes auf ſich zu ziehen. Ob je darunter einer ihre Zuneigung zu gewinnen gewußt hat, weiß ich nicht; daß ſie aber derjenige nicht beſaß, dem das Mädchen zu Theil wurde, werden Sie gleich hören. Unter denen, die ſich um ſie bewarben, war ein gewiſſer G***, dem außer einem durch Erbſchaft erhaltenen anſehnlichen Vermögen alles fehlte, um zu gefallen. So unerträglich er aber auch der Tochter war, ſo willkommen war er den Aeltern. Er ließ um die Hand des Mädchens anhalten, und nachdem man ſie ihm ohne die mindeſte Bedenklichkeit förmlich verſprochen hatte, ſo vergaß man denn auch nicht, die Tochter zu [illegible]ten. Sie gerieth außer ſich, hielt ihnen gegen dieſe Verbindung Vorſtellung auf Vorſtellung, Bitte auf Bitten, bekam aber keine andere Antwort [illegible] haben dich ihm einmal verſprochen, und ehrliche Leute müſſen ihr Wort halten; [illegible] hat Geld. Sie verſicherte die Aeltern, daß ſie gar keinen Reiz für ſie habe, wenn [illegible]

ihres

ihres Lebens ankomme; ſie bewies ihnen, daß ſie ohne ihre Einwilligung ein ſolches Verſprechen nicht hätten geben können; ſie zeigte ihnen, daß ſie unehrlich gegen ihr Kind handelten, um auch in dieſem Fall als Leute, die ihr Wort hielten, von der Welt angeſehn zu werden. Alles umſonſt! Denn noch beſchloß das arme Mädchen, es bis aufs Aeußerſte kommen zu laſſen. Das Nämliche beſchloſſen aber auch die Aeltern. F*** brachte faſt jeden Abend bei ihnen zu. Sie begegnete ihm, wie er es verdiente — mit Verachtung. Kaum konnten die Aeltern ſich zurückhalten, ſie in ſeiner Gegenwart zu mishandeln. Was ihr aber widerfuhr, wenn ſie nachher mit den Aeltern allein war, laſſen Sie mich übergehen. Einmal ward der Vater ſo aufgebracht, daß er mit einem Meſſer nach ihr warf, und ſie verwundete. Man nahm ihr ihre Lieblingsbeſchäftigung, das Klavier; man erlaubte ihr nicht, allein zu ſein, ſondern ſie mußte mit ſolchen Leuten ihre Zeit zubringen, deren Denkart mit den Abſichten der Aeltern übereinſtimmte. Dieſe führten keine andern Geſpräche, als ſolche, die auf den Zuſtand der Tochter eine unangenehme Beziehung hatten. Da zuletzt alle Bemühungen der Tochter vergeblich waren, man ihr weder Tag noch Nacht Ruhe ließ, man es ihr aufs bitterſte vorwarf, daß ſie einen Mann mit ſo vielem Gelde nicht annehmen wollte, ſo ging auf einmal eine große Veränderung in ihrer Seele vor. Ich nehme ihn, ſagte ſie mit

dem entſchloſſenſten Tone, und es ſoll mir lieb ſein, wenn er des Geldes viel hat. Sie gab ihm ihre Hand; und einem Geiſt, wie dem ihrigen, war es ein Spielwerk, den ſchwachen Mann zum Sklaven zu machen, und ſo ihr Vorhaben auszuführen. Sie ergab ſich nun dem Luxus, und führte eine Haushaltung, die weit über die Kräfte des Einkommens ging. Ihr Haus war der Tummelplatz rauſchender Freuden, ſo daß Mann und Frau nach wenigen Jahren ſich in der größten Dürftigkeit befanden. In dieſer Zeit hatte ſie ihre Aeltern verloren und ihre jüngere Schweſter zu ſich genommen. Dein Geld, ſprach ſie nun zu ihrem Manne, hat mich, und ich habe dich unglüklich gemacht. Ich will dafür büßen, und, da du ſelbſt dich nicht ernähren kannſt, dich ernähren. Sie miethete eine kleine Wohnung; und, da ſie und ihre Schweſter ſehr geſchikt in Frauenzimmerarbeit ſind, ſo haben beide es durch anhaltenden Fleiß bald dahin gebracht, daß dieſe ihnen ein hinreichendes Einkommen gewährt. Der Mann wohnt nicht bei ihr; ſie bezahlt aber Miethe, Eſſen, Trinken und Kleidung für ihn; doch unter der ausdrüklichen Bedingung, daß er ihr nie unter die Augen kommen darf."

Hier endigte R** ſeine Erzählung, und machte unter mehreren Anmerkungen über dieſes weibliche Geſchöpf mit einer männlichen Seele, auch die: daß es eine der entehrendſten Schwachheiten eines

Man-

Mannes ſei, die Gefährtin des Lebens ſich aufzwin-gen zu laſſen!

Während ich mich noch zu ** aufhielt, ſtarb der Mann; dies machte aber nicht die mindeſte Veränderung in ihrem Hausweſen. Als ich abreiſte, befriedigte ich meinen Wunſch ſie zu ſprechen. Ich gieng in ihren Laden, kaufte einige unbedeuten-de Sachen, und verließ ſie mit einem hohen Grade von Achtung, den ich nie verlieren werde. Ich bin u. ſ. w.

Brömel.

L.

Ueber die neue preußiſche Juſtiz-verfaſſung.

Ein Schreiben an den Verfaſſer der beiden Fragmente darüber.

(März, S. 243, und April, S. 330.)

Es iſt wahrlich einer der größten Vorzüge der preuſ-ſiſchen Länder — denn, Sie, mein hochgeſchätzter Lehrer, geſtatten es doch gewiß gerne einem Patrio-ten, daß er ſein Herz über einen ſolchen Gegenſtand aus-

ausschickte, ehe er sich zu Ihnen selbst wendet, daß daselbst wichtige Materien, auch solche die in Staats- und Regierungsgeschäfte einschlagen, ziemlich frei dürfen behandelt werden, selbst von einer Seite, die den angenommenen Grundsäzen des Staats gerade zu widersprechen scheint. Dies beweisen mehrere in diesen Landen erschienene Schriften von Privatpersonen. Fast nichts beweist es aber mehr, als das so viel ich weiß einzige Beispiel, womit vor kurzem von Einem hohen Departement selbst der Entwurf des allgemeinen Gesezbuches für die preußischen Staaten angekündigt wird. Die Geschichte hat nichts angelegeneres zu thun, als solche Züge aufzubewahren; und wenigstens soll mein gedrukter Brief in etwas beitragen, diese Seltenheit bekannter zu machen. Der Chef der Justiz, der Minister welchem der König die Verfertigung des Gesezbuches anvertrauet, sagt — o möchten es alle Fürsten, alle Gesezgeber, und alle Minister hören! — sagt in einer öffentlichen gedrukten Ankündigung*) folgendes: "Die Sache betrift eine der "wichtigsten Angelegenheiten des ganzen Publikums; es ist also billig, daß man die Stimmen desselben darüber vernehme; Ueberdies "giebt es inn- und außerhalb Landes noch Männer "von bekannten Verdiensten um das Fach der Gesez-

gebung

*) Sie ist auf 2 Blättern in gr. 8. hier bei Decker gedrukt, und „Berlin, den 24. März 1784. Carmer." unterzeichnet.

"gebung, an die ich mich unmittelbar nicht wenden konnte, und deren Einſichten ich gleichwohl zu benuzen wünſchte. Als ich daher Sr. Königl. Majeſtät im vorigen Winter den erſten Theil meiner Arbeit vorgelegt, ſo habe ich zugleich angetragen: daß mir erlaubt werden möchte, das ganze Werk zuförderſt in der Geſtalt eines bloßen Entwurfs dem Publiko mitzutheilen, und deſſen Meinungen und Erinnerungen darüber einzuſammeln. Se. Majeſtät haben dieſen Antrag Höchſtdero Weisheit und väterlichen Sorgfalt für das Wohl Ihrer Unterthanen gemäß befunden. Es geſchieht alſo mit ausdrüklicher Genehmigung des Königs, meines gnädigſten Herrn, daß ich dieſen Entwurf eines allgemeinen Geſezbuchs für die Preußiſchen Staaten, und zwar izt deſſen erſten Theil, welcher die Rechte des Hausſtandes enthält, dem Publiko übergebe, und deſſen ſachverſtändige Mitglieder inn- und außerhalb Landes zur gründlichen redlichen und freimüthigen Prüfung deſſelben feierlich auffordere."

Und nicht bloß Aufforderung, auch Beſtimmung von anſehnlichen Prämien *) begleitet dieſe öffentliche Ausſtellung. Mitzeit und Nachwelt muß dieß ſchätzen, dies offne freie edle Betragen, wodurch das [illegible] Volk

*) Nur in Abſicht der Zeit wann die Bemerkungen ſollen eingeſchikt werden, möchte ich eine Aenderung wünſchen; denn der dazu beſtimmte Termin auf ein halb Jahr nach Erſcheinung jeden Theiles kömmt mir zu kurz vor. A. d. V.

Volk auf ſein Intereſſe aufmerkſam gemacht wird, die Rechte der Menſchheit und der Bürger geehrt werden, und ſich die erleuchtete Denkungsart unſers Großkanzlers auf der ſchönſten Seite zeigt.

Und nun komme ich zu Ihnen, mein Herr, den ich wegen der beiden Aufſätze wahrhaft hochſchätze, und gern meinen Freund nenne, ſo unbekannt wir uns einander auch ſind. Ich bin gleichwohl nicht überall Ihrer Meinung, wie ſich gleich zeigen wird. Aber, da in der Hauptſache ſchon meinem Wunſche Genüge geſchehen iſt; ſo iſt es mehr ein bloß litterariſcher Streit, der nicht ſowohl die Sache, als faſt nur Ihre Abhandlungen betrift.

Mich dünkt, auch gegen Ihr erſtes Fragment könnten Zweifel erregt werden. Man kann, und der Wahrheit zur Steuer, muß man Ihnen wohl zugeben: "daß die Formalitäten, welche die itzige "Prozeßordnung vorſchreibt, den Richter völlig in "den Stand ſetzen, die Wahrheit zu erforſchen." Aber iſt dies zur Beruhigung gegen die Furcht, wovon Sie reden, genug? Wie, wenn zu ſolcher Erforſchung Mittel vom Richter angewandt würden, die der Freiheit des Bürgers gefährlich werden können? Das ſichert dagegen nicht, was Sie als den zweiten Punkt anführen, und was man Ihnen gleichfalls zugeben muß: "daß die Entſcheidung des "Rechts der Parteien nicht von der Willkühr des "Richters abhängt." Denn dies giebt nur Sicherheit bei den endlichen Urtheilen, nicht bei der Unterſu

terſuchungen, wodurch das ſtreitige Faktum erſt ſoll ausgemittelt werden. Offenbar iſt die Erforſchung für den Richter bequemer und leichter, wenn er jedes Mittel, um hinter die Wahrheit zu kommen, anwenden darf, z. B. alle Briefe der Parteien, oft auch eines Dritten, alle ihre Handlungsbücher, u. ſ. w. ſich kann vorzeigen laſſen, um darin nachzuſuchen. Es könnte gleichſam ein väterliches Verfahren heiſſen. Nur die Bürger würden dadurch allzumahl zu unmündigen Kindern erniedriget, die ſtets unter der Gewalt eines Vaters oder Vormundes ſtänden; und es müßte ein unerſetzlicher Schaden für Ruhe, Sicherheit und Eigenthum daraus entſpringen. Die Unmöglichkeit eines ſolchen Uebels aus der neuen Prozeßeinrichtung hätten Sie auch noch zeigen müſſen, um alle Zweifel zu heben.

Aber mein eigentlicher Gegenſtand iſt Ihr zweites Fragment, das die Abſchaffung der Advokaten oder die Einrichtung mit den Aſſiſtenzräthen betrift. Dieſe Sache hat eine ſo glänzende, vortheilhafte, und patriotiſch wohlthätige Seite, daß es kein Wunder iſt, wenn ſie Anfangs durchaus gefällt. Aber hernach entſtehen doch über manche Punkte dabei Zweifel, wovon ich die meinigen Ihnen nur kurz vorlegen will.

1) Ganz nothwendige Abhaltungen entſchuldigen natürlich immer; und entſchuldigten auch hier von der perſönlichen Erſcheinung vor Gericht. Aber, bloße Bequemlichkeit entſchuldigte nicht; und Bequem-

quemlichkeit, dünkt mich, gehört doch auch zu der Freiheit und den Rechten des Bürgers. Es iſt doch verzweifelt unbequem, wenn ich in Perſon ſelbſt vor Gericht kommen muß, zu einer Zeit, da ich einen Poſttag oder ein mir höchſt wichtiges Geſchäft, ja auch nur ein angenehmes, abzuwarten habe. Ich bin nicht der Einzige Prozeßführende, und dann iſt es leicht, um eine halbe Stunde vernommen zu werden, den ganzen Vormittag da ſtehn müſſen. Ein Advokat beſorgt hingegen dort zugleich mehrere Prozeſſe, und wartet nicht ſo unbeſchäftigt. Ich verſtehe ferner nichts vom Rechte, und will nichts davon verſtehn; ſo wenig wie von Anatomie und Phyſiologie. Hab ich mir das Bein zerbrochen, fühl ich ein Fieber, ſo laß ich Arzt und Wundarzt holen, leide den Verband, nehme ihre Pulver und Tinkturen ein, ohne ein wiſſenſchaftliches Wort mit ihnen über meinen Zuſtand zu reden. Warum darf ich nicht auch ſolchen Beiſtand mir halten, wenn Jemand aus einem vermeinten Rechtsgrunde 100 Thaler von mir fordert? — Wenigſtens dünkt mich iſt es hart, wenn alle dieſe Beſchwerden (dafür wird ſie jeder Bürger mit mir erkennen) auch der Beklagte immer übernehmen muß.

2) Sie ſagen mit Recht, du bekömmſt auch einen Beiſtand, den Aſſiſtenzrath. — Wie können Sie aber den Umſtand dabei überſehen, daß ich ihn mir nicht ſelbſt gewählt habe? Mich dünkt, meine Vergleichung mit dem Arzte iſt nicht ſo unpaſſend. Und

noch

noch einmal. Es wäre Eingriff in die bürgerliche Freyheit, behaupte ich, wenn die Regierung befehlen wollte, ich ſollte gerade den und den Arzt, wär er auch Boerhave und Tiſſot in Einer Perſon, bey meiner Krankheit gebrauchen. Nein! Modedokto-ren und Pfuſcher müſſen verjagt werden; Unwiſſende müſſen im Examine, welches ihnen die Erlaubniß zur Praxis verſchaffen ſoll, abgewieſen werden; (und die ähnliche Einrichtung iſt ja auch bey Advokaten); aber unter den angeſehenen bleibe mir dann die Wahl deſſen, zu dem ich Vertrauen fühle! — Und kann es mir denn überall ſo gleichgültig ſeyn, welchen Mann ich zum Beiſtand bekomme? Ich muß Ihnen ſagen, mein Freund, ich bin etwas hitzig und heftig, und ich werde mich wahrlich wohl hüten, mir einen Mann von gleichem Charakter auszuſuchen. Natürlich glaub ich immer, daß ich Recht habe, er kann etwa entgegengeſetzter Meinung ſeyn, und ſo werden wir uns in der erſten Stunde, ſtatt uns mit einander zu verſtändigen, ſchon ſo manche Unannehmlichkeit geſagt haben, daß unſere künftigen Beſuche keinen Funken von Herzlichkeit noch Vertraulichkeit haben können. Und einen ſolchen Mann muß ich mir doch gefallen laſſen. Ueberhaupt iſt ja nicht gleich die Rede von Ungeſchicklichkeit, von Unredlichkeit. Es giebt, wie Sie ſelbſt am beſten wiſſen werden, der Sie gewiß auch ſchon lange in der Welt gelebt haben, delikatere Fälle, wo ein in manchem Betracht unbedeutender Umſtand

höchſt

höchſt wichtig ſein kann. Ein vortreflicher thätiger einſichtsvoller Juriſt kann über manchen Punkt der Lebensregeln ein wenig leichtſinnig denken. Gerne würde ich ihn wählen, wenn ich Streit mit meinem Pachter habe; aber izt nur nicht, da durch eine ſeltſame faſt romantiſche Geſchichte die Ehre meiner Tochter in etwas beflekt iſt. — Ein Aſſiſtenzrath bleibt ferner auch noch immer Menſch. Er kann Anhänglichkeit an Jemand durch Dankbarkeit, durch Hofnung, durch gleiche Denkungsart in religiöſem System u. ſ. w. haben; und dieſer Jemand iſt gerade der Mann, der mich izt drükt; und dieſer Aſſiſtenzrath iſt es, der mir izt vom Gerichte geſezt wird. Noch einmal, von grober Partheilichkeit, von offenbarer Ungerechtigkeit iſt nicht die Rede; aber es giebt ja auch feinere Abgötterei nach unſerm Katechismus, und mancher geheimen Neigung iſt man ſich ja ſelbſt kaum bewußt.

3) Auch macht es einen großen Unterſchied, ob ich ſelbſt meinen Rechtsbeiſtand bezahle oder nicht. Ein Gelehrter und ein Künſtler iſt freilich nicht Schneider oder Schuſter; aber wenn jener für mich arbeitet, und für Bezahlung arbeitet, ſo kann ich doch mehr Geduld, mehr Unverdroſſenheit von ihm erwarten, ich ſelbſt kann ihn dreiſter überlaufen, weil ich meinen Vorſaz weiß (und auch er vielleicht ſchon aus Erfahrung), daß ich ihn hernach gebührend belohnen will. — Ein Konſulent, der von den Parteien Bezahlung erhält, kann bequem und oft

sehr

ſehr reichlich davon leben. Er braucht ſich um das Wohlwollen des Gerichts, bei dem er Prozeſſe führt, nicht ſo ſehr zu bekümmern, als um ſeiner Parteien Zutrauen. Daher übergiebt er oft Schriften, worin das Verfahren des Gerichts in ſtarken Ausdrükken angegriffen iſt. Hat der Bürger Unrecht, wenn er ein ganz anderes Vertrauen zu einem ſolchen Mann hat, als zu dem, welcher von einem Kollegium abhängt, ja ſelbſt einſt Mitglied dieſes Kollegiums zu werden gedenkt?

Das groſse Problem, mein Freund, iſt, meiner Meinung nach: eine Einrichtung zu treffen, daß die von den Parteien gewählten und von den Parteien bezahlten Rechtsbeiſtände (denn ſolche, glaub' ich nun einmal, müſſen zur Sicherheit der bürgerlichen Freiheit durchaus bleiben, man nenne ſie übrigens wie man will!) daß dieſe, ſage ich, in volle Würkſamkeit zum Guten geſetzt und darinn erhalten, hingegen in ihrer ſonſt oft genug gewöhnlichen Würkſamkeit zum Schaden gehindert werden. Und mich dünkt, daß der izt getroffene Ausweg ſo ziemlich das Problem auflöſet, da man nämlich die Freiheit hat, um mit Ihren Worten zu reden: "ſich ſtatt des Aſſiſtenzrathes oder neben dem"ſelben einen rechtsverſtändigen Beiſtand zu wäh"len; und in Begleitung deſſelben (ich meine auch: "durch denſelben) vor Gericht zu erſcheinen." Dieſe Einrichtung zeigt allerdings, wie ſorgſam auch

hierin der Chef unſerer Juſtiz iſt, wie Sie ſagen: „die bürgerliche Freiheit nicht ohne Noth einzu„ſchränken."

E. v. K.

6.

Schreiben eines Schleſiers an den Akatholikus Tolerans.

(S. Febr. 1784. S. 180.)

Aeußerſt auffallend war mir die Nachricht in den öffentlichen Blättern von den Provinzialſtädten Bernau, Pyritz, Greifenhagen, Ruppin u. ſ. w., welche den Katholiken zur Feirung ihres Gottesdienſtes die Lutheriſchen Stadtkirchen einräumten; um ſo mehr, da unter ihnen ſo gar ein Wetteifer zu entſtehen ſchien: welche Stadt ſich zuerſt auf dieſer vermeinten höhern Stufe der Aufklärung gezeigt habe? Nun, ſagte ich ſcherzend, werden doch dieſe Kirchen nach zweihundert und mehr Jahren zum erſtenmal wieder Rauchwerk und einen guten Geruch bekommen, und das Umherſpritzen des Weihwaſſers wird dann manche Spinne aus dem ſonſt ruhigen Beſitz ihres Gewebes verjagen. Bewundernd wird das evangeliſchlutheriſche Volk die Zeremonien an-

ſehen,

ſehen, wird alles als neu anſtaunen; aber ſo wenig als ſeine geiſt- und weltliche Vorſteher wiſſen, daß ſie die Einweihung der Kirche bedeuten, und daß der katholiſche Geiſtliche die Kirche ſo koſchert, wie der Jude den Keſſel aus der Küche eines Chriſten, ehe er ſich Fiſche darin ſieden kann. Wofern keiner iſt, der dieſen gutherzigen Toleranten ihre falſchen Begriffe aufdekt: ſo muß die Zeit ſie in die Kur nehmen, die ihnen, oder ihren Nachkommen, die Folgen dieſer Unvorſichtigkeit empfindlich genug machen kann.

Unerwartet, aber gewünſcht, kömmt Ihr wichtiger Aufſatz über die falſche Toleranz einiger Märkiſchen und Pommeriſchen Städte in Anſehung der Einräumung der proteſtantiſchen Kirchen zum katholiſchen Gottesdienſt, in dieſer Monatsſchrift; zwar für dieſe Städte zu ſpät, aber zum Glük doch für andere noch zu rechter Zeit, die dadurch von ähnlichem Beginnen zurükgeſchrekt werden könnten, wofern nicht, wie ich vermuthe, Einhalt von höherm Orte bereits geſchehen iſt. Dabei aber wünſche ich doch, daß alle denkende Einwohner der Mark und des Pommerlandes, beſonders die Geiſtlichen, jenen Aufſatz leſen, und alles darin ſo gründlich und bündig Vorgetragene beherzigen möchten.

„Wer kann, ſagen Sie S. 191, alle geheimen „Wege entdekken, und das Dunkel aller Verbindungen entſchleiern?" So dachte auch wenige Jahre

vor dem ſiebenjährigen Kriege bei dem Hirtenbriefe des Erzbiſchofs Trautſon in Wien, Doktor Weikhmann in Wittenberg, der davon Anlaß nahm, eine gelehrte Diſputation zu ſchreiben von den feinern Wegen der Römiſchkatholiſchen uns Proteſtanten zu hintergehen; und war gleichſam Prophet von dem nachher erfolgten Kriege, der auf nichts geringers, als auf den Umſturz der Freiheit und der ganzen proteſtantiſchen Sache in Deutſchland, abzielte. So bittere Kritiken auch Weikhmann anfangs über ſich ergehen laſſen mußte: ſo hat doch die Zeit ſeine Einſichten und Warnungen gerechtfertiget.

Erlauben Sie mir, Ihre allgemeinen Sätze mit ein Paar Beiſpielen zu erläutern, die, wenn die Berliniſche Publicität und Preßfreiheit, wie ich denke, es zuläßt, wohl der Aufmerkſamkeit des Publikums werth ſind, beſonders da vielleicht noch künftigen größern Uebeln vorgebeuget werden kann; — und dabei zugleich die bedenklichen Folgen dieſer übel angebrachten Toleranz zu ſchildern.

Zuerſt theile ich Ihnen ein Schreiben ſo unverändert mit, wie es mein Freund, ein gelehrter Landprediger, der M. L. zu N. in Schleſien den 11. März 1783 an mich geſchikt hat; und was er darin klagt, das erfahren mehrere ſeiner Amtsbrüder, als Prediger an den alten evangeliſchen Kirchen, nämlich: geheime Wege, in deren Dunkel hier die Fakkel der Geſchichte gebracht wird; und können künftig auf ähnliche Art die Städte erfahren, deren geiſt-

und

und weltliche Vorſteher durch eine übel angebrachte Toleranzübung einen Ruhm geſucht haben, der ſich vielleicht bei ihren Nachkomen ſehr verdunkeln möchte.

"Wir wurden, ſchreibt er, bei unſrer letzten Zu-"ſammenkunft in unſrer Unterredung wegen meines "und der allhieſigen Kirche traurigen Schikſals ge-"ſtöret. Es ſchien Ihnen, theuerſter Freund, un-"glaublich zu ſein, daß ich ein Amt ohne Brodt ha-"ben könnte. Allein überlegen Sie, daß ich durch "die Aufhebung des nexus parochialis *) noch über "45 Scheffel an Getraide verlohren habe: ſo werden "Sie leicht einſehen, daß ich dadurch meines ganzen "Salarii verluſtig gegangen bin. Ich würde mich "nie haben entſchließen können, zu heirathen, wenn "ich geglaubt hätte, daß es ein möglicher Fall wäre, "daß mir das, worüber ich die allerhöchſte königli-"che Konfirmation erhalten hatte, könnte abgenom-"men werden. Die Gnade und Weisheit unſers "allergnädigſten Landesvaters war mir zu bekannt, "als daß ich nicht hätte denken ſollen, ganz gewiß in

 "dem

*) Die Sache beſteht darinn: Ehemals muſten katho-liſche Beſitzer ſo gut zu den evangeliſchen Kirchen beitragen, als Evangeliſche zu Katholiſchen; weil das Onus auf dem fundo haftete, und ſchon beim Kauf in Anſchlag gebracht, und vom Kaufpretio abgerechnet wurde. Das hieß nexus parochialis; und das iſt nun aufgehoben. Durch was für Vorſtellungen man das ausgewirkt, weiß ich nicht. Aber, was mein Freund erzählt, ſind nur die traurigen Folgen für die Evangeliſchen, denen aber höhere Macht bald ſteuren kann. Z.

„dem Beſitze meines Brodts zu bleiben; zumahl da „ja das Getraide, welches unſer Salarium bei den „alten Kirchen iſt, und welches ich gern gegen 120 „Rthl., welches jedem Geiſtlichen bei den neuen „Kirchen iſt bewilliget worden, vertauſchen wollte, „in gar keiner Konnexion mit der Konfeſſion ſtehet, „ſondern als ein Onus auf dem fundo haftet, wel„ches die erſten fundatores der Kirche aus freier eig„ner Bewegung über ſich genommen haben, um den „Lehrer der Gemeine und ihrer Unterthanen erhal„ten zu helfen. Dieſes Onus nun iſt ſeit dem auf je„dem dominio, Bauergut, Häuſern u. ſ. w. geblie„ben, und kein neuer Käufer hat es dürfen mitbe„zahlen, ſondern muß ihm, als ein Onus, an dem „Kaufpretio erlaſſen werden; wie jeder Anſchlag bei „jedem Dominio, und jeder Kaufbrief von jedem Hau„ſe, Bauergut u. ſ. w. ausweiſet, in welchem die „Dezimen, Hülfsdienſte ꝛc. als eine Sache angefüh„ret werden, welche ſie vertragsmäßig über ſich neh„men müſſen. Ich habe alſo, ſo wie alle andere, „durch die Aufhebung des nexus parochialis mein „Brodt verlohren, und iſt dem Kloſter, dem es am „Kaufpretio (es hat das Oberdominium, auf wel„chem das Lehn haftet, erſt vor etwa 50 Jahren „von dem Herrn von S. erkauft) bereits war erlaſ„ſen worden, noch einmal geſchenket worden. Die„ſes ſah ein hochpreisliches königliches Oberkonſiſto„rium ſelbſt ein, als das Kloſter dem hieſigen Schul„meiſter, der die Kinder der evangeliſchen Unter-

„tha-

"thanen, ſo wie ich, jung und alte, unterrichten
"muß, das Brodtgetraide oder Dezem zurükbehielt;
"es ward ſogleich allerhöchſt befehliget, daſſelbe dem
"Schulmeiſter ſogleich wieder zu geben. Ich woll-
"te ja gerne auf den Namen des Dezem renuncii-
"ren, wenn ich nur Brodt hätte. — Allein noch
"auffallender und noch weit unbegreiflicher ſchien es
"Ihnen zu ſein, als ich Ihnen ſagte, daß ich mich
"nebſt meinen noch übrigen wenigen evangeliſchen
"Kirchkindern allhier in dem empfindlichſten Druk
"befände, und die allhieſige evangeliſche Kirche in
"etlichen Jahren würde müſſen wüſte ſtehen bleiben.
"Indeß iſt nichts ſo gewiß als dieſes. Seit kurzer
"Zeit ſind in der Gemeine von etwa vierzig Wir-
"then bereits neunzehn katholiſche Wirthe, vi, clam
"& precario, von dem Kloſter in L. als erſter Lehns-
"herrſchaft, eingeſezet worden. Erſt ſeit einem Jah-
"re ſind drei Stellen durch Vorſchuß des Kloſters an
"Katholiken verkauft worden, und um zwo andere
"kaufen ſie bereits wiederum. So fern ich auch von
"allem Religionshaſſe lebe, ſo offenbar iſt es, daß
"ein Katholik weit mehr für eine Stelle (wenn auch
"kein opus operatum dabei gedacht wird) geben kann,
"als ein Evangeliſcher. Seit der Aufhebung des
"nexus parochialis iſt der Katholik natürlicherweiſe
"bedacht, ſich lieber an einem Orte anzukaufen, wo
"eine evangeliſche Parochie iſt, um den katholiſchen
"auszuweichen. Warum? Zu einem katholiſchen
"müßte er durch Dezem, Fuhr- und Handarbeiten

„bei den Kirchgebäuden konkurriren; bei einem Evangeliſchen aber iſt er von allen dergleichen Auflagen frei, und kann alſo weit mehr geben, als ein Evangeliſcher, welcher alle dieſe Laſten tragen muß. Setzen Sie z. B. daß hier ein Bauergut, welches etwa vier Scheffel Dezem giebt, verkauft wird: ſo kann der Katholik gerne hundert auch 150 Rthl. mehr geben, weil ihm die Erlaſſung der Onerum reichlich die Intereſſen darauf wiederbringt. Jetzt gerade ereignet ſich hier der nämliche Fall. Ein Dreſchgärtner unter dem Kloſter, welcher noch der einzige evangeliſche iſt, will verkaufen, um dem heimlichen Druk zu entgehen. Er will gerne die Stelle einem evangeliſchen um ſiebenzig Reichsthaler verkaufen; allein es fürchtet ſich ein jeder. Hingegen ſind viele Katholiken, welche ihm ſchon 120 Rthl. geboten haben, welches die Stelle nicht werth iſt, und kein Evangeliſcher geben kann. Dazu kömmt, daß jeder Evangeliſche einſieht, daß, wenn es ſo fortgeht, es endlich den immer wenigeren Evangeliſchen unmöglich fallen muß, die Dienſte bei Pfarr- und Schulgebäuden zu beſtreiten. Mithin wird die Laſt von Jahr zu Jahr für die Evangeliſchen größer, die Einnahme ſolcher Kirche zu ihrer Unterhaltung fällt weg; und dieſe muß endlich, da ſie ſich doch in jenen gefährlichen Zeiten immer in evangeliſchen Händen erhalten hat, wüſte und verlaſſen ſtehen bleiben. Glauben Sie es alſo, daß wir Urſache haben, uns ſolchen, welche

„wider

„wider die allerhöchste Absicht unsers allergnädigsten
„Landesvaters heimlich zu Boden gedrükt werden,
„zu seufzen?“

Wer hätte das gedacht, daß die alten evangeliſchen Kirchen, die ſich ehemahls mitten in dem Herzen der herrſchenden katholiſchen Kirche glüklich erhalten haben, unter der Regierung des Preußiſchen Monarchen, wo jene Herrſchaft wegfällt, gewiß aber bisher ohne Wiſſen und Willen deſſelben, von den Evangeliſchen verlaſſen werden ſolten! Und das geſchähe gewiß, wenn nicht, wie man hoffen kann, beizeiten ein Riegel vorgeſchoben wird.

Nur einen Blik auf die Städte geworfen, welche den Katholiken ihre evangeliſchen Kirchen öfnen! Iſt denn nicht bekannt, daß katholiſche Bürger ſich eben ſo gut anſetzen können, als evangeliſche? Können dieſe nicht vermögender und zahlreicher als die evangeliſchen werden? O! das geht eben ſo natürlich zu, als es jüdiſche Kaufleute in großen Städten ſchon geworden ſind; durch Unterſtützung von ihren Glaubensgenoſſen, und wenn auch die Hülfsgelder dazu jenſeit der Alpen und der Pyrenäen geſamlet werden ſollten. Das ſteht alles in der Macht ſolcher feinen Politiker, deren ſich nicht wenige unter den katholiſchen Geiſtlichen befinden, und denen es ſo ſchwerlich verdacht werden kann, wenn ſie ſich in ihrem alten ſo viele Jahrhundert hindurch behaupteten Beſitze der Regierung der ganzen chriſtlichen Welt, wo nicht völlig mehr, doch größtentheils

zu erhalten ſuchen. Wer verliert gern alte verjährte Beſitzungen? und wer ſucht nicht das verlohrne wieder? Von den Katholiken haben wir doch alle alte Kirch- und Kloſtergebäude, davon die letztern in Schulen verwandelt ſind. Wie willkommen alſo die Gelegenheit, lutheriſche Kirchgebäude wieder als katholiſche zu gebrauchen! — Wie aber? werden dieſe in der gemeinſchaftlichen Kirche nicht an Sonn- und Feſttagen predigen wollen? werden ſie nicht ihre Maria- und andre kleine Feſttage darin feiren und Meſſen leſen? Man hat ihnen ja einmahl den Gebrauch der Kirche zur Haltung des Gottesdienſtes nach ihrer Art eingeräumt! In andern Städten, wo man nicht ſo freigebig war, behalten doch die Evangeliſchen ihre Kirchgebäude zu ihrem Gebrauch allein, wenn auch bei vermehrter Anzahl der Katholiken, oder Juden, oder andrer Glaubensgenoſſen, die Zahl der Lehrer an Kirchen und Schulen aus Mangel des Unterhalts vermindert werden müßte. Vermehrt ſich die Zahl und das Vermögen der angeſeſſenen katholiſchen Bürger, und ſie wollen ſich eine Kirche bauen: warum würde ihnen das in Pyritz und Greifenhagen nicht eben ſo verſtattet werden können als in Berlin? Warum ſollten ihnen, als Chriſten, nicht ſo gut Kirchen erlaubt werden, als den Juden Tempel oder Synagogen? Den Lutheranern kann das weiter nicht ſchaden, als daß ihre Kirchen und Schulen dann wenigere Lehrer nöthig haben; daß ſtatt ihrer drei an einer Kirche oder

Schu-

Schule zween, oder einer, alles verwalten und doch ſein gutes Auskommen haben könnte, wenn dann, wie billig, die Salarien der mehrern einem zufielen. Warum drei Predigten an einem Sonntage, wenn zwo, oder eine, eben daſſelbe, und vielleicht noch mehr, ausrichten kann? und wozu mehr als höchſtens eine Wochenpredigt, wenn itzt ſchon die meiſten Bänke leer gelaſſen werden? ... Jedoch, das ſind fromme Wünſche, deren Erfüllung wohl noch nicht bei unſerm Kirchenweſen zu erwarten iſt, ſo lange die Erhaltung der Geiſtlichen an Predigen und andere gottesdienſtliche Verrichtungen gebunden bleibet.

Ich komme wieder auf das vorige zurük, und von den Städten auf die Dörfer! So wie in kleinen und größern Städten katholiſche Bürger, Kaufleute, Künſtler und Handwerker ſich künftig anſetzen können: ſollte dergleichen nicht auch auf dem Lande ſtatt finden? Wie? wenn ein reicher katholiſcher Landwirth königlicher Amtmann, oder adlicher Güterpächter würde? Wenn dieſer entweder auf Vorwerken oder neuen Dörfern, katholiſche Einwohner unter evangeliſch-lutheriſchen anſetzte? Wenn der Amtmann für ſich und ſeine Glaubensverwandte zwar einen Prieſter halten, aber keine Kirche bauen könnte oder wollte? Wenn nun der lutheriſche Geiſtliche um die Gemeinſchaft der Kirche angeſprochen würde? und wenn dieſer, oder ſeine Superioren, ſolches verweigerten? wenn man ſich dann auf das

Bei

Beiſpiel der genannten Städte beriefe? — Denke nun hier ein jeder, was ihm beliebet, indem er einen Blik auf die hier ſehr mögliche Zukunft wirft! — Beſtehen kann und wird die menſchliche Geſellſchaft immer, auch bei der größten Verſchiedenheit der Religion; beſtehen kann und wird die Liebe und Verträglichkeit unter den verſchiedenen Religionsverwandten, wo ſie ſo untereinander wie in Preußiſchen Staaten vertheilt leben; ſie mögen heißen, wie ſie wollen, Naturaliſten, Deiſten, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Herrenhuther, Juden; ſie glauben alle an einen Gott, den Schöpfer und Erhalter; und befinden ſich vielleicht beſſer dabei, als bei der gleichſam erzwungenen Einigkeit der Lehre und des Glaubens, oder vielmehr nicht vielleicht, ſondern gewiß, wie ich mir getraue aus der politiſchen und Religionsgeſchichte genug zu erweiſen. Aber dazu iſt gar nicht nöthig, daß eine Religionspartei der andern ihre Tempel zum gemeinen Gebrauch überlaſſe; den Fall ausgenommen, wo Lutheraner und Reformirte gemeine Kirchen, Kirchhöfe und Grabſtätten haben. Diſpüten (ich will nicht ſagen, Trennung oder Haß) wegen Glaubenslehren zwiſchen dieſen beiden, nur in äußerlichen Verfaſſungen verſchiedenen, gereinigten Chriſten ſind ſchon lange nicht mehr erhört geweſen, würden auch wahrlich eine Schande der lezten Hälfte dieſes Jahrhunderts ſein. So lange aber noch beide jährlich in Rom am grünen Donnerſtage, nebſt den ihrer

Lehre

Lehre zugethanen Fürſten, verdammt werden; ſo lange bei aller Toleranz, ſelbſt in der öſterreichiſchen Monarchie, die katholiſche Religion zwar nicht die alleinherrſchende, aber doch noch die alleinſeligmachende, genannt wird; ſo lange, nach ihrer Lehre, ehemahlige katholiſche, nun lutheriſche oder reformirte Kirchen, entweihet ſind, und neue Einweihung, ſie möge auch noch ſo geheim vorgenommen werden, nöthig iſt; ſo lange ſie die nur unterbrochene Ausübung eines auf dieſe Tempel ihnen zukommenden, unverjährten Rechts lehren und glauben: ſo lange verträgt ſich mit ihrer Lehre nicht die Gefälligkeit der Proteſtanten, ihnen die Kirchen zum gemeinſchaftlichen Gebrauch einzuräumen. Bisher iſt dieſe Lehre weder durch eine Bulle des Papſtes, noch durch den Schluß einer Kirchenverſammlung, aufgehoben.

Man pflegte ehemahls zu ſagen, die römiſchkatholiſchen Miſſionarien diſputirten und bekehrten durch alle vier Modos der Syllogismen in der erſten Figur: in Barbara, durch Heirathſtiften; in Celarent, durch Verhelung anſtößiger Lehrſätze; Darii, durch Geſchenke, Gaben und Dienſtleiſtung; und endlich Ferio, durch Gewalt, Feuer und Schwerdt. Der andre Modus kann und wird wohl zu unſern Zeiten noch am meiſten genutzt, beſonders auch gegen Proteſtanten, um ſie in den Schlaf der ſüßen Unionträume zu wiegen; doch auch hin und wieder noch die dritte Art, wozu auch gehört, wenn

ſie

ſie Ehrſüchtige zu Macht und höhern Ehrenſtellen verhelfen. Dieſe Methode thut auch ihre gute Dienſte in den Seminarien, deren Sie S. 190. 191. als ein gründlicher Kenner des Geiſtes der Hierarchie erwähnen. *) Nur ein Beiſpiel von mehrern mir

*) Es iſt doch in der That faſt unbegreiflich, wie weit die Sache mit dieſen ſonderbaren Seminarien geht. Nicolai hat im zweiten Bande ſeiner Reiſen, S. 510 von dem nordiſchen Stifte zu Linz, und bei der Gelegenheit von mehrern ſolchen Seminarien geredet. Aber, daß auch zu Schwerin in Meklenburg eine ſolche katholiſche Pflanzſchule ſchon ſeit 50 Jahren iſt, die von Jeſuiten regiert wird, wo man junge Leute aus proteſtantiſchen Ländern, und ſoviel als möglich, Jünglinge aus vornehmen Häuſern, ganz in der Stille katholiſch erzieht: dieſe mitten in einem erzlutheriſchen Lande angelegte kleine Stiftung, die aber ſicherlich von weitausſehendem Endzwek iſt, dieſe kannte ich und wahrſcheinlich mancher meiner Leſer noch nicht. Nicolai redet in ſeinem neulich erſchienenen dritten Bande davon, in den Zuſätzen S. LII. bis LVII. Wer weiß, ob wir nicht bald auch von ähnlichen Einrichtungen im Brandenburgiſchen Nachricht bekommen? Und dieſe Eroberungsſucht, dieſe Begierde, durch verdekte künſtliche Mittel immer mehr Eingang zu bekommen, immer mehr Gemüther zu gewinnen, immer mehr die alleinſeligmachende Kirche zu verbreiten, macht doch einen ſonderbaren Kontraſt mit dem ruhigen Verfahren der Proteſtanten, die alles der eignen Aufklärung, der beſſern Einſicht, und der Reife der Zeit überlaſſen. Auch kann dieſe Eroberungsſucht wohl ſchwerlich Zutrauen erwekken, kann ſchwerlich einſchläfern, wenn die andere Partei von gegenſeitigem Nachgeben und von einem Vereinigungsbündniſſe ſpricht; — oder man müßte denn durchaus ſchlafen wollen. B.

mir bekannten zu der merkwürdigen Stelle S. 191, wo Sie ſagen: "ihr (der Exjeſuiten) Einfluß wirkt, "unter den verſchiedenſten Geſtalten — und bringt "die ſonderbarſten Phänomene hervor."

Ich, der ich in einem Lande der herrſchenden Römiſchkatholiſchen Kirche vor mehr als zwanzig Jahren gelebt habe, und nun in einem andern lebe, wo ſie zwar zahlreich, aber nicht die herrſchende mehr iſt, ich habe ehemahls ein ſolch ſonderbares Phänomen in einer ziemlich großen, freien Handelsſtadt gekannt, die ich zwar nicht hier nenne, aber doch das viele von den Einwohnern mir erzeigte Gute nie verkennen werde. Der anſehnliche Magiſtrat dieſer Stadt, in welchem die Hälfte der Glieder Römiſchkatholiſche ſein ſollten, hatte damahls an ſeiner Spitze einen Evangeliſchlutheriſchen, der dem Pabſt in den Schooß geſchworen hatte, das heißt: er war ein ſolcher, welcher heimlich gelobt hatte, niemals gegen das Intereſſe der Katholiken, beſonders aber der Jeſuiten zu ſein, die in derſelben Stadt ein Kollegium und eine zahlreiche Schule hatten; und wo das ehemahls berühmte Lutheriſche Gymnaſium ihnen ein Stein des Anſtoßes war. Dafür hatten ſie ihn jung bald alle Stuffen der Ehren in ſeiner Vaterſtadt hindurch bis zur höchſten empor gehoben, und zwar durch mächtiae Einflüſſe des die Stadt protegirenden Hofes. Dafür verſprachen und leiſteten ſie ihm allen Beiſtand von Seiten des Hofes und der Großen des Landes. Er

war

war ein Mann von großen Talenten und Studien; der unter den Jeſuiten gewiß eine wichtige Rolle geſpielt, und ſich bald zum General empor geſchwungen haben würde, deren Ordensaufhebung er aber noch mehrere Jahre überlebte; ein großer Geiſt, der auch ſelbſt die feinſten Köpfe der Jeſuiten weit überſah, der ſie zufrieden ſtellte, ohne ihre Wünſche ganz zu befriedigen, und ohne Nachtheil des damahls noch blühenden Gewerbſtandes; ein Redner, wie itzt Fox in London. Ich endige mit dem Schleier, den ich über das ziehe, was er für die Gunſt der Jeſuiten ihnen wiederum zu Gefallen gethan; alles ſo fein und mit ſo ſcheinbaren Gründen, daß feinere Naſen erfodert wurden davon Witterung zu haben, als damals im Rathhauſe befindlich waren.

Sonſt leben wir hier zu Lande, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Herrenhuther, verträglich untereinander, und üben alle eigentlich guten Werke der Menſchenliebe, ſelbſt gegen die Klöſter, aus. Die Franziskaner und andre Bettelmönche bekennen ſelbſt, daß ſie von den Evangeliſchen mehr Gaben einſammlen, als von ihren Glaubensgenoſſen, und freuen ſich herzlich, daß ſie unter Preußiſchem Zepter vor den Verwandlungen ihrer Ordensverwandten in Oeſterreichiſchen Staaten ſicher leben; und ihre Lobesposaune dringt bis in die Ohren und Herzen der benachbarten Bewohner.

Geſchr. d. 19. März 1784.

7.

Anhang zu dem voranſtehenden Schreiben.

Vielleicht iſt es unſern Leſern nicht unangenehm, hier eine bloß hiſtoriſche aktenmäßige Nachricht von der nähern Veranlaſſung des in mehreren Märkiſchen und Pommerſchen Städten den Katholiken verwilligten Mitgebrauchs der proteſtantiſchen Kirchen zu leſen. Die Sache kam überall durch die in dieſen Städten in Garniſon liegenden Regimenter in Anregung, unter denen ſich zum Theil eine große Anzahl Katholiken befanden. (z. B. über 600 bei dem von Zitzewitziſchen Regiment in Brandenburg.) Dieſe haben keinen eignen Geiſtlichen, ſondern die katholiſchen Geiſtlichen in Berlin bereiſen die Regimenter, und verrichten wenigſtens zweimal im Jahr den Gottesdienſt bei ihren Glaubensverwandten. Dazu waren bisher in den meiſten Städten Zimmer auf dem Rathhauſe, in einigen auch Zimmer in Privathäuſern (wie zu Bernau in einem Gaſthofe) gebraucht worden. Dieſe Einrichtung fanden die Geiſtlichen theils unbequem, theils anſtößig, weil die öffentlichen Zimmer auf dem Rathhauſe bei andern Gelegenheiten privilegirten Komödianten, Gaukelſpielern u. ſ. w. Preis gegeben würden. Auf ihre Vorſtellung traten daher die Chefs der Garniſonen mit den Magiſträten, oder dem geiſtlichen Miniſterium des Orts in Unterhandlung wegen der Verwilligung der lutheriſchen Kirchen. Die Magiſträte waren überall geneigt dazu, ſie fragten beim Ober-

Konſiſtorium an, daß ihnen überall nur unter der Bedingung die Verwilligung ihrer Kirchen zum katholiſchen Gottesdienſt geſtattete, wenn die Bürgerſchaft damit zufrieden wäre. In den meiſten Städten wurden den katholiſchen Geiſtlichen einige Bedingungen vorgeſchrieben, beſonders die: daß die Abwartung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes auf keine Weiſe gehindert würde, folglich der katholiſche Gottesdienſt nur in ſolche Tage und Stunden fallen müßte, wo die Kirche nicht ſchon von den Proteſtanten zum Gottesdienſt oder zu Miniſterialhandlungen gebraucht würde.

Die Stadt Ruppin war unter allen die erſte, die dieſe Toleranz gegen die Katholiken übte. Doch theilte ſie mit ihnen keine ihrer Hauptkirchen, ſondern überließ ihnen bloß eine Hoſpitalkirche, in der ohnedies nur alle Vierteljahr einmal Gottesdienſt gehalten wird, und die auch ſchon oft zur Niederlage von Mehl für die Garniſon gedient hatte. Es gereicht übrigens dieſer Stadt zur Ehre, daß dies anfänglich ohne vieles Geräuſch und ohne ſelbſtgefällige poſaunende Verkündigung in den Zeitungen geſchah; obwohl ſie doch nachher, da Bernau in den Zeitungen als das erſte Muſter einer ſolchen Toleranz mit lautem Wiederhall geprieſen ward, auf dieſen ungemeßnen Ruhm eiferſüchtig ward, und ihre Prioritätsrechte ebenfalls in öffentlichen Zeitungen geltend machte. Denn würklich hatte ſie bereits am Ende des Jahrs 1781 die Bahn gebrochen.

In

In Bernau kam die Sache erſt im Julius 178[illegible] in Anregung, nachdem der Herr Pater Bernhard Schornſtein, zweiter katholiſcher Prediger in Berlin, den daſigen Herrn Archidiakonus Calov ſondirt hatte, ob er tolerant genug ſei, ihm zu erlauben, daß er ſeinen Gottesdienſt in der lutheriſchen Kirche halten dürfe. Magiſtrat und Bürgerſchaft ließen es ſich, da ihre Geiſtlichkeit nichts dagegen hatte, ebenfalls gefallen. Aber warum mußte nun dieſe Toleranz unter Pauken- und Trompetenſchall in den Zeitungen vor dem ganzen deutſchen Publikum ausgerufen, und als Morgendämmerung von wer weiß was für herrlichen Zeiten verkündigt werden? Das ſchmetternde Lob hallte weit umher. Andre Städte horchten hoch auf, und wurden ebenfalls nach dem Lorbeer begierig, den Bernau davon getragen. Das Beiſpiel dieſer Stadt wirkte ſchnell wie ein elektriſcher Schlag von Stadt zu Stadt, und nun ließ eine nach der andern in öffentlichen Blättern ſich duftenden Weihrauch ſtreuen.

Treuenbriezen, Gardelegen, Neuſtadt-Eberswalde, Brandenburg, Stendal, und in Pommern Pyriz, Greifenberg, Stargard u. ſ. w. folgten dem einmal gegebnen und mit ſo lautem Beifall aufgenommenen Exempel.

In Brandenburg fand die Sache anfänglich Schwierigkeiten. Wenigſtens mußte man von dem anfänglichen Vorhaben, den Katholiſchen die Paulskirche in der Neuſtadt einzuräumen, abſtehen,

weil die auf Befehl des Oberkonſiſtoriums befragte Bürgerſchaft dagegen aus dem allerdings triftigen Grund proteſtirte: daß des Gottesdienſtes in dieſer Kirche zuviel ſei, da ſie bereits für 3 Gemeinen, die lutheriſche Stadt- und Garniſongemeine und außerdem für die Reformirten gebraucht werde; auch daure der katholiſche Gottesdienſt immer drei Tage hintereinander, und ſo lange ceſſire der proteſtantiſche Gottesdienſt in dieſer Kirche nie. Es kam nachher die in der Altſtadt gelegne Johanniskirche in Vorſchlag, und der Mitgebrauch derſelben ward bewilligt.

In Neuſtadt-Eberswalde wurden folgende Bedingungen feſtgeſetzt:

1) Daß ſich der katholiſche Geiſtliche niemals anmaße, einige Jura parochialia daſelbſt auszuüben.

2) Daß von Seiten E. hochlöbl. Garniſon dem jedesmaligen Inſpektor oder bei etwaniger Vakanz dem deſſen Stelle vertretenden Geiſtlichen von der Ankunft des katholiſchen Geiſtlichen, ſobald er ſolche meldet, Nachricht gegeben werde.

3) Daß dieſer ſich alsdann gefallen laſſe, den Gottesdienſt zu der Zeit anzuſetzen und zu halten, welche der Inſpektor oder deſſen Vikarius beſtimmen wird, damit mit den Lutheranern keine Kolliſionen entſtehen.

4) Noch beſonders, daß von dieſer den Katholiſchen verſtatteten Ausübung ihres Gottesdienſtes in der lutheiſchen Kirche, nichts in öffentlichen

Blät-

Blättern bekannt gemacht werde, wie es von einigen andern Orten geſchehen. — Dieſe lezte Bedingung iſt allerdings auffallend. War dieß ausdrükliche Verbot der öffentlichen Bekanntmachung, Beſcheidenheit, oder war es Stolz, um nicht für bloße Nachahmer gehalten zu werden, oder vielleicht gar ein geheimes dunkles Gefühl, daß dieſe Toleranz vielleicht nicht ganz rechter Art ſei?

In Stargard, wo den Katholiken die ſeit 30 Jahren nicht gebrauchte Jobſt Kapelle gegen einen Kanon von 6 Rthl. jährlich eingeräumt worden, iſt ausdrüklich feſtgeſezt: daß, wenn die Proteſtanten etwa wegen Anwachs der Gemeine für nöthig fänden, ſelbſt in dieſer Kapelle Gottesdienſt zu halten, ſolche von den Katholiken ſogleich zurükgegeben werden ſolle.

In Stendal wurden unter andern auch folgende Bedingungen feſtgeſezt:

1) "Es wird der katholiſchen Gemeine die Kirche (im St. Annenkloſter) mit Ausnahme des Chors eingeräumet, und muß alſo weder izt noch auf alle künftige Zeiten ein Anſpruch an dies Chor gemacht werden.

2) Es wird erlaubt, von der Sakriſtei, Kanzel und Altar Gebrauch zu machen, jedoch ohne etwas zu ändern.

3) Der Gebrauch der Thurmglokke kann nicht bewilligt werden.

 4) Es

4) Es wird kein andrer Eingang in die Kirche bewilligt, als die große Kirchenthüre u. ſ. w.

In dem bei dieſer Gelegenheit auf die Anfrage des Stendalſchen Generalſuperintendenten Silberſchlag ergangenen Reſkript des geiſtlichen Departements wird die Verſtattung des Mitgebrauchs der Kirche nur "unter ausdrüklicher Ausſchließung alles izt und künftig anmaßlichen Eigenthums an der Kirche" bewilligt, und dem Oberkonſiſtorium zugleich aufgetragen: "auf Vorbeugung aller etwa ſich einſchleichenden Misbräuche in dieſem und ähnlichen Fällen genau zu invigiliren."

Die Weisheit und Nothwendigkeit eines ſolchen Reſkripts wird niemand bezweifeln, der nur etwas mit dem Geiſt der katholiſchen Kirche bekannt iſt, wenn er übrigens auch die Beſorgniſſe des Akatholikus Tolerans (im Febr.) und des Verfaſſers des voranſtehenden Briefs zu ängſtlich finden ſollte.

G.

1.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortſetzung; ſiehe Mai S. 463.)

Siebzehnter Brief.

Man glaubt bei uns, wie Sie wiſſen, daß hier vorzüglich die franzöſiſche Litteratur geſchäzt wird. Aber ſo iſt es nicht. Freilich giebt es hier viele, die mit wahrer Kenntniß der Sache die großen Schriftſteller achten, und aufs fleißigſte leſen und nuzen, welche das Land jenſeit des Rheins hervorgebracht hat. Ueberhaupt iſt eine ausgebreitete, und oft bis ganz ins Kleine gehende Kenntniß auswärtiger Litteratur hier anzutreffen. Fremdes Verdienſt zu ehren iſt die bekannte Gerechtigkeitstugend Deutſchlandes, welches nur faſt in den Fehler der zu großen Gerechtigkeitsliebe verfällt, wovor Klopſtock und ſchon Salomo warnt. *) Im nördlichen Deutſchland, wo der eiſerne Fleiß und das gründliche Studiren unſrer Großväter ſich noch izt erhält, ſind Männer, die ſechs und mehr lebende Sprachen außer den gelehrten alten verſtehen, in der That ſo gewöhnlich, daß man gar kein Wunder daraus

*) „Sei nicht allzugerecht!" Klopſtocks Oden drittes Buch, die Ode: mein Vaterland. Und Prediger Salomo Kap. 7. Vers 17. B.

macht, und ſie ſelbſt auch es nicht als etwas beſonderes anſehen. Dergleichen giebt es denn hier auch viele, unter den eigentlichen Gelehrten und unter Männern von allen Klaſſen. So finden Sie hier bei manchem große Kenntniſſe von auswärtigen Ländern in Abſicht des politiſchen und litterariſchen Zuſtandes, die bei ihm durch Sprachkenntniß, Lektüre, eigne Bibliothek, zuweilen auch Reiſen und Korreſpondenz gebildet ſind. Natürlich iſt ein ſolcher Mann unparteiiſch genug, das viele vortrefliche jener edlen franzöſiſchen Schriftſteller zu rühmen, auch wol patriotiſch genug, frei und laut, um Nacheiferung zu erwekken, ihren Vorzug vor uns einzugeſtehn: — daß ſie nehmlich eine beſſere Konverſationsſprache haben, beſſer die Würkung ihrer poetiſchen Werke für ihre Zeitgenoſſen berechnen, beſſer den Ton zu treffen wiſſen, der vom Throne bis zur Hütte gefällt, und von Kamſchatka bis Peru gern geleſen wird.

Wiederum giebt es andere, und nicht bloß Kammerherrn und Hoffräulein, die nichts, als was über den Rhein herkömmt, für der Rede werth halten. Jene unſterblichen Schriftſteller Frankreichs kennen ſie nicht einmal dem Namen nach, wären auch nicht im Stande, das geringſte davon zu verſtehen. Aber der Jargon, der im letzten Monat am franzöſiſchen Hofe geſprochen ward, und die Mode, die in Paris nach den neueſten Briefen herrſchte, und die Sachen, die ein Künſtler, der einmal ſelbſt für die

Kammerfrau der Königinn dort gearbeitet hat, verfertiget: alles das ſind Sachen, die mit dem heiſſeſten Hunger verſchlungen werden. Durch ihre mit Fleiß verderbte Ausſprache wollen ſie ſich gern zu Franzoſen lügen, nur daß ihr ſchlechtes Franzöſiſches ſie ſtets wieder Lügen ſtraft. Was würden ſie nicht darum geben, in der Atmoſphäre des Louvre geboren zu ſein! Von ihrem Vaterlande kennen ſie nichts. Die vortreflichen Arbeiten hieſiger Künſtler kaufen ſie nur, wenn ein Jude ſie für theure und wol gar kontrebande Pariſer Waare ausgiebt. Sie können den Namen keines deutſchen Dichters ausſprechen; und wenn ſie einſt von ungefähr ihr Auge auf ein deutſches Liedchen werfen, ſo denken ſie wol gar beim Roß an die Roſe, oder ärgern ſich über den unhöflichen Dichter, der ſeine Geliebte ein Mädchen nennt. Dieſe Baſtardbrut deutſcher Nation, die an allen kleinen Höfen unſeres Vaterlandes, und faſt ja auch in den kleinſten Städtchen wimmelt, die uns, guter R***, ſo manches bittre Lächeln ablokte, dieſe iſt denn auch freilich hier, obgleich nicht ſo zahlreich, noch weniger ſo geehrt, als bei uns.

Sonſt iſt man, im Ganzen, hier nicht franzöſiſch. Ich habe faſt noch nirgends, weder in Deutſchland noch in England, mit ſolcher Stärke und zugleich ſolcher Gründlichkeit gegen die Franzoſen reden hören, als hier laut und öffentlich ſelbſt an den Tiſchen der Großen geſchieht. Gegen die Kraftloſigkeit und Armuth ihrer Sprache, die Aengſtlich-

keit ihrer Grammatik, die Dürftigkeit ihrer erhabe-nen Poeſie; dann gegen den Leichtſinn der Nation, die kindiſche Eitelkeit, ſich die erſte Nation, und ihre Sprache die vortreflichſte zu nennen, die lächerliche Allprätenſion, die unwiſſende Verachtung anderer Völker, die Niederträchtigkeit, womit Gelehrten und Philoſophen den Despotismus befördern, die Ruchloſigkeit, die in Schriften herrſcht, welche ſelbſt Kindern in die Hände gegeben werden, die ſchändlichen Auswüchſe, worauf ihre Deklamations-philoſophie verfallen iſt, u. ſ. w. Die angeſehenſten Männer hier ſprechen mit jedem Fremden, von dem zu vermuthen iſt, daß er Deutſch verſteht, deutſch; die bekannten Nothſälle ausgenommen. Buchhändler, die bloß mit franzöſiſchen Büchern handeln, ſind hier wenig, und haben geringen Abſatz. Ein Franzoſe zu ſein, giebt bei den beſten Menſchen hier ganz und gar keinen Anſpruch auf vorzügliche Achtung. Die fliegenden Blätter, die von Schmierern dieſer Nation geſchrieben werden, erfahren eben die Verachtung, als die ephemeren Schriftchen ihrer deutſchen Konfratern. Das franzöſiſche Schauſpiel konnte ſich, ungeachtet der Unterſtützung des Königs von mehr als 10,000 Thalern jährlich, nicht erhalten; da das deutſche doch immer noch fort vegetirt, ungeachtet keiner ſolchen Unterſtützung, und ungeachtet ſeiner innern Schlechtheit. — Und doch iſt die Anzahl der Franzoſen hier beträchtlich, we-

nige

nigſtens 5 bis 6000, und vermehrt *) ſich noch täglich; und doch iſt der König der franzöſiſchen Litteratur ſo viel geneigter als der Deutſchen!

Ueber das letztere muß ich Ihnen ausführlicher ſchreiben. Ich frage Sie, und werde den enthuſiaſtiſchſten Deutſchen fragen: was war denn unſere Litteratur vor dem Jahre 1740? Was hatten wir damals für hinreißende Schriftſteller an Materie und Form für einen jungen feurigen Geiſt? Und wie waren die damaligen deutſchen Gelehrten ſelbſt beſchaffen? Was waren dagegen nicht damals franzöſiſche Schriftſteller und Gelehrte? Und man kann ſich noch wundern, daß ein Prinz, der ſich ſtark genug fühlte, ſich ſelbſt zu bilden, dieſe jenen vorzog! Daß er dies letztere that, war eben ſo natürlich, als daß er hernach, da wichtigere Geſchäfte ihn abriefen, da er durch unſterbliche Thaten ſich

*) Hier irrt ſich der Verf. Die Zahl der Franzoſen hier vermehrt ſich in der That nicht, ſondern nimmt zuſehends ab. Vielleicht machen die Schweizer und Deutſche, die ſich der Kolonie einverleiben laſſen, ¼, wo nicht ⅓ der franzöſiſchen Kolonie in Berlin aus. In den Provinzen verſtehen die wenigſten Koloniſten mehr Franzöſiſch, und die Kinder, wenn ſie zum Abendmahl gehn ſollen, müſſen im Franzöſiſchen nothdürftig unterrichtet werden, um den Katechismus zu verſtehen. Die ganze ſogenannte franzöſiſche Kolonie im ganzen Lande, die eingepfarrten Deutſchen und Schweizer mitgerechnet, beträgt nicht viel über 12000 Seelen.

A. d. H.

ſich in das Jahrbuch der Ewigkeit einſchrieb, nicht den Verſuchen ſeiner Landsleute zuſah, wodurch ſie in andern Sphären auch unſterblichen Geiſt zeigten; und daß er, wenn mitten unter den großen gefahrvollen Begebenheiten ſein heiterer freier Geiſt ſich nach Wiſſenſchaft und Poeſie ſehnte, er die ihm bekanntere franzöſiſche Sprache ergrif, und ſeine erhabnen Gedanken darin auszudrükken ſtrebte. Eben ſo natürlich, als daß er nun ein mit Recht gefaßtes, mit Liebe genährtes, und ſo viele Jahre hindurch gehegtes günſtiges Vorurtheil nicht ganz ablegen kann. Den Franzoſen hat er zugeſehn; und er weiß es ſehr wohl, ſagt es auch ſelbſt, daß ſie geſunken ſind. Den Deutſchen konnte er nicht ſo zuſehn; und vermuthet, daß ſie noch nicht ſo hoch ſtehn, als er ſeine Landesleute zu ſehen wünſcht. Dieſer Wunſch iſt in den Lettres ſur la litterature allemande durchaus offenbar. Daß er deutſche Litteratur nicht durchaus verachtet, zeigt ſein mehrmal gezeigtes Intereſſe um den Zuſtand derſelben, ſeine Unterredung mit deutſchen Gelehrten, ſeine Befehle, die Prinzen ja ihre Mutterſprache gründlich zu lehren, u. ſ. w. — Ich frage Sie ferner, aber nur Ihnen möchte ich dieſe Frage thun, der Sie von meinem Patriotismus überzeugt ſind: Was haben wir denn ſelbſt itzt für große Schriftſteller im Fach der Geſchichte? im Fach der Politik? für angenehme Ueberſetzungen der Alten? —— Alles dies hat mancher jüngere Barde nicht bedacht, der im Grunde

doch bloß das übel nimmt, daß der König von Preuſſen Voltairen und Algarotti Penſionen gab, und ihm keine giebt. Ich glaube: der Urſache nachzuſpüren, die einen großen Geiſt zu einer ſonderbaren Meinung gebracht hat, kann allein lehrreich ſein.

"Aber dieſe ſonderbare Meinung, ſo gründlich "ſich auch ihre Veranlaſſung erklären, und ſie ſich "daher entſchuldigen läßt, dieſe Meinung iſt denn "doch itzt offenbar unrecht!" — Das iſt ſie freilich; und wie ſehr ſie es ſein muß, iſt mir hier erſt recht deutlich geworden. Die Deutſchen ſind Nachahmer, übertriebene Verehrer des Ausländiſchen, vorzüglich des Franzöſiſchen. Hier ſah man das Franzöſiſche oft in ſeinem beſten Glanze, weil große und vortrefliche Köpfe dieſer Nation hieher gerufen wurden. Hier gab der König den Ton für die Franzoſen an; der König, der immer allgemein bewundert, faſt angebetet worden iſt, der den unglaublichſten Einfluß auf die Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen gehabt hat, und noch hat, nach dem man in Geſchmack, Künſten u. ſ. w. ſich ſo gern und ſo willig bildete. Und dennoch hat es hier mit der allgemeinen Achtung der Franzoſen und des Franzöſiſchen nie recht fort gewollt. Es muß alſo doch an der Sache ſelbſt liegen. Man muß gefühlt haben: daß Deutſch uns Deutſchen beſſer anſtünde, daß die galliſchen Schriftſteller uns allein nicht befriedigen könnten, daß es Stufen der Vollkommenheit gäbe, wohin

dieſe

dieſe nie geſtiegen wären, und wohin uns unſre Landsleute zu heben vermöchten. — Aber auf der andern Seite: daß man dieß fühlte, daß man dem lokkenden Beiſpiel des Königs widerſtand, daß man ſeinen Behauptungen hierin widerſprach; meinen Sie nicht, daß auch dieß eine glükliche Wirkung für die hieſige Nation gehabt habe? Faſt allenthalben haben Könige oder Miniſter Einfluß auf die Nationallitteratur gehabt; ſie leiteten dieſelbe, und jeder Schriftſteller nahm Rükſicht auf ſie. Nicht ſo hier, wo man vielmehr weiß, daß der König faſt kein deutſches Buch lieſt. Nicht bloß die Litteratur bildete ſich freier, ſondern auch der ganze Geiſt des Volkes ſelbſt, der nun keine Untrüglichkeit mehr an ſeinem Beherrſcher wähnt.

Wenn man überhaupt noch das Vorurtheil hegt, welches einige Schriftſteller aus guten Gründen unterhalten, daß die Litteratur nicht empor kommen könne, wenn die Fürſten nicht Belohnungen und große Gehalte den Dienern der Wiſſenſchaften angedeihen ließen; dann braucht man nur einen Blik auf Berlin zu werfen, um das für ein Vorurtheil zu erkennen. Wo? und unter welchem Könige hier? haben ſich mehr treffliche Köpfe theils gebildet, theils aus der Fremde verſammlet, als hier, wo ſie keine Unterſtüzung fanden? Aber lebt denn die Litteratur vom Brodte allein? und giebt es nicht vielmehr ganz andere Erforderniſſe zur Emporbringung der aufgeklärten Denkungsart und der Wiſſenſchaften,

als

als baare Bezahlung? Ein freier thätiger Sinn, der in der Nation verbreitet iſt, undeſpotiſche Grundſätze, die die Regierung befolgt, große Thaten, die Phantaſie und Herz beſchäftigen, und andere ſolche Umſtände, wekken zu großen Empfindungen und Geſinnungen. Und wo die ſind, da wird Dichtergeiſt und Schriftſtellertalent ſchon rege werden, wenn auch kein beſungner Miniſter Penſionen giebt, kein Gelehrter einen Titel bekömmt, und keine Akademie geſtiftet iſt.

Von den hieſigen franzöſiſchen Gelehrten kenne ich keinen perſönlich. Man ſagt von einigen, daß ſie die parteiiſche Erhebung ihrer Litteratur über die unſrige ſehr weit trieben; daß ſie jedes nachtheilige Urtheil über ihre Sprache, welches doch aufgeklärte Franzoſen ſelbſt ſchon oft gefället haben, wenn es ein Deutſcher ſagt, für Läſterung ausgeben, die nur daher käme, weil der Deutſche ihre Sprache nicht recht verſtände; und daß demohngeachtet dieſe Herren ſelbſt ihr Franzöſiſch ſehr unfranzöſiſch ſprächen und ſchrieben. Von andern ſagt man, daß ſie, ob ſie gleich ein Dutzend Jahre in Deutſchland und von deutſchem Brodte gelebt haben, ſich doch nie um die deutſche Sprache und Litteratur bekümmert hätten. Dieſe Art Undank, vermiſcht mit Trägheit und Eitelkeit, kann ich mir aber kaum vorſtellen. Wäre ich ein Paar Jahre in Grönland, ich würde mich um das dortige Menſchenvolk und ihr Wiſſen und Treiben bekümmern, und ſchriebe Ihnen denn

Briefe

Briefe über Grönland, wie itzt von und über Berlin. Daß ein Gelehrter gar nicht einmal Luſt hätte, nachzuſehen, wie die Geiſteskraft eines andern Volkes beſchaffen ſei, ſcheint mir unglaublich; wenigſtens dienten dieſe Herren nicht zu gelehrten Begleitern auf einer Weltumſeglungsreiſe. Die hieſige Akademie, die dem größten Theile nach aus eigentlichen Franzoſen, franzöſiſchen Schweizern und Italiänern beſteht, dieſe, ſagt man, hätte manche ſehr vortrefliche Mitglieder, die auch hin und wieder einzeln ihre Talente zum Beſten der Wiſſenſchaft zeigten. Allein als Akademiſten brächten ſie nichts wichtiges hervor; die Akademie als Akademie hätte noch kein großes Werk, wozu eben ſolche vereinte Kräfte gehörten, geliefert. Die Vorleſungen, wie die Memoires auszeigen, ſind franzöſiſch; und man will doch gefunden haben, daß die erſte Idee bei ihrer Stiftung vorzüglich auf die Geſchichte und Kultur der deutſchen Sprache gerichtet geweſen ſei — u. ſ. w. — —

9. Nach-

9.

Nachtrag zu der Nachricht von chriſtlichen Bakchanalien in der Chriſtnacht.

(S. Jan. 1784. S. 56.)

Bielefeld den 26. April 1784.

Eben erhalte ich von meinem Buchhändler das erſte disjährige Stük der Berliniſchen Monatsſchrift, und finde darin eine Anfrage an den ungenannten Zellerfelder, die chriſtlichen Bakchanalien in der Chriſtnacht betreffend, welche ein Aufſaz in des Hrn. M. Fabri geogr. Magazin veranlaßt hat. Der Verfaſſer dieſes leztern Aufſazes behauptet, ſeine Nachricht aus einer Erzählung von mir zu haben. Dies kann ſein, wiewol ich den Mann nicht kenne; denn es haben mich, wie ich Rektor zu Zellerfelde war, mehrere Reiſende beſucht, und ich habe dieſe mir ſehr auffallende Sache allen erzählt, weil ich glaubte: vielleicht rügt es einer oder der andere öffentlich, und veranlaßt dadurch die Aufmerkſamkeit der Konſiſtorien zu Hannover und Braunſchweig, daß dieſe ein ſolches heidniſches Skandal fortſchaffen. Herr E, denn ſo unterſchreibt ſich der Verfaſſer des Aufſazes in der Berl. Monatsſchrift, ſagt, die Sache käme ihm unglaublich vor, und wünſcht nähere

Nachrichten. Dieſes veranlaßt mich itzt, Ew. — folgendes über dieſe nun einmal rege gewordene Sache zu ſchreiben, und Sie zu bitten, davon in Ihrer Monatsſchrift Gebrauch zu machen. Ich verbürge Ihnen für die vollkommenſte Wahrheit, und daß gar nichts, auch nicht das allergeringſte, übertrieben iſt, meine ganze Ehre.

Erſtlich verſichere ich Ew.: — daß alles was im Fabriſchen Magazin von dieſen chriſtlichen Backchanalien ſteht, und wovon der Reiſende verſichert, daß ichs ihm erzählt habe, vollkommen wahr, und ohne alle Uebertreibung von ihm erzählt iſt. Es iſt eher noch zu ſchwach, als zu ſtark beſchrieben; denn wer kein Augenzeuge dieſer Zellerfeldiſchen Chriſtfeier geweſen iſt, kann es nicht ſtark genug denken, noch weniger beſchreiben. Mir ſelbſt iſt alles da erzählte wirklich ſo wiederfahren. Und was es auf meine Sele wirkte, das bin ich nicht im Stande, zu beſchreiben. Ich war damals ein feuriger junger Mann von 23 Jahren, wie ich dieſe backchanaliſche Chriſtfeier ſah und hörte. Ich hatte eine ſehr religiöſe Erziehung gehabt, und meinem Herzen waren dadurch die bleibendſten Eindrükke für die Religion eingeprägt worden. Ich dachte damals gar noch nicht, daß es ſo verderbte Geſinnungen der Menſchen geben könne, als ich nachher, durch viele traurige Erfahrungen belehrt, glauben mußte. Nun ſah ich dieſe Scene der Hölle; denn es kann in Goß-

kan ſchwerlich hölliſcher zugegangen ſein, als der Teufel das bekannte hunc diem ego cruentum feci in eigner Perſon in der Kirche gebrüllt haben ſoll. Bei dieſen chriſtlichen Bakchanalien konnte ich mir die ehemalichen Griechiſchen recht natürlich vorſtellen; ja ich mögte faſt behaupten, daß es bei jenen Orgien und Aphrodiſien noch züchtiger und ehrbarer zugegangen ſein mag, als in dieſer chriſtlichen Kirche.

Weil ich den Nachmittag wieder predigen mußte, da das Diakonat damals noch vakant, und Ziehen ſehr krank war, ſo hielt ichs für Pflicht, gleich auf friſcher That gegen dieſen wahrhaftig heidniſchen Greuel zu predigen; denn ich ſchämte mich, daß ich vor ſolchen Bakchanten wieder als ein chriſtlicher Prediger auftreten ſollte. Ich änderte daher den Aufſatz zur Nachmittagspredigt, ſo gut ichs in der kurzen Zwiſchenzeit, und in der damaligen Gemütslage konnte. Als ich dieſe Predigt des Nachmittags hielt, war die Kirche ungewönlich voll; dis konnte nicht daher kommen, daß man dieſes wuſte; denn ich hatte es Niemand geſagt. (Bei Ziehens ſehr langen, und ſehr langweiligen Predigten, da er immer 1½ Stunden predigte, war ſie gewöhnlich außerordentlich leer, und kaum ſo viel Leute gegenwärtig, daß geſungen werden konnte. Beim Wochengottesdienſt hat er ſie oft ganz leer gefunden, und mit dem Oppermann (Küſter) allein Gottesdienſt halten müſſen, woraus er ſich aber ganz und

gar nichts machte.) Es war auch die größte Stille und Aufmerkſamkeit, weil ich auf eine ganz ungewöhnliche Art Bußlieder ſtatt der Weihnachtslieder ſingen ließ. Als ich auf die Kanzel trat, zogen die Rathsglieder die Gardinen vor ihrem Stuhl dicht zu. Die Kirche ſtank noch wie eine Brauntweinsbrennerei; und da mir der Branntweinsgeruch ſtets von Natur zuwider geweſen iſt, ſo koſtete es mir ſehr viel Mühe und Anſtrengung auf der Kanzel auszuhalten.

Gegen Abend noch an demſelben Tage kam ein Bergmann mit ſeinem Sohn zu mir ins Haus, in der Abſicht, daß dieſer, der auch ein junger Bergmann war, mich um Vergebung bitten ſollte, daß er die Nacht mit unter den Backchanten geweſen ſei, und ſich auch mit beſoffen gehabt hätte; er ſei dazu verführt worden, und es ſei ihm herzlich leid, ich mögte doch für ihn beten, daß ihn Gott deswegen nicht ſtrafe. Noch einige Weibsleute kamen auch, und bekannten mir ihre ſchändliche Aufführung in der Frühmeſſe, und daß ſie dazu verführt worden wären, und bezeigten ſich gleichfalls ſehr reuig. Die eingebildeten Vornehmen machten mich wegen dieſer Predigt zum Lieblingsgegenſtande ihrer Läſterungen, und vom Pöbel mußte ich nachher genug leiden. Ich zeigte dem Braunſchweigiſchen Vizeberghauptmann von Praun, der damals das Direktorium hatte, dieſe offenbare Gottesſchändung an, und erhielt zur Antwort, daß ich freilich Recht habe, er

ſelbſt

ſelbſt wünſche dieſes zu vernichten, und den Unfug abzuſtellen, allein er wiſſe nicht, wie ers anfangen ſolle. Ich zeigte es auch Ziehen an, wie er wieder hergeſtellt war. Der hielt mir eine derbe Strafpredigt, daß ich als Rektor mich unterſtanden eine öffentliche Strafpredigt zu halten, welches mir nicht zukäme; ſagte, es ſei immer ſo geweſen, und ich würde mir viel Feinde machen, da ich die Predigt dagegen gehalten, es lieſſe ſich das Volk dergleichen nicht abbringen, da es von den übrigen Bergſtädten die ganze Nacht durch nach Zellerfelde zur Frühmeſſe ginge. Es ſei ein Vermächtniß, wovon die Predigt bezahlt würde, auch der Oppermann, der Kantor, der Muſikant ꝛc. bekämen davon, daher ließe ſichs nicht abſtellen, man müſſe darüber hinſehen ꝛc. Es ſind dieſes faſt ipſiſſima verba des verſtorbenen Ziehens; denn mir iſt die Sache noch ſo gegenwärtig, als ob ſie heute geſchehen wäre, und wäre ich ein Chodowiecky, ſo glaubte ich im Stande zu ſein, noch die ganze Bakchantengruppe recht nach der Natur zu zeichnen, ſo wie ich ſie damals geſehen habe.

Man ſuchte damals das Diakonat einzuziehen, oder vielmehr nur einen Theil der Einkünfte deſſelben; dis konnte nicht anders geſchehen, als wenn der Rektor zugleich Kollaborator des Superintendenten würde. Daher trug mir zu verſchiedenen malen der Herr Vizeberghauptmann von Praun dieſe Kol-

laboratur mit einer Zulage von 100 Rthlr. an. Ich hatte ſolche bis dahin noch nicht ganz ausgeſchlagen; aber dieſes chriſtliche Bakchusfeſt beſtimmte mich unerſchütterlich, an einem ſolchen Orte niemals Lehrer der Religion zu werden, und ich würde auch die Superintendentur ſelbſt nicht genommen haben, wenn man ſie mir geboten hätte, ob ich gleich über meine, und jedes Menſchen Kräfte bei der Schule arbeiten muſte, da ich Rektor, Konrektor, Subkonrektor, kurz alles allein war. Der Superintendent Ziehen drang auch mehrmals ſehr in mich, dieſes Anerbieten des Hrn. Vizeberghauptmanns anzunehmen, aber ich blieb unbeweglich, es nicht zu thun. Nun wurde auch Ziehen mein Feind, weil ſein Intereſſe ſehr dabei verlor, wenn das Diakonat beſetzt wurde, und dis war unvermeidlich, wenn ich bei meiner Weigerung blieb.

Für mich hatte dieſe Predigt, worin ich das Palladium des vornehmen und niedrigen Pöbels, ich meine die Bakchanterei, beſtürmt hatte, viele verdrießliche Folgen. Man that mir allen nur erſinnlichen Tort an, und verbitterte mir mein Leben ſo ſehr, wie es ſolcher Leute würdig war. Es ging ſo weit, daß ich nicht mehr wagen durfte, anders als bei ganz hellem Tage auszugehen. Ja ich war in meinem Hauſe nicht mehr ſicher, und mußte es gleich beim Anfang der Dämmerung feſt verſchließen. Denn als ich in Geſellſchaft meiner Mutter und meiner beiden Brüder einsmals des Abends in meiner

Stube

Stube ſaß, kam mir ein Bandit ins Haus, um mich zu attakiren, wobei mein Bruder noch mein Retter ward, und ihn fortjagte. Dieſer Bandit verlor einen Zettel, worauf ſtand, daß er dazu erkauft ſei, mir den Reſt zu geben. Ich zeigte es dem Bergamte an. Man hatte aber auch da keine Luſt, mich nachdrüklich zu ſchützen, denn ich erhielt zur Antwort: wenn wieder ſo ein Kerl käme, den ſollt ich habhaſt zu werden ſuchen, dann wolle man ihn ſtrafen. Ich mußte mich ſeit der Zeit mit geladenen Piſtolen verſehen, um mich auf den Fall wehren zu können, welches ich auch rund heraus ſagte, daß ich auf den erſten Banditen, der mir wieder ins Haus käme, gleich Feuer geben würde. In allem dieſen iſt nicht das geringſte übertriebne, es iſt nakte hiſtoriſche Wahrheit, ſo unglaublich es auch ſcheint außerhalb Marokko und Algier.

Ich entſchloß mich daher, weil mir ſolch ein Ort nothwendig ſo verhaßt ſein mußte wie eine Räuberhöhle, mein nicht uneinträgliches Rektorat zu Zellerfelde freiwillig aufzugeben, und meinen Abſchied zu fodern; und gieng als Präzeptor nach Klöſterbergen, unbekümmert darüber, was etwa dieſer oder jener hierüber ſchwatzen oder urtheilen würde. Hier fand ich mein Elyſium unter dem großen und verehrungswürdigen Reſewitz, und bei ein Par ſchätzbaren Freunden. Tauſendmal habe ich gewünſcht, in Bergen geblieben zu ſein, und nicht wieder in den Tartarus der Stadtſchulen zurükge-

rückgegangen zu ſeyn. — Folgendes habe ich, die Chriſto-Bacchanalia betreffend, nachher zuverläßig von andern erfahren. Niemand hat dieſe Frühpredigt hernach wieder halten wollen. Man hat ſie aber auch, weil viele davon einige Groſchen einzukommen haben, und es ein chriſtliches Vermächtniß iſt, nicht abſchaffen wollen. Denn was würde der Honigkuchenbäcker, der Branntweinſchenker, ꝛc. nicht auch verloren haben? Daher hat der Oppermann, ſo heißt daſelbſt der Schulmeiſter, leſen müſſen. Wenn dieſer nun hinter den Altar tritt und zu leſen anfängt, tritt das Volk davor, und ſchreit ihm immer bakchantiſch entgegen: Oppermann halter's Maul, har ſol nu nit laſan, wir wollens net hahn. 'Ne Predigt wollen wir hahn, halt ers Maul Oppermann, laſan kenne wir ſalbſt ꝛc. und das Bakchantenfeſt iſt wieder eben ſo gefeiert. Zweimal weiß ich, hat der Oppermann leſen müſſen, und es iſt beidemale ſo gegangen, daß er froh ſein müſſen, ohne Prügel aus der Kirche zu kommen.

Obs ſeitdem wieder geſchehen iſt, weiß ich nicht; ich vermuthe es aber doch ſehr, da mir die Harzgeſinnungen bekannt ſind. Das weiß ich auch, daß das Harzvolk, als der ſel. D. Friderici in Hamburg, einer der würdigſten Geiſtlichen, die ich jemals gekannt habe, ſtarb, welcher auch aus Verdruß über den rohen Pöbel die Generalſuperintendentur zu Klausthal aufgegeben, und ein Paſtorat in Hamburg

burg angenommen hatte, daß da das Volk geſagt hat: Nu den Friderici hat der Teufel neulich geholt, den Rektor wird er doch auch noch hohlen, daß er gegen die Frühmeſſe gepredigt hat, ſo daß wir nun den Oppermann müſſen leſen hören.

Hier haben Sie alles zuſammengedrengt, ſo kurz es nur möglich war, was ich über dieſe Sache ſagen kann. Gebrauchen Sie es, wie Sie wollen. Ich ſtehe Ihnen für die Wahrheit deſſen, was ich geſchrieben habe, mit meiner Ehre ein. Sie können dieſen ganzen Brief drukken laſſen, wenn Sie ihn erheblich genug dazu finden. Da die Sache im Publiko einmal rege iſt, ſo glaubte ich, wäre es gut, wenn ich, da mein Name genannt iſt, meine Meinung darüber gerade herausſagte.

Vorhek.

Anmerkung.

Wir haben über dieſe Chriſtnachtsfeier noch zwei Briefe erhalten, die Zellerfelde gegen den Herrn Rekt. Vorhek vertheidigen ſollen; aber wir haben ſie eben darum nicht vollſtändig eingerükt, weil uns dieſe Vertheidigung zu ſchwach ſchien, wenigſtens nach dieſer ausführlichen gegenſeitigen Erzählung es jedem Leſer ſcheinen dürfte. Doch liefern wir hier den hauptſächlichſten Theil des Inhalts, um unſre völlige Unparteilichkeit zu zeigen (denn was hätten wir für Urſache für oder wider Zellerferde Partei zu nehmen?) In dem einen Briefe eines gebornen, itzt nicht mehr dort lebenden Zellerfelders, der damals gerade die Schule des Hrn. R. V. beſuchte, wird die Unordnung der Chriſtnacht im allgemeinen zugeſtanden, die Erzählung des Herrn V. aber für vorſätzliche Uebertreibung erklärt. Einige Nebenumſtände wä-

ren geradezu falſch. Z. B. die Verkleidung der Sänger des Quem paſtores laudavere in Engel (dieſen Umſtand, der übrigens wohl nicht viel zur Sache thut, läugnet auch der Verf. des 2ten Briefes); ferner: daß die wenigen Mitglieder des Raths und Bergamts, die ſeine nachmittägige Bußpredigt (die übrigens darum unnütz geweſen ſei, weil keiner von denen, gegen die er eiferte, in der Kirche geweſen) mit angehört, ſich hinter die Gardinen verſteckt hätten, weil — keine Gardinen vor ihren Stühlen wären. Die Hauptfakta werden a priori und als unwahrſcheinlich widerlegt, vornehmlich weil der Bergmann zuviel Achtung für Religion und Sittlichkeit habe, um ſolcher Schandthaten fähig zu ſein. — Der zweite Brief findet Herrn Vorheks Erzählung nur übertrieben, giebt aber übrigens die Unordnung und die Greuel jenes Gottesdienſtes in vollem Maaße zu, und enthält am Ende die angenehme Nachricht, daß der Unfug ſeit 1782 abgeſtellt ſei. Hier ſind die wichtigſten Stellen: „der ruchloſere Theil der Bergleute pflegte ſich mit Branntwein und Honigkuchen dieſe Nacht gütlich zu thun. So vorbereitet, betrunken und taumelnd kamen denn viele zur Kirche, die meiſten aus fremden Gemeinen. Schändlicher Unfug und Lärm, auch wohl in den abgelegnen Winkeln der Kirche Tabakrauchen und Trinken machten dieſen Gottesdienſt zum Skandal. Weder Superintendent noch Mitglieder der Obrigkeit beſuchten die Verſammlung, ſie wußten zwar alle von der Unordnung, ſtellten ſich aber das Skandal ſo groß nicht vor, oder ſcheuten gewaltſamere Mittel, und hielten gelindere für unzulänglich. Der gute Ziehen war überhaupt nicht thätig genug ſtets außer ſich zu würken, hütete ſich friedlich vor Kolliſionen, und liebte mehr kontemplativiſche Eingezogenheit. Dies ſage ich der großen Hochachtung unbeſchadet, mit der ich ſein Andenken als eines biedern frommen Mannes ſtets ehren werde. — Ungezogenheiten von mancher Art, wie ein beſoffener Pöbel erwarten läßt, mögen vorgegangen ſein; nur nicht in dem Maaße, wie Hr. V. ſie ſchildert, um wie er wünſche, gewiſſen Perſonen in Z. und dem ganzen Ort einen Schandflek anzuhängen, nur nicht in dem Maaße, daß man dieſe Mette chriſtliche Bacchanalien

nennen

nennen dürfte. Aber duldet man denn noch itzt ſolchen Greuel, der doch immer Greuel bleibt, wenn auch die härteſten Behauptungen des R. B. nur Entſchüttungen von Galle ſind? — Der Superint. Ziehen wagte es nicht mehr in dieſen Metten predigen zu laſſen, ſondern ließ bloß den Oppermann ableſen. Dies vermehrte den Unfug faſt noch. So blieb es bis 1782. Die Gemeine wünſchte längſt wieder einen Prediger in der Mette zu hören. Der neue Superint. Frank erſuchte den damaligen Rektor, Herrn B. Nachfolger, dieſe Weihnachtsfrühpredigt zu halten. Dieſer verſtand ſich nur unter Bedingungen dazu, die zur Abſicht hatten, den Unfug ohne Zwangsmittel nach und nach aufzuheben. Der Hirtengeſang ſollte weggelaſſen und der Gottesdienſt um eine gute Stunde ſpäter, gegen halb 6 Uhr, anfangen. Dies geſchah. Der Erfolg war günſtiger, als man fürs erſte erwartete. Die Kirche war voll, aber es herrſchte durchaus ſoviel Stille, Wohlanſtändigkeit und äußere Andacht während des Geſangs ſowohl als währeud der Predigt, daß auch nicht die geringſte Spur jener Unordnung ſich zeigte.“ A. d. H.

10.

Ueber einen Aufſatz im deutſchen Merkur und einen andern in Schlözers Staatsanzeigen, beide die Berliniſche Monatsſchrift betreffend.

Die Berliniſche Monatsſchrift erreicht ihren Endzwek, wenn ſie durch die Gedanken, die ſie vorträgt, Gelegenheit zu deren weiterer Erörterung giebt,

ſollte

ſollte auch das dadurch herausgebrachte Reſultat (wenn es anders nur der Wahrheit näher kömmt!) gerade das Gegentheil ihrer Behauptungen ſein. Der Kieſelſtein kann nie beſſer angewandt werden, als daß durch häufiges Schlagen daran Funken herverſprühen, die dem Menſchengeſchlecht Licht und Wärme geben, ſollte er ſelbſt darüber auch in Staubtheile zertrümmert werden. Natürlich alſo ſind die Herausgeber der Monatsſchrift — nicht ſowohl auf allgemeines Lob oder Tadel derſelben aufmerkſam, als vielmehr darauf, wenn einzelne in ihr berührte Punkte eine nähere Unterſuchung erhalten. Vorzüglich dann, wenn ihre ältern ehrenvollern Mitſchweſtern eine ſolche Unterſuchung vortragen. Von einem Paar der neueſten ſolcher Fälle ſei es uns indeſſen erlaubt, unſere Meinung frei und unverholen zu ſagen.

I. Im deutſchen Merkur (März 1784, S. 222.) ſteht ein Schreiben eines praktiſchen Rechtsgelehrten über eine Stelle in Herrn Hofrath Feders Aufſatz: Abriß der wahrſcheinlichen Geſchichte des natürlichen Urſprungs der Sprachen, im November unſrer Monatsſchr. vor. J. B. II, S. 392. Der Spaß iſt artig und drollig genug, und der charakteriſtiſche Stil ſo gut getroffen, daß Herr F. ſelbſt an manchen Stellen wird mitgelacht haben. Nur müſſen wir, der Wahrheit zur Steuer, bemerken: daß der Aufſatz Herrn F. ganz und gar nicht trift. Oder ſollte vielleicht auch dies charakteriſtiſch ſein,

daß

daß der Themisſohn nicht erſt unterſuchte: ob wirklich "von dem Philoſophen eine Unrichtigkeit in jure "Romano admittirt" worden, ehe er ſeine "unvorgreifliche Bemerkung darüber zur Warnung auf "andere Fälle öffentlich ans Licht brachte"? . . . Der Fall iſt dieſer: Herr F. ſagt S. 401, fünftens: "daß es viele Urſachen gebe, die ſich auch leicht zeigen ließen, wodurch Benennungen, die in ihrem Urſprung aus einem natürlichen Grunde gebraucht wurden, in der Folge das Anſehn ganz willkührlicher und unnatürlicher Zeichen bekommen." Unter dieſen Urſachen führt er S. 40[illegible] endlich an: "die Abänderung der Worte ſelbſt in der Ausſprache und Schreibart, welche macht, daß man mit der Zeit gar nichts mehr in ihnen gewahr werden kann, was den Grund ihrer Bedeutungen begreiflich machte." Und davon bringt er als Beiſpiele bei: "das ff, welches die Pandekten, und das D, welches fünfhundert bezeichnet." . . . Läßt ſich aus dieſer Verbindung der Rede wohl im geringſten vermuthen: daß Herr F. geglaubt habe, man könne gar nicht erklären, woher das ff zur Bezeichnung der Pandekten entſtanden ſei? Und das iſt es doch, worüber ihm der Praktikus den langen juriſtiſchen Text lieſt. Uns dünkt vielmehr, daß die Verderbung des π zu einem ff (eine ohnedies ſehr bekannte Sache) deutlich genug von H. F. durch die Abänderung in der Schreibart u. ſ. w. angegeben worden; und daß der Praktikus von jedem un-

partei-